


8 plates

Sitten
und
Meinungen der Wilden
in Amerika.

Mit Kupfern.

Mores hominum multorum vidit et urbes.

Vierter Band.

Letzte verbesserte Auflage.

Wien
im Verlage bey F. A. Schrämbl. 1790.

Wir haben uns bisher mit denjenigen Wilden beschäftiget, die auf dem festen Lande von Amerika ihre Wohnsitze haben; nunmehr wollen wir auch diejenigen kennen lernen, die wir auf den Inseln in der Südsee, oder dem so genannten stillen Meere antreffen. In diesem ungeheuern Raume, der sich von den westlichen Küsten von Amerika bis nach China und Japan, und fast von einem Pole bis zum andern erstreckt, sind eine sehr große Menge Inseln, deren Einwohner von den Einwohnern der übrigen bekannten Welt eben so sehr unterschieden sind, als unter sich selbst. Durch die vielen Seefahrer, die die Welt umsegelt haben, sind wir mit vielen von diesen bekannt geworden; allein es ist auch ohne Zweifel noch vieles zu entdecken übrig, das vielleicht den künftigen Zeiten vorbehalten ist. Es ist dem Forscher der Menschengeschichte allerdings daran gelegen, die Erscheinungen zu sammeln, die er hernach vergleichen, und unter allgemeine Regeln bringen kann. So lange man noch nicht hinreichende Data hat, läßt sich vom Allgemeinen nicht viel sagen; oder man müßte von Grundsätzen, die man einstweilen angenommen

hat, beständig Ausnahmen machen. Es ist dieses aber immer um so viel schwerer, je mehr man Verschiedenheiten antrifft. Unsre Väter haben von den wenigen ihnen bekannten Wilden sogleich eine allgemeine Idee gegeben, und nach ihren Einsichten den Stand der Wildheit geschildert; aber wie wenig paßt solches auf viele von denjenigen Wilden, die wir in der neuern Zeit haben kennen lernen.

Wir finden unter den so genannten Wilden so mannigfaltige Abweichungen und Verschiedenheiten in den Leibern und Seelen derselben, daß man wirklich mehr Räthsel und unaufklärliche Probleme, als bestimmte Gewißheit antrifft. Von der rohen Natur, die man von den wilden Jägern und menschenfressenden Fischern, bis zu denjenigen Völkern antrifft, die sich der gesitteten Gesellschaft und bürgerlichen Cultur einiger Maßen nähern, findet man eine unendliche Verschiedenheit der Gewohnheiten, Meinungen und Verhältnisse, so daß keine Art von Geschöpfen so viele Arten von Varietäten unter sich hat, als das Menschengeschlecht. Je mehr wir diese kennen lernen, desto mehr vortheilhafte Schlüsse können wir in Absicht auf das Ganze ziehen. Wir wollen nunmehr gleich zu unsrer Hauptsache schreiten, und an der westlichen Küste von Amerika anfangen, und sodann immer weiter fortfahren.

Von den Wilden in Californien.

Man hielt Californien, welches zuerst vom Franz Drake entdeckt wurde, lange Zeit für eine Insel; bis man endlich gefunden hat, daß es nur eine Halbinsel sey, die von der nördlichen Küste von Amerika ihren Anfang nimmt, und sich vom 43° 30′ bis 22° 38′ nördlicher Breite erstreckt, und also über drey hundert deutsche Meilen lang ist. Von Mexiko wird dieses Land durch eine Meerenge getrennt; ihre Breite aber ist sehr ungleich; an einigen Orten setzt man sie auf achtzig, an andern nur auf zwanzig deutsche Meilen.

Die ältern Nachrichten von Californien laufen sehr wider einander. Einige Reisende beschreiben die Küsten dieses Landes sehr nachtheilig; sie sollen an einigen Gegenden wegen der entsetzlichen Kälte, und an andern wegen der unerträglichen Hitze ganz unbewohnt seyn. Einige stellen das Innere des Landes als ein unfruchtbares Land vor, welches wegen dem Mangel am Wasser gar nicht angebauet werden könnte; andere hingegen beschreiben es als ein fettes und fruchtbares Land, das sehr viele schöne Flüsse habe; einige beschreiben die Küsten, wegen den vielen Klippen und Untiefen, als sehr gefährlich; andere hingegen mahlen die Seeseite

als ein sehr angenehmes Land ab. Die Missionarien der Jesuiten machen uns insonderheit eine sehr klägliche Beschreibung von diesem Lande. Sie nennen es einen langen aus dem Meere hervorragenden, mit außerordentlichen Dornbüschen überwachsenen, von Gras, Wiesen, Wald, Schatten, Flüssen und Regen entblößten Felsen; wenn man nur ein wenig grabe, sagen sie, so komme man gar bald auf den unter dem wenigen Erdreiche verborgenen Felsen; kurz, es verlohne sich der Mühe nicht, die man auf die Eroberung dieses Landes wenden wollte. Andere beschuldigen die Jesuiten hierin einer Parteylichkeit, welche aus besonderen Ursachen dieses Land so erbärmlich beschrieben hätten; das Land könne allerdings gut angebauet werden, und man könne insonderheit von der Perlenfischerey ansehnliche Vortheile ziehen. In Ansehung der Einwohner dieses Landes sind die Nachrichten gleichfalls widersprechend. Einige mahlen solche als unwissende, grobe und ungesittete Menschen ab; andere beschreiben sie als höfliche, muntere, tapfere und gastfreye Menschen. Beyde Parteyen können nach der Verschiedenheit der Umstände und nach der Lage der Orte Recht haben. Wir werden uns bemühen, die Erzählungen der Reisenden so gut mit einander zu vergleichen, als es möglich ist.

Das Land, von dessen Einwohnern wir zu handeln anfangen, wird mit verschiedenen Nahmen belegt; es hieß Neu-Albion, die Carolingische Insel, und Californien. Den ersten Nah-

men hat ihm der Entdecker dieses Landes, Franz Drake, beygelegt; den andern bekam es von den Spaniern zur Ehre des Königs Carls des Zweyten, als sie dieses Land mit einer ansehnlichen Macht erobern wollten. Der gewöhnlichste Nahme, womit man es bezeichnet, ist Californien, ein Nahme, dessen Bedeutung und Ursprung gänzlich unbekannt ist. Die Missionarien haben in den verschiedenen Mundarten der Einwohner nicht die geringste Spur finden können, warum man diesen Nahmen dem Lande, oder einer Gegend desselben gegeben habe. Es haben zwar einige geglaubt, dieser Nahme wäre dem Lande von den Spaniern wegen der großen Hitze gegeben worden, die sie bey ihrer ersten Landung daselbst auszustehen gehabt hätten, und sollte so viel heißen, als calida fornax: allein es ist nicht wahrscheinlich; vielmehr scheint es, daß dieser Nahme entweder von einem Zufalle, oder einigen Indianischen Worten entstanden ist, deren Verstand die Spanier nicht einsahen, so wie es bekanntlich mit mehreren Nahmen von Indianischen Ländern gegangen ist.

Aller Vermuthung nach ist dieses Land zuerst aus Asien von Norden her bevölkert worden. Es gränzet näher an diesen Welttheil, als alle bisher in Amerika entdeckten Länder, und ist nur durch die bisher so genannte Meerenge Anian von dem festen Lande abgesondert. Der berühmte Cook hat diese Meerenge wirklich gefunden, und ist durch dieselbe hingefahren; daher einige diese Straße nunmehr die Straße Cook wollen

genannt haben. Cook bemerkte bey dieser Fahrt, daß beyde Erdtheile, Asien und Amerika, hier ein niedriges nackendes Land zeigten. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß dieser Theil von Amerika ursprünglich aus dem Asiatischen Siberien bevölkert worden ist; denn wenn man auch annimmt, daß Amerika und Asien nie wirklich zusammen gehangen haben, so liegen doch beyde Erdtheile hier einander so nahe, daß man es wenigstens nicht für unmöglich ausgeben kann, daß Asiater nach Amerika hinüber gegangen sind, besonders, da die vielen dazwischen liegenden Inseln den Übergang erleichtern konnten. Und hiermit stimmen auch ihre mündlichen Sagen überein. Obgleich diese äußerst ungewiß und dunkel sind, so sagen sie dennoch, daß ihre Vorfahren aus Norden hergekommen wären, ohne doch das Land eigentlich angeben zu können, aus welchem sie ausgegangen wären, noch die Zeit zu bestimmen, wenn solches geschehen sey. Bey einer gewissen Feyerlichkeit, wobey sich die Anführer der verschiedenen Nationen befanden, soll sich eine Streitigkeit eräugnet haben, die endlich in ein blutiges Treffen ausgefallen wäre; die Überwundenen hätten sich nach Süden gezogen; und da sie von den Siegern immer wären verfolgt worden, hätten sie sich in den Wäldern und auf den Bergen dieser Halbinsel in Sicherheit gesetzt. Andere sagen, diese Streitigkeit hätte nur zwischen den beyden Anführern Statt gehabt; diese hätten die Nation in verschiedene Parteyen getheilt, wovon die eine von der andern durch ein blutiges Treffen genöthigt wor-

den wäre, ihre Sicherheit auf den Inseln und Bergen zu suchen. Weiter haben die Missionarien nichts von dem Ursprunge der Californier erfahren können. Es ist höchst wahrscheinlich, daß dieser Zufall sich in den frühesten Jahren zugetragen haben muß, wo die Nördlich-Asiatischen Völker noch keine Kenntniß von der Schreibekunst gehabt haben. Denn wäre diese unter ihnen schon bekannt gewesen, so würden sich doch wenigstens einige Züge oder Denkmähler erhalten haben, woraus sich einige Vermuthung ziehen ließe, da wir die Charaktere der meisten Asiatischen Völker, der Japanen, Chinesen, Mogolen, anderer Tartarn und anderer Nationen bis an die Bay von Kamtschatka kennen. Oder man müßte annehmen, daß die Californier ehemahls einige Erfindung ihr Andenken fortzupflanzen gehabt, solche aber wieder völlig verloren hätten. Man mag von beyden Meinungen annehmen, welche man will, so erhellet, daß der Ursprung der Californier in das späteste Alterthum hinauf steige.

Alle Reisebeschreiber sind darin einig, daß Californien heut zu Tage von verschiedenen Indischen Nationen bewohnt sey; aber es ist schwer, ja beynahe unmöglich, solche genau zu bestimmen. Denn da sie, wie wir weiter unten zeigen werden, weder von einer Theilung des Landes, noch von einem Privat-Eigenthum, noch von der Unterwürfigkeit unter ein allgemeines Oberhaupt einige Begriffe haben; so können wir auch hierdurch die Nationen nicht von einander unter-

scheiden. Es bleibt also kein anderer Unterschied der Californischen Nationen übrig, als die Sprache. Nun sagen einige Missionarien, daß in Californien, so weit die Missionarien solches kennen, sechs Sprachen geredet würden; andere sagen, es wären nur fünf; noch andere setzen sie auf drey herunter. Dieser Unterschied kommt ohne Zweifel daher, weil einige da mehrere Sprachen zu finden glauben, wo andere bey genauerer Untersuchung gefunden haben, daß es nur Mundarten einer und eben derselben Sprache sind. Dieses voraus gesetzt, nimmt man am wahrscheinlichsten an, daß drey Hauptsprachen in Californien geredet werden, eine von den Cochimiern, die andere von den Pericuern, und die von den Loretanern; die letzte zertheilt sich wieder in zwey Dialekte, nähmlich in den zu Guaycura und den zu Uchiti. Diese drey Sprachen reden die vornehmsten Nationen auf der Halbinsel. Die eine wohnet gegen Mittag von dem Vorgebirge St. Lucas bis ein wenig über den Hafen de la Paz; diese sind die Pericuer: die andere, welche Monquis genannt wird, wohnt von Paz an bis an Loreto: die dritte, die Cochimier, wohnen von da bis gegen Norden. Eine jede von diesen Nationen theilet sich wieder in Zukünfte und Familien. Jeder Vater ist Fürst seiner Familie; seine Gewalt aber hört auf, so bald seine Kinder sich selbst zu versorgen im Stande sind. Eine jede von diesen Nationen hat mehrerley Nahmen, die oft von gewissen zufälligen Begebenheiten hergenommen werden: z. B. die Indianer, die auf der Mittagsseite von Lo-

rete = Concho wohnen, heissen mit dem allgemeinen Nahmen Monquis; sie werden aber auch Edu genannt, so wie diejenigen von eben dieser Nation, die etwas weiter gegen Norden wohnen, Laymones genannt werden. Außer diesen Nationen, die die Spanier genauer als die andern haben kennen lernen, gibt es noch einige andere, wovon uns die Missionarien nur die Nahmen mittheilen. Sie nennen solche die Bagiopa's, Heabonoma's, Iguana's, und Cutguana's; die erste von diesen Nationen setzen sie an die Mündung des Flusses Colorado, die zweyte etwas weiter hinauf an das östliche Ufer dieses Flusses. Weiter hinauf, wo der Fluß Gila und Colorado zusammen kommen, setzt man die Nation der Alchema's, auf der andern Seite die Nation der Cucullato's. Die übrigen Nationen, die zwischen dem Flusse Colorado, Monte = Rey, dem Vorgebirge Mondezino und dem übrigen Lande längs der Küste hin wohnen, sind völlig unbekannt, so daß man nichts davon mit Gewißheit sagen kann. Freylich haben uns die Missionarien mit vielen Nahmen Californischer Völkerschaften beschenkt; sie reden von den Paurus, Atschemes, Mitschirikutameis, Mitschirikuteurus, Mitschirikutaruanajeres u. s. w.; aber was helfen uns die Nahmen, wenn sie nichts Mehreres davon sagen.

Was die Gestalt der Californier anbelangt, so sind sie in der Bildung den Mexikanern ähnlich. Ihre Farbe ist vom Kopfe bis auf die Füße braunroth; bey einigen fällt sie in das Kastanienbraune, bey andern in das Kupferfarbige. Diese

Farbe aber ist ihnen nicht angeboren, sondern wenn die Kinder auf die Welt kommen, haben sie eben eine solche Farbe, als diejenigen, die von weißen Ältern geboren werden; aber in kurzer Zeit fangen sie an sich zu färben, wozu dieses ungemein viel beyträgt, daß sie die zarten Kinder mit Farbe beschmieren. Ihre Haare sind schwarz und strack; die Männer haben keine Bärte, sondern wenn sich Härchen am Kinn zeigen, so reissen sie solche mit der Wurzel heraus, weil sie einen Bart, wie die meisten andern Amerikaner, für etwas Unanständiges halten. Sogar an den Augenbraunen haben sie wenig Haare. Ihre Zähne sind, ob sie gleich solche niemahls säubern, dennoch so weiß, wie Elfenbein. Die Augenwinkel gegen die Nase zu sind nicht zugespitzt, sondern rund. Übrigens aber sind sie wohl proportionirt, geschwinde an ihren Gliedmaßen, hurtig und stark. Sie gewöhnen sich von Jugend auf, mit ihren Fußzehen allerhand Dinge vom Boden aufzuheben. Man trifft nicht leicht Personen unter ihnen an, welche besonders dick vom Leibe wären, welches unfehlbar von ihrer herumschweifenden Lebensart herkommt.

Was ihren Verstand und Gemüths-Charakter anbelangt, so haben sie mit den übrigen Amerikanischen Wilden beynahe einerley Fähigkeit, einerley Neigungen, und einerley Sitten. Das Hervorstechende in ihrem Charakter ist Dummheit und Unempfindlichkeit, der Mangel der Einsicht und des Nachdenkens, die Unbeständigkeit, Wuth, blinde Begierde, Faulheit und Abnei-

gung vor aller Arbeit, Liebe zum Vergnügen und Lustbarkeiten, so dumm und abgeschmackt sie auch seyn mögen; Kleinmüthigkeit, und überhaupt ein Mangel von alle dem, was den Menschen vernünftig, gefällig und gesellig machen kann. Dieses sind die allgemeinen Züge ihres Charakters; nun wollen wir ihn auch ins besondere kennen lernen. Alle Reisebeschreiber sind darin einig, daß man sich nicht leicht eine so dumme, so eingeschränkte, und an Leib und Seele so schwache Nation einbilden könne, als die Californier sind. Ihr Verstand geht nicht weiter, als sie sehen; abgezogene Begriffe und verwickelte Urtheile sind ganz wider ihren Verstand. Man mag ihnen die Vortheile, die sie erlangen könnten, wenn sie auf eine gewisse Art verfüh；ren, vorstellen, wie man will, so richtet man doch nichts bey ihnen aus. Sie wissen gar nicht, was das heisse, sich ein Gut verschaffen, oder gewisse Mittel anwenden, wodurch man zum Besitz eines Gutes gelangen kann; der bloße zufällige sinnliche Genuß ist alles, worauf sich ihre Denkkraft einschränkt. Es kann seyn, daß sie in der ersten Anlage Geisteskräfte haben, die, wenn sie von Jugend auf gehörig bearbeitet würden, auf eine vortheilhafte Art sich entwickeln könnten: allein, wenn auch etwas Gutes in ihnen ist, so verrostet es gleichsam, und kommt niemahls zur Wirksamkeit. Sie haben zwar eine Geschicklichkeit, Dinge, die sie sehen, nachzuahmen: aber diese Sinnlichkeit ist auch das Einzige, welches sich bey ihnen äußert. Nachdenken, und wenn es auch noch so geringe wäre,

ist nicht bey ihnen zu finden. Ihre Dummheit äußert sich insonderheit beym Zählen. Es ist eine ausgemachte Sache, daß die abstracten Begriffe der Zahlen schon eine geübte Denkungskraft erfordern; je weniger diese cultivirt ist, einen desto größern Mangel wird man in jenem gewahr. Man beobachte unsre Kinder; mit zunehmendem Gebrauche der Vernunft wird auch die Vorstellung der Zahlen erleichtert. Nun wollen wir die Californier ansehen; nicht einmahl unsern kleinen Kindern können sie es hierin gleich thun. Bey ihnen geht die Kunst zu zählen nicht weiter, als bis sechs, bey einigen gar nur auf drey, so daß sie nicht einmahl sagen können, wie viele Finger sie haben. Sie wissen nicht, was ein Jahr sey, noch wo sich dasselbe anfangen oder endigen soll. Wenn sie daher sagen wollen, daß ein Jahr vorbey sey, so benennen sie solches von den Früchten, die um jede Zeit reif werden. Die gewöhnlichste Frucht bey ihnen ist die Pitahaja, eine Art Indianischer Feigen. Anstatt also zu sagen: es ist ein Jahr vorbey, sagen sie: es ist eine Pitahaja vorbey. Es ist ihnen einerley, ob etwas vor einem Jahre oder vor zwanzig Jahren geschehen sey. Bey dieser Anlage der Seele läßt sich leicht begreifen, was sich durch Vorstellungen der Bewegungsgründe von zukünftigen Belohnungen und Bestrafungen ausrichten läßt. Ihre Kenntniß von Tugend und Lastern ist so geringe, daß sie ohne alles Nachdenken ihre Handlungen verrichten. Der natürliche Menschenverstand ist so schwach, daß sie, ohne einige Achtung für den Wohlstand, kein anderes Ziel

ihrer Handlungen wissen, als das unmittelbare Vergnügen und sinnlichen Nutzen. In dieser Absicht handeln sie bloß nach einem thierischen Instinct.

Ihre moralischen Eigenschaften sind eben so schlecht, als ihre physischen. Sie haben nicht die geringste Empfindung von Ehrliebe: ihr ganzes Bestreben geht auf körperliche Stärke; von der wahren Tapferkeit der Seele aber wissen sie gar nichts. Was Ehre, guter Nahme, Vorzug vor andern sey, davon haben sie nicht die geringste Idee; daher auch der Ehrgeitz, diese mächtige Triebfeder menschlicher Handlungen, gar keine Gewalt über sie hat. Dennoch findet man eine gewisse Eifersucht unter ihnen. Wenn man einem unter ihnen Lobeserhebungen oder Belohnungen ertheilt, so werden die andern empfindlich; und dieses ist das einzige Mittel, sie aus ihrer natürlichen Trägheit zu erwecken. Eben so weit sind sie auch vom Geitz befreyet, einem Laster, welches bey gesitteten Völkern so vieles Unheil anrichtet. Ihre Bedürfnisse sind sehr eingeschränkt, und die Mittel, solche zu befriedigen, sind auch geringe; daher ist es nicht zu verwundern, wenn diese schädliche Neigung keine tiefen Wurzeln bey ihnen schlagen kann. Ihr Leichtsinn und ihre Sorglosigkeit für die Zukunft ist eine andere Ursache, woraus sich ihre Abneigung gegen zeitliche Güter erklären läßt. Wenn sie nur so viel haben, als jederzeit hinreichend ist, ihre Begierde durch Genuß zu befriedigen, so sind sie um die Zukunft ganz unbe-

kümmert. Wenn die Californier also dem Geitz feind sind, so geschieht solches nicht aus Tugend, sondern aus bloßer Trägheit der Seele. Ihre Begierden schränken sich bloß auf dasjenige ein, was sie von einem Tage zum andern brauchen; für den andern Morgen sind sie ganz unbekümmert. Und wie kan Geitz bey einem Volke entstehen, welches kein Privat-Eigenthum kennt, das weder Häuser noch Äcker hat, bey dem alles gemein ist, wo niemand ein anderes Recht hat, als dieses, die Früchte der Erde, die er nöthig hat, zuerst einzusammeln? Diese Beschaffenheit des Geistes macht sie faul, unempfindlich, unthätig, und der Arbeit feind. Aus eben dieser Ursache aber fallen sie mit einer wilden Hitze über den ersten Gegenstand her, der sich ihnen darstellt, bloß weil er ihnen gefällt, oder andere ein Vergnügen daran finden. Wenn man ihnen Gefälligkeiten erweiset, so sehen sie solche mit der größten Gleichgültigkeit von der Welt an. Die Missionarien haben verschiedene Mahle versucht, sie durch Geschenke zu gewinnen; allein ihr Geschenk war verloren, ohne daß sie ihre Absicht erreichten. Sie nahmen sie an, zeigten ihren Wohlthätern den Rücken, und gingen davon. Eben so wenige Begriffe haben sie von Ehrerbiethigkeit gegen Vorgesetzte, oder Höflichkeit gegen andere. Leichtsinnig versprechen sie alles, ohne im geringsten ihr Wort zu halten. In einem Athem sagen sie sechsmahl ja, und eben so vielmahl nein, ohne zu merken, daß sie sich widersprechen. Bey dem allen aber haben sie eine starke Neigung zum Stehlen. Gold und Sil-

der hat zwar gute Ruhe vor ihnen, aber Eßwaren, sie mögen von einer Art seyn, von welcher sie wollen, sind desto mehrerer Gefahr bey ihnen ausgesetzt. Da sie bloß instinctmäßig leben, so gerathen sie einer Kleinigkeit wegen in den heftigsten Zorn, beruhigen sich aber auch den Augenblick wieder, so bald man ihnen die Spitze biethet, ohne daß sie die geringste Vergütung des angethanen Unrechts fordern. Ihr Zorn dauert nur so lange, als sie keinen Widerstand finden; fangen sie einmahl an nachzugeben, so ist keine Niederträchtigkeit so groß, die sie nicht begehen. Im Gegentheile ist ihr Stolz unerträglich, wenn man ihnen nachgibt. Sie sind im eigentlichen Verstande, wie die Kinder, und ihre Leidenschaften zeigen in allen Stücken die Schwäche ihrer Vernunft. Unter sich leben sie ohne Zänkereyen; und worüber sollten sie entstehen, da die zwey fruchtbaren Mütter der Streitigkeiten, Ehrgeitz, und das Mein und Dein bey ihnen nicht angetroffen werden? Sie wissen auch nichts von Argwohn, welcher bey ihrer sehr eingeschränkten Vernunft nicht Statt haben kann. Man findet auch keine Hartnäckigkeit bey ihnen, sondern aus Leichtsinn sind sie zum Guten eben so gelenksam, als zum Bösen. Man findet auch bey ihnen keine solche Neigung zu starken Getränken, als bey andern Wilden, außer daß sie sich an ihren Festtagen mit dem Rauchen des wilden Tobaks berauschen.

So sehen die Californier überhaupt aus. Nun wollen wir ihre Sitten und Meinungen ins be-

sondere kennen lernen, und den Anfang mit ihrer Religion machen. Wir bedauern aber, daß wir unsern Lesern keine völlige Genugthuung hierin verschaffen können, indem die Nachrichten hiervon so sehr einander widersprechen, daß es fast unmöglich ist, sie mit einander zu vereinigen. Wir wollen sie so geben, wie wir sie empfangen haben. So viel ist gewiß, daß, als die Spanier das erste Mahl in dieses Land kamen, sie nicht die geringste Spur von einer unter den andern Amerikanern ausgebreiteten Abgötterey antrafen. Sie verehrten keine Geschöpfe oder Bilder von falschen Gottheiten. Sie wußten nichts von Gebethen oder andern eigentlichen Religionsübungen; sie wandten sich weder öffentlich noch ins geheim an eine Gottheit, indem sie von derselben gar keine Begriffe hatten. Einer von den neuesten Missionarien macht von seinen gemachten Entdeckungen folgende Beschreibung: „Ich habe mich, sagt er, bey denen, unter welchen ich wohnte, fleißig erkundigt und nachgeforscht, ob sie nicht eine Erkenntniß von Gott, von einem zukünftigen Leben, oder der Seele hätten; ich habe aber mit aller meiner Mühe keine Spur einer solchen Erkenntniß entdecken können. Sie haben in ihrer Sprache nicht einmahl ein Wort, welches Gott, oder die Seele anzeigt, sondern, wenn die Missionarien von beyden mit ihnen reden wollten, so mußten sie die Spanischen Worte, Dios und alma, in die Californische Sprache übertragen. Sie sahen Sonne, Mond und Sterne nicht anders, als das Vieh an, ohne die geringste Reflexion dar-

über zu machen. Fragt man sie über etwas, was mit dem Essen und Trinken in keiner Verbindung steht, so ist ihre Antwort: aipekeriri, d. i. wer weiß das? Fragt man sie, ob sie denn niemahls nachgedacht hätten, wo die Sonne, der Mond, und die übrigen Theile der Welt hergekommen wären, so ist ihre Antwort: nein. Man mag sich so viele Mühe geben, als man will, so kann man nichts von ihnen heraus bringen. Es scheint also, daß dieses vielleicht das einzige Volk unter der Sonne ist, welches von Gott und dessen Verehrung keinen Begriff hat."

Indessen versichern uns doch andere, daß nicht nur diese Beschreibung übertrieben sey, sondern sie machen uns einige Lehren bekannt, die unter ihnen angetroffen würden. Aber vielleicht ist auch diese Nachricht auf der andern Seite übertrieben. Wir wollen sie hören. Die Californier hatten (so lauten diese Nachrichten) nicht nur einen Begriff von der Ewigkeit und Natur Gottes, als einem bloßem Geiste, und von andern geistigen Wesen, sondern auch eine schwache Erkenntniß von der Dreyeinigkeit, von der ewigen Zeugung des Worts, und von vielen andern Artikeln der Christlichen Religion, die aber mit vielen abgeschmackten Possen vermengt waren. Sie hatten davon so klare Begriffe, daß einige Missionarien auf die Gedanken kamen, sie stammten ursprünglich von einem Christlichen Volke her. Andere aber erklären dieses Räthsel, mit mehr Wahrscheinlichkeit, auf folgende Art. Sie glauben, die getauften und in der Christlichen Religion bereits

unterrichteten Californier hätten den Missionarien weiß gemacht, daß sie bereits vorher einige von diesen Begriffen gehabt hätten, und diese hätten sich durch diese Vorspiegelungen hintergehen lassen, und diese Californischen Lügen als Wahrheit in die Welt hinein geschrieben; es ließ sich allerdings hören. Denn wie sollten Menschen, die ihre Tage in einer viehischen Sinnlichkeit hinbringen, die sich kaum abgezogene und allgemeine Begriffe aus Dingen, welche in die Sinne fallen, formiren können, so weit erheben, daß sie auf solche geistige Begriffe kommen könnten? Daß sie solche aus einem Christlichen Lande ursprünglich sollten mitgebracht haben, ist eben so unwahrscheinlich, da wir in dem ganzen Charakter dieser Nation nicht die geringste Spur in andern Dingen hiervon finden können.

Inzwischen wird es nicht unangenehm seyn, die besondern Nachrichten zu lesen, die uns die Missionarien davon geben. Einer macht uns von der Religion der Eduer, oder südlichen Perikuer, folgende Schilderung. Es gibt, sagen die Californier, nach ihrer Erzählung, einen Himmel, und einen sehr mächtigen Herrn, der den Himmel und die Erde erschaffen hat. Er heißt Niparaya, und sorgt für die Fortdauer aller Geschöpfe; er hat die Bäume und alles, was wir sehen, erschaffen, und thut alles, was er will. Wir können ihn nicht sehen, weil er keinen solchen Körper hat, wie wir. Dieser Niparaya hat eine Frau, Anayicondi genannt, und ob er sich ihrer gleich nicht bediente, weil er nicht körper-

lich ist, so hat er doch mit ihr drey Söhne gehabt. Der eine heißt Quaayayp, d. i. Mensch, und Anayicondi gebar ihn auf den Bergen Acaraypui, oder wie andere wollen, auf gewissen rothen Bergen bey San Jagó de los Coras, die sie Cunimuiici nennen. Quaayayp schlug seine Wohnung bey den südlichen Indianern auf, um sie zu unterrichten. Er war sehr mächtig, und hatte viele Leute in seinem Gefolge, die er mit sich in dem Lande herum führte. Endlich tödteten ihn die Indianer aus Zorn, und setzten ihm eine Dornenkrone auf den Kopf. Er ist todt bis auf den heutigen Tag, aber er behält seine ganze Schönheit, da die Verwesung keine Gewalt über ihn hat. Er gibt beständig Blut von sich, redet aber nicht, weil er todt ist; er hat aber eine Eule, die mit ihm redet. Sie sagen ferner, der Himmel sey unendlich mehr bevölkert als die Erde, und es hätten sonst unter den daselbst wohnenden Menschen viele Kriege gegeben. Eine sehr mächtige Person, die einige Wac, andere aber Tuperan nennen, empörte sich wider den Niparaya, und wagte es, ihm an der Spitze seiner Partey ein Treffen zu liefern. Nachdem er aber völlig geschlagen worden, so nahm Niparaya dem Wac oder Tuperan seine ganze Macht, seine Pitahayas und allen Vorrath, jagte ihn aus dem Himmel, und sperrte ihn mit seinen Anhängern in eine große Höhle unter der Erde, wo er ihnen die Walfische zu Wächtern gab. Ferner, sagen sie, sehe es Niparaya nicht gern, daß sich die Menschen schlagen, und diejenigen, die an einer Verwundung vom Pfeile oder Schwerte

sterben, kommen nicht in den Himmel. Im Gegentheil ist es des Wac oder Tuperan größtes Vergnügen, wenn er sieht, daß alle Menschen im Kriege gegen einander sind, weil alle im Treffen Gebliebenen in seine Höhle kommen. Es gibt bey diesen Indianern zwey Parteyen. Die, welche dem Niparaya folgen, sind weise, klug, gelehrig, leicht zu überzeugen, und hören die christlichen Wahrheiten gern. Aber bey den Anhängern des Wac Tuperan ist es ganz anders. Es sind böse Leute und der Zauberey ergeben, und ihre Anzahl ist sehr groß. Sie haben viele besondere und ganz abgeschmackte Meinungen, z. B. daß die Sterne von glühendem Metalle, daß die Sonne von dem Cucunumic, der Mond aber von dem Purubutai erschaffen worden.

Von dem Lehrbegriffe der Loymonet, Monquier, Vehitier und Guacurer, die in der Gegend von Loretto wohnen, geben sie folgende Nachricht. Sie haben in ihrer Sprache kein Wort, das den Himmel anzeigt, sondern sie bemerken ihn mit dem allgemeinen Nahmen Notu, welches so viel als erhaben bedeutet. Das Haupt der Geister, das sie Cumongo nennen, hat nach ihrer Sage seine Wohnung in dem mitternächtlichen Theile des Himmels, und schickt von da Pest und Krankheiten unter die Menschen. In den ersten Zeiten schickte er einen andern Geist unter die Menschen, den sie Gayiachai nennen. So bald dieser auf der Erde angekommen war, säete er Pitahayas, eine in Californien sehr gewöhnliche Frucht, machte Häfen an der Küste, und hielt

sich an einem großem Steine, den die Spanier jetzt Puerto-Escandido nennen, lange Zeit auf. Indessen brachten ihm die andern kleinen Geister, die unter ihm standen, Pitahayas und Fische, die sie in dem Hafen fingen, zu essen. Der Guyiachai verfertigte für seine Priester, die sie in ihrer Sprache Dicuinochos nennen, Kleider von Thierhäuten. Einige Zeit hernach setzte Guyiachai seine Reise fort, säete Pitahayas, und zu seinem Andenken ließ er ein gemahltes Täfelchen zurück, dessen sich die Dicuinochos oder Priester bey ihren Festen bedienen. Ferner, sagen sie, Sonne, Mond, und die Morgen- und Abendsterne wären Männer und Weiber, die sich alle Abende in dem Meere eintauchten, und des Morgens wieder auf der andern Seite zum Vorscheine kämen, nachdem sie die Nacht durch das Meer durchschwämmen.

Die Cochimier, welche die zahlreichste und weitläufigste Nation ausmachen, sollen in ihren Lehren und Meinungen bey weitem nicht so unvernünftig und ausschweifend seyn. Sie glauben, sagt ein Missionär, einen Gott im Himmel, dessen Nahme in ihrer Sprache den, der da lebet, anzeigt, welcher, ohne geheurathet zu haben, einen Sohn gehabt hat, dem sie zwey Nahmen beylegen, wovon der eine so viel, als das Ende oder die Vollkommenheit der Erde, der andere aber so viel, als der Leichte, bedeutet. Es ist auch noch ein anderer, dessen Nahme ist, der die Götter erschafft, und ob sie gleich diesen Nahmen allen dreyen beylegen, so geben sie doch auf

die Frage, wie viel Götter wären, zur Antwort, nur einer, der den Himmel, die Erde, die Thiere, Bäume, Früchte, Mann und Weib erschaffen habe. Sie haben auch einigen Begriff von bösen Geistern, und sagen, der große Gott, nähmlich der da lebet, erschuf gewisse unsichtbare Wesen, die sich wider ihn empörten und seine Feinde waren; diese nennen sie Lügner, Betrüger und Verführer. Wenn die Menschen sterben, so werden sie von diesen Geistern begraben, damit sie den lebendigen Gott nicht zu sehen bekommen.

Ob alle diese Nachrichten glaubwürdig sind, können wir aus Mangel näherer Zeugen nicht bestimmen. Es kann seyn, daß schon in ältern Zeiten Europäer da gewesen sind, von denen sie einige Lehren bekommen haben, die sie hernach durch abgeschmackte Zusätze dermaßen verdorben haben, daß man jetzt von ihrem ersten Ursprunge kaum noch einige Spuren entdeckt. Im Ganzen bleibt die Nachricht von der innern Religion der Californier noch immer zweifelhaft und ungewiß.

Man kann sich leicht einbilden, daß die äußere Religion bey den Californiern nicht besser, als die innere seyn werde. Sie haben zwar eine Gattung von Priestern, aber es sind dieses mehr Zauberer und Gaukler, als Diener der Religion. Sie theilen sich in verschiedene Secten; einige nennen sie Dicuinahos, andere aber Geosnias. Wenn man sie der Zauberey beschuldigt, so darf man nicht glauben, daß sie mit den bösen Geistern in einem Bündnisse ständen, oder

geheime und wundervolle Kräfte besäßen; nein, es sind Betrüger, die einen Umgang mit denjenigen unsichtbaren Geistern, deren Daseyn die Californier zugeben, behaupten, um sich bey dem gemeinen Volke einige Hochachtung zu verschaffen. Um diese Absicht zu erreichen, bedienen sie sich allerhand wunderlicher Geberden und Ceremonien. Sie kriechen zuweilen in eine Höhle, und reden mit veränderter Stimme, und machen alsdenn das Volk glauben, sie hätten sich mit diesen oder jenen unsichtbaren Wesen unterhalten. Wenn sie zusammen einen feyerlichen Umgang halten, so erscheinen sie in einem langen aus lauter Menschenhaaren verfertigten Mantel. Die Absicht einer solchen Feyerlichkeit aber ist keine andere, als von den Californiern das Beste von ihren Früchten zu bekommen, ohne solche selbst mühsam im Felde zu suchen; das gemeine Volk aber glaubt, daß sie die Kraft hätten, Krankheiten zu vertreiben, oder ihnen viel Pitahajas zu verschaffen. Übrigens ist ihr Ansehen unter der Nation von gar keiner Erheblichkeit; bloß das Interesse kommt ihnen zu Statten, weil sich der dumme Indianer einbildet, es wäre zum guten Ausgange ihrer Unternehmungen, und zur Vermeidung des ihnen drohenden Unglücks genug, wenn sie ihnen das Beste ihrer Früchte, Fische und Vögel brächten. Und die Betrüger lassen auch das Volk nicht nur in ihrem Irrthume, sondern drohen ihnen auch, wenn sie dieses nicht thun würden, Krankheit, Unglück und Hunger über sie zu bringen; denn so wenig auch die Californier von einer unsichtbaren Welt Kenntniß

haben, so glauben sie doch, daß ihre Priester und Zauberer mit gewissen unsichtbaren Wesen einen Umgang hätten. Hierzu kommt auch noch dieses, daß sie, wie bey andern Indianischen Völkern, auch ihre Ärzte sind. Sie mögen so wenig verstehen, als sie immer wollen, so hat doch das gemeine Volk ein großes Vertrauen auf sie; denn sie glauben, was ihnen an Kunst abginge, würde durch den geheimen Umgang mit den Geistern ersetzt. Um ihren Arzeneymitteln einen besondern Werth beyzulegen, bedienen sie sich bey dem Gebrauche derselben vielerley Ceremonien. Wir wollen zum Beyspiel nur eines anführen. Sie legen auf den kranken Theil eine Röhre, und ziehen mit dem Munde so stark daran, als sie können, um die Krankheit in die äußern Theile zu ziehen; oder sie füllen diese Röhre mit angezündetem Tobak, und blasen gegen den Kranken. Es fällt ihnen gar nicht schwer, ein Volk zu betriegen, dessen Furchtsamkeit und Aberglaube seiner Unwissenheit und Dummheit völlig gleich ist. Damit auch ihr Geschlecht nicht aussterben möge, so nehmen sie junge Knaben, und führen sie mit sich in unterirdische Höhlen und entlegene Örter in den Wäldern, wo sie sie in ihrer Kunst, sie mag so schlecht seyn, als sie will, unterrichten.

Sieht man auf das Äußere der Religion, so wird dasjenige, was wir von den Californiern oben gesagt haben, daß sie nähmlich entweder gar keinen, oder doch einen sehr schwachen Begriff von der Gottheit haben, dadurch bestätigt.

Sie haben weder Opfer noch sonst eine Ceremonie, woraus man schliessen könnte, daß sie eine Art des Gottesdienstes hätten. Sie haben zwar öffentliche Feste, aber man kann nicht sagen, daß sie gottesdienstliche Handlungen, sie möchten auch so abgeschmackt seyn als sie wollen, dabey vornehmen; sondern es läuft bey ihnen alles auf Essen, Trinken, Tanzen und Lachen hinaus. Das Einzige, was diesen Festen ein gewisses ehrwürdiges Ansehen geben könnte, ist die Gegenwart ihrer Priester, welche nicht nur die vornehmste Rolle dabey spielen, sondern auch in ihrem oben beschriebenen haarenen Ceremonien-Mantel dabey erscheinen. Auf dem Kopf tragen die Priester alsdenn einen Busch von Falkenfedern, in der Hand aber einen Wedel von größern Federn. Wenn sie keine Federn bekommen können, so zieren sie ihren Kopf an deren Statt mit den Schwänzen von wilden Thieren, und um den Hals und den Leib binden sie Sehnen von diesen anstatt eines Halsbandes und Gürtels. Um sich noch mehr auszuzeichnen, mahlen sie ihren Körper roth, schwarz, und mit andern Farben. In dieser Tracht erscheinen sie bey ihren Festen.

Sie stellen oftmahls Festtage an, ohne eine andere Ursache dazu zu haben, als um sich einmahl recht von Herzensgrund nach ihrer Art lustig zu machen. Die Priester eröffnen das Fest mit Tobakrauchen, welches sie mit solchen Ausschweifungen thun, daß sie der Tobaksrauch ganz dumm und rasend macht. Wenn sie sich den Kopf verwirrt gemacht haben, so fangen sie an zu

schwätzen, und nehmen dabey solche Geberden und einen solchen Ton der Stimme an, daß den Zuschauern angst und bange dabey wird. Die Californier glauben, ihre Priester wären alsdenn von denjenigen Geistern, von welchen sie eine schwache Idee haben, besessen, und die Priester bequemen sich nach diesen Meinungen des Volks, und kündigen ihnen in ihrem Nahmen alles dasjenige an, was ihnen ihr Eigensinn, Thorheit oder Interesse eingibt: ja, sie gehen in ihrem Unsinn so weit, daß sie sich zuweilen für diese Geister selbst ausgeben; zuweilen geben sie vor, sie wären in dem Himmel gewesen, und hätten mit diesem oder jenem Geist einen besondern Umgang gehabt. Sie zeigen dem Volke Fleisch oder Felle von wilden Thieren, die sie ihrem Vorgeben nach von diesen Geistern bekommen hätten, durch deren Hülfe sie ohne Mühe alle diejenigen ums Leben bringen könnten, die sie nur wollten. Sie haben auch gewisse hölzerne Täfelchen bey sich, auf welchen allerhand Charaktere gezeichnet sind, die sie zu ihren magischen Künsten gebrauchen. Sie erhitzen sich durch Springen und Tanzen, und treiben alsdenn solche Unanständigkeiten, die die Schamhaftigkeit zu nennen verbiethet.

Unter ihren Festen zeigen sich drey insonderheit aus; das eine ist ihr Ärndefest, das andere dasjenige, welches die Hausväter alsdenn begehen, wenn sie ihren Kindern die Nasen und Ohren durchbohren; das dritte feyern sie, wenn sie jährlich ihren Weibern die Thierhäute zu ihrer Kleidung austheilen. Das erste fällt gegen das

Ende unsers Heumonaths, wenn die Frucht Pitahaya zu ihrer Reife kommt. Es ist dieses eine Frucht, die unter einer grünen, dicken und stacheligen Schale ein weisses Fleisch hat, welches den Feigen gleich kommt, außer daß es weicher und saftiger ist. Es ist dieses die beste Leckerspeise der Californier, daher sie auch deren Einärndung mit besondern Feyerlichkeiten begehen. An diesem Feste überlassen sie sich allen Arten des Wohllebens. Sie verlieren alsdenn das Bischen Vernunft, welches sie haben, völlig. Sie stellen Gaukelspiele und Tänze an, die die ganze Nacht währen. Sie haben dabey eine Art von Komödien, welche, so elend sie auch immer sind, die Zuschauer dennoch auf eine herrliche Art ergetzen.

Das andere Fest ist dasjenige, wenn sie ihren Kindern Nasen und Ohren durchbohren. Alle erwachsenen Personen, welche in der Nähe sind, begeben sich an den Ort, wo diese Ceremonie vor sich geht. Sie durchstechen alsdenn den neugebornen Kindern männlichen Geschlechts den Knorpel an der Nase und die beiden Ohrläppchen mit einem spitzigen Holze. Weil aber diese Arbeit nicht ohne das Geschrey der Kinder abgehen kann, so brauchen die Ältern die Vorsicht, noch weit ärger zu schreyen, als die Kinder selbst, um das Mitleiden zu ersticken, das vielleicht in ihnen entstehen könnte. Die Priester unterlassen nicht, bey dieser Gelegenheit ihr Ansehen zu zeigen. Einige loben sie wegen ihrer Herzhaftigkeit, daß sie, des Weinens und Schreyens der Kinder ungeachtet, diese schmerzhafte Operation an ih-

ren Kindern vornehmen; andere, die etwas zurückhaltend sind, tadeln sie wegen ihrer Zaghaftigkeit. Wenn sich jemand weigert, den Kindern diese schmerzhafte Empfindung zu verursachen, so legen ihnen die Priester zur Strafe auf, entweder sich eine Zeit lang des Essens ganz zu enthalten, oder eine Zeit lang diese oder jene Frucht, Fische oder Vögel nicht zu essen. Bisweilen erstreckt sich das Fasten auf eine ganze Familie, die mit einander im Fasten abwechseln muß. Zuweilen befehlen ihnen die Priester, Wege auf die höchsten Berge zu machen, damit der sie besuchende Geist desto leichter zu ihnen kommen könnte; oder Steinhaufen in gewissen Entfernungen aufzurichten, damit er unter Wegs ausruhen könnte. Oft gehen die Priester in ihrem Unsinne so weit, daß sie den armen Indianern befehlen, sich von einer steilen Höhe herab zu stürzen. Neuere Nachrichten sagen, daß diese Ceremonie sehr abgenommen habe.

Das dritte Fest ist, wenn sie ihren Weibern Felle zu Kleidungen austheilen. Es ist dieses eines von den größten Festen bey den südlichen Californiern. Alle benachbarten Zünfte begeben sich alsdenn an einen bestimmten Ort, und errichten daselbst einen Cirkel von Dornen und Ästen der Bäume, und von demselben wird eine Laufbahn zurechte gemacht. Die Felle aller derjenigen Thiere, die sie in einem Jahre getödtet haben, tragen sie hierher, und breiten sie als Teppiche auf die Erde. Die Hausväter und Vorsteher der Familien gehen hierauf in den Cirkel,

und halten einen Schmaus von Wildbret, Früchten und Fischen. Hierauf stellt sich ein Priester in seiner Ceremonien-Kleidung vor den Eingang des Cirkels, und rühmt diejenigen öffentlich, die am fleißigsten auf der Jagd waren. Während dieser Zeit laufen die Indianer wie Besessene auf den Fellen hin und her, und die Weiber singen und tanzen aus allen Kräften. Dieses dauert so lange, bis sie alle mit einander aus dem Athem kommen. Die Vorsteher gehen hierauf aus dem Cirkel heraus, theilen die Felle unter die Weiber aus, welche sie dieses Jahr zur Kleidung nöthig haben.

Dieses ist alles, was einen Schein von Religion hat, welches wir bey den Californiern gefunden haben. Im Grunde betrachtet, ist es ein Volk, bey denen eigentliche Religions-Übungen ganz fremde sind; denn ihre Feste haben nichts weniger, als die Verehrung der Gottheit zur Absicht. Etwas mehr von Religions-Handlungen finden wir auf einigen auf der Abendseite dieser Halbinsel gelegenen Inseln. Der P. Torquemada erzählt von einer, die er die St. Catharinen-Insel nennet, folgendes. Es gibt auf dieser Insel viele Gemeinheiten, und unter denselben einen Tempel mit einem großen Hofe, wo sie ihre Opfer verrichten. In einem andern, in welchem sich ein Altar befindet, findet man eine große runde Mauer, die mit einer aus verschiedenen Federn verfertigten Einfassung umgeben ist. In der Mitte steht ein mit verschiedenen Farben beschmiertes Götzenbild, welches einen Dämon

nach Mexikanischer Art vorstellt, der in der Hand die Figur der Sonne und des Mondes hält. Als die Spanier im Jahre 1738 auf diese Insel kamen, trafen sie in diesem Tempel zwey Raben von mehr als gewöhnlicher Größe an, welche sogleich vor ihnen flohen, und sich auf die nahe dabey liegenden Berge setzten. Die Spanier schossen die Raben zum großen Verdrusse der Indianer; denn diese glaubten, ihr Dämon redete durch diese Raben mit ihren Priestern. Auf diesen Inseln fanden sie auch Priester, oder Zauberer, die unter einem Oberpriester standen. Ihre Hauptsätze der Religion beschreiben die Spanier in folgenden Puncten: sie durften nichts von ihrer ersten Jagd oder dem ersten Fischfange essen, bey Strafe ins künftige unfähig zum Fischen und Jagen zu werden; sie durften gewisse Fische nicht essen, auch nicht gewisse Theile von Vögeln, die die besten und fettesten waren; denn sie sagten, dieß Fett wäre von verstorbenen Greisen, und die, welche es äßen, würden in kurzer Zeit alt; sie durften gewisse Früchte nicht essen, auch große Fische nicht fangen (es waren dieses die besten, und für ihre Priester gut genug); wenn sie einen Hirsch von außerordentlicher Größe fingen, mußten sie den Zauberern damit ein Geschenk machen; sie durften das Siebengestirn nicht ansehen, weil der Anblick dieses Gestirns ihnen allerhand Unglück zuziehe; sie sollten nicht nach den nördlichen Inseln sehen, weil sie sonst krank werden, und ohne alle Hülfe sterben würden; in den warmen Tagen sollten sie die Sonne grüßen, die ihre Un-

ternehmung beglücken, und ihnen weder auf der Jagd noch bey dem Fischfange beschwerlich seyn würde u. s. w. Wenn man diese Sätze mit demjenigen vergleicht, was wir oben von der Mexikanischen Religion gesagt haben, so sollte man auf die Gedanken kommen, die Religion dieser Insulaner sey nach jener geformt, oder diese Völker seyen aus jenem Reiche ausgegangen, und hätten sich hier nieder gelassen. So viel von der Religion.

Von der bürgerlichen Verfassung, Regierungsform und Polizey der Californier werden wir nicht viel zu sagen haben; denn von allen diesen trifft man nicht einen Schatten bey ihnen an. Sie leben in dem Stande der vollkommenen natürlichen Gleichheit; keiner hat mehr als der andere; niemand hat etwas für sich, als seinen Leib, Seele, und kupfrige Haut. Ein jeder thut, was er will; keiner fragt nach dem andern, keiner bekümmert sich um den andern; thut einer dem andern Unrecht, so schafft er sich durch seine eigene Faust Genugthuung. Ihre Völkerschaften oder Gemeinheiten sind nichts weniger, als ein gemeines Wesen; heute sind sie beysammen, und morgen laufen sie auseinander; nur diejenigen halten sich zusammen, die durch nahe Bande des Bluts mit einander verbunden sind. Ihre ganze äußerliche Verfassung richtet sich nach den Gränzen ihrer Fähigkeit. Sie wissen nichts von einer Theilung der Güter, nichts von unbeweglichen Gütern, nichts von Gesetzen, nichts von positiven Rechten. Jede Nation ist in viele

Gesellschaften, die nach der größern oder geringern Fruchtbarkeit des Bodens bald mehr, bald weniger zahlreich sind, eingetheilt; jede Gesellschaft bestehet aus einer, oder mehreren Familien, die die Bande des Bluts mit einander verbunden haben. Als die Missionarien zum ersten Mahle zu ihnen kamen, hatte weder die ganze Nation, noch die einzelnen Zünfte Anführer, oder Obere, denen sie gehorchten, oder deren Ansehen sie erkannten. Jede Familie beherrschte sich selbst nach ihrer Fantasie; jeder Vater war Fürst über seine Kinder, und diese gehorchten ihm nur so lange, als sie seiner Hülfe nöthig hatten. Wenn jemand eine Art von Herrschaft unter ihnen ausübte, so waren es ihre Wahrsager und Zauberer; diese Herrschaft aber dauerte nur so lange, als ihre Feste, Krankheiten und andere Zufälle währeten, die ihre Furcht oder ihr Aberglaube erregt hatten. Doch waren bey jedem Stamme eine oder etliche Personen, die die Befehle zur Einsammlung dessen, was die Erde hervor brachte, gaben, den Fischfang anordneten, und im Falle eines Bruchs mit einem benachbarten Stamme die Truppen anführten, oder die entstandenen Zänkereyen beylegten. Weder Verwandtschaft, noch Geburt, noch Alter, noch Stimmen, noch Wahl hatten auf die Vergebung dieser Würde einen Einfluß; sondern sie war die natürliche Folge der Nothwendigkeit, gewisse erfahrne Personen in dringenden Fällen, worin man sich befand, um Rath zu fragen; und es war ganz natürlich, daß man demjenigen das Commando auf=

trug, der sich durch seine Tapferkeit, Erfahrung und Einsicht von andern unterschied. Doch war sein Ansehen durch den Eigensinn derjenigen, die sich ihm unterworfen hatten, eingeschränkt. Dieser nur für gewisse Fälle bestimmte Anführer begleitete sie, wenn sie in die Wälder oder an die Küsten gingen, um Nahrungsmittel zu hohlen; er schickte Bothschaften an die benachbarten Nationen, und empfing sie von ihnen; er gab Nachricht von einer bevorstehenden Gefahr; er ermunterte seinen Stamm, Beleidigungen zu rächen, und ordnete die wirkliche Ausübung der Rache an. Diese Fälle allein ausgenommen, hatte ein jeder die Freyheit, zu thun, was ihm gut däuchte.

Bey einer solchen Einrichtung und Lebensart kann es so wohl an Privat- als öffentlichen Streitigkeiten niemahls fehlen, und Krieg, Aufruhr und Feindschaften sind unter den Landeseinwohnern sehr gewöhnlich. Sie haben zwar niemahls die Absicht, bey ihren Kriegen Eroberungen zu machen, auch nicht durch die Stärke ihrer Waffen Ruhm zu erlangen, sondern ihre Kriege sind, wie bey allen Amerikanischen Völkerschaften, im eigentlichen Verstande Rachkriege, wodurch sie sich für das angethane Unrecht und Beschimpfung zu rächen suchen. Oft hat sich eine Zunft eine Zeit lang an einem Orte aufgehalten, und nun kommt eine andere, und glaubt gleiches Recht zu haben, daselbst Fische zu fangen, zu jagen, oder Früchte einzusammeln; und dieses ist Ursache genug zum Kriege;

oder zwey Zünfte kommen aus einerley Absichten in einer Gegend zusammen; keine von beyden will weichen: und so ist auch dieses eine Ursache, aus welcher Krieg entsteht. Ferner, empfängt oft einer eine bloße Privat-Beleidigung; seine Verwandten sind ihm behülflich; es schlagen sich andere Zünfte dazu, so daß daraus ein allgemeiner Krieg entsteht. Glaubt nun eine Zunft von der andern beleidigt zu seyn, so besteht ihre Rache darin, daß sie an der andern eben die Feindseligkeiten begehet, die sie von jener empfangen hat. Ist es eine Privat-Angelegenheit, so greifen sie den Urheber der Beleidigung an; können sie dieß nicht, so fügen sie seinen Verwandten und Freunden eben den Schaden zu, den er ihnen verursachet hat. Nun wird der Streit allgemein. Sind sie nicht stark genug, ihren Feinden die Spitze zu biethen, so wenden sie sich an andere Zünfte, mit denen sie in Freundschaft stehen, und suchen Hülfe und Beystand bey ihnen. Da die Californier insgesammt keine wahre Herzhaftigkeit haben, sondern im eigentlichen Verstande Poltrons sind; so zeigen sie dieses besonders bey ihren Kriegen. Sie kündigen ihren Feinden den Krieg mit einem fürchterlichen Lärmen an, und rufen sich einander zu, sich mit vielen Pfeilen und Steinen zu versehen. Sie machen dieses Geschrey bey ihren Feinden so nahe, als es möglich ist, um sie dadurch zu erschrecken, und zu überwinden. Oft erreichen sie ihre Absicht, und ihre Feinde weichen ihnen, ohne daß es zu wirklichen Thätigkeiten kommt. Bleiben sie aber stehen, so gehen beyde Theile

mit einem fürchterlichen Geschrey in das Treffen; aber sie haben dabey nicht die geringste Kriegszucht, sondern sie greifen einander an, wie sie einander finden. Sind die vorderen ermüdet, oder haben sie ihre Pfeile verschossen, so kommen die hinteren herbey. Tragen sie den Sieg davon, so haben sie solchen nicht ihrer Geschicklichkeit, ihrem Muth und gutem Betragen zu verdanken, sondern vielmehr der Sorgfalt, die sie anwenden, ihre eigene natürliche Furchtsamkeit zu überwinden, und den Muth ihrer Feinde nieder zu schlagen. Aus solchen Privat-Uneinigkeiten entstehen allgemeine Kriege, die viele Personen wegraffen, und wodurch oft ganze Gemeinheiten zu Grunde gerichtet worden sind.

Die Waffen, deren sie sich bedienen, sind Bogen, Pfeile, und hölzerne Degen. Ihre Bogen sind etwas über eine Klafter lang, wenig krumm, und gemeiniglich aus der Wurzel wilder Weiden gemacht; in der Mitte sind sie fünf Finger dick, und gegen das Ende werden sie dünner. Die Sehne ist aus Därmen vom Vieh gemacht. Ihre Pfeile sind aus gemeinem Rohr, welches sie beym Feuer schnurgerade machen. Sie sind insgemein sechs gute Spannen lang, haben unten an dem einen Ende einen Ausschnitt, die Schnur zu fassen, und drey oder vier nicht weit hervorstechende fingerlange Federn in den zu dem Ende gemachten Ritzen. An dem andern Ende stehet ein anderthalb Spannen langes, in das Rohr eingeschobenes, spitziges, schweres Holz, auf dessen Spitze sie gemeiniglich noch einen Feuer-

stein, wie eine Schlangenzunge dreyspitzig, und wie die Zähne an einer Säge eingekerbet, fest machen. Bey ihnen trifft man keine vergifteten Pfeile an, wie bey andern Nordamerikanischen Völkern, entweder weil sie nicht boshaft genug dazu sind, oder weil ihr Land keine giftigen Kräuter hervor bringt. Sie üben sich von Kindheit an im Pfeilschiessen, daher es auch sehr gute Schützen unter ihnen gibt. Ihre Degen sind an Gestalt den unsrigen gleich; sie sind von Holz, und ihre Spitzen sind am Feuer gehärtet. Mitten im stärksten Handgemenge bedienen sie sich derselben mit vieler Geschwindigkeit. Die südlichen Californier sind weit mehr zum Kriege und zur Rache geneigt, als die nördlichen; sie sind auch viel rachsüchtiger und argwöhnischer, als diese; daher auch ihre Gegenden vergleichungsweise weniger bevölkert sind, als die nördlichen, weil sie sich durch ihre häufigen Kriege, wenn sie gleich unerheblich sind, selbst schaden.

Nach den eingeschränkten Bedürfnissen dieses Volks, und nach der elenden Beschaffenheit des Landes, welches sie bewohnen, richtet sich auch ihre häusliche Lebensart, die so armselig ist, als man sich nur einbilden kann. Ihre Häuser, wenn sie welche haben, sind nichts anders, als elende Hütten, die sie nahe an den Flüssen erbauen, deren aber in diesem Lande sehr wenige sind. Sie bringen sie von einem Orte zum andern, so oft sie ausgehen müssen, um ihren Unterhalt zu suchen. Halten sie sich an einem Orte auf, so setzen sie sich unter die Bäume, um sich am Tage vor



IV. Ad Tab.



eine Californiern *ein Californier.*

der Sonnenhitze, und des Nachts vor der Kälte und Luft zu bedecken. Im Winter begeben sie sich in unterirdische Höhlen, die sie selbst graben, oder die die Natur in die Berge gemacht hat. Sonst leben sie größten Theils unter freyem Himmel, in offenem Felde, und auf der bloßen Erde. Im Winter, wenn sie nicht in die Höhlen kriechen wollen, machen sie, wenn der Wind etwas scharf bläst, um sich herum von der Seite, wo der Wind herkommt, einen zwey Spannen hohen halben Mond von Reisern, hinter welchem sie sich, als einer Wand, vor dem Winde schützen. Aus dieser Ursache fällt es ihnen gar nicht schwer, den Ort ihres Aufenthalts so oft zu verändern, als es ihnen gefällt. Sie haben nicht nöthig, ihre Häuser, die sie verlassen, zu bedauern, und brauchen auch nicht viele Mühe, neue zu bauen, wenn sie nicht auf der bloßen Erde in freyer Luft liegen wollen. Der Mangel der Nahrungsmittel nöthigt sie, beständig im Lande herum zu ziehen. Sie können nicht lange an einem Orte bleiben, weil ein kleiner Strich Landes nicht hinlänglich ist, so wenig ihrer auch an der Zahl sind, zu ernähren. Sie haben im eigentlichen Verstande auf der Welt keine bleibende Stätte. Mancher Californier, der sechzig und mehrere Jahre in der Welt gelebt hat, ist wohl etliche tausend Meilen gereiset, bis er sein Grab findet. Man wird nicht zu viel thun, wenn man sagt, daß mancher das Jahr über sein Nachtquartier mehr als hundert Mahl verändert, und kaum drey Mahl nach einander auf dem nähmlichen Platz geschlafen hat.

Wenn sie die Nacht überfällt, so werfen sie sich an dem ersten besten Orte nieder, und sind um das schädliche Ungeziefer oder um die Unsauberkeit des Bodens nicht im geringsten bekümmert. Diejenigen, die um das Vorgebirge St. Lucas herum wohnen, bauen sich Hütten von den Ästen der Bäume, etwa wie unsre Hirten. An einigen Orten schliessen sie einen kleinen viereckigen Platz mit Steinen ein, die sie ungefähr anderthalb Schuh hoch über einander setzen, der aber keine andere Decke, als den Himmel hat. Dieser Platz aber ist so enge, daß sie sich nicht der Länge nach darin ausstrecken können, sondern zusammen gekrümmt darin liegen müssen. Einige haben, besonders den Missionarien zu Gefallen, Häuser von getrockneten Ziegelsteinen, mit Binsen gedeckt, gebauet; sie selbst aber bedienen sich derselben nicht: man kann sie auch nicht dazu nöthigen, weil ihnen nichts so beschwerlich ist, als unter einem bedeckten Orte zu leben. Wenn sie einen Kranken haben, so machen sie zuweilen, um ihn gegen Hitze und Frost zu schützen, eine bedeckte Hütte; allein der Eingang ist so niedrig, daß man auf Händen und Füßen hinein kriechen muß, und der Raum so enge, daß man weder darin aufrecht stehen, noch sich neben den Kranken stellen kann. Und dennoch sind sie vergnügt dabey, zum deutlichen Beweise, wie weit es die Gewohnheit bringen kann, und daß der größte Theil von dem, was man Bequemlichkeit des Lebens nennt, von dem Eigensinne, dem Beyspiele und der Erziehung abhangt.

Bey diesen Umständen dürfte es fast ganz überflüssig seyn, nach dem Hausgeräthe der Californier zu fragen. Und in der That, sie haben auch dessen so wenig, daß wenn sie den Ort ihres Aufenthalts verändern, sie ihren ganzen Hausrath ohne Beschwerlichkeit auf dem Rücken tragen können. Der bloße Erdboden ist ihr Tisch, ihre Lagerstatt, ihr Stuhl, ihre Küche und ihr Speisesal. Außerdem haben sie einen Kahn, einen Bogen, einen Spieß, eine Schüssel, eine Schale in Form eines Hutes, einen scharfen Stein anstatt eines Messers, ein Bein oder spitziges Holz, das sie zur Ausgrabung der Wurzeln brauchen, eine Schale von Schildkröte, die ihnen zum Korbe und zu einer Wiege für ihre Kinder dient, einen großen Darm oder die Blase von einem Thiere zum Wasserhohlen, ein kleines Stück fettes Holz, um Feuer damit anzuzünden, eine Art von einer Tasche an eine Gabel geheftet, die sie auf den Schultern tragen, und ihre Kinder hinein stecken. Diejenigen, die an der Küste wohnen, haben eine besondere Art von Netzen, die sie mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit von verschiedenen Farben, und unbeschreiblicher Verschiedenheit von Gewebe und Arbeit machen. Die Materie dazu nehmen sie von Aloe und andern Pflanzen, aus denen sie eine Art von Fäden bereiten. Die Weiber beschäftigen sich mit der Zubereitung dieser Fäden, und die Männer weben sie. Sie sind so künstlich gemacht, daß uns die Missionarien versichern, daß sie in Europa und Neuspanien viele Netze gesehen hätten, aber keines, das diesen Californischen Netzen an Weisse, Vermischung

der Farben, Stärke, und Menge der Figuren, die sie vorstellen, gleich käme. Die feinsten von diesen Netzwerken brauchen sie auch zu einer Kopfzierde, und zu Halsbändern. Allen diesen Vorrath müssen die Weiber, wenn sie von einem Orte zum andern ziehen, tragen; die Männer tragen aber bloß ihre Bogen und Pfeile, und was dazu gehört, als Steine und Federn zu den Pfeilen, und Saiten zu den Bogen. Um nichts davon zu verlieren, und in ihrem Marsche nicht aufgehalten zu werden, machen sie sich Löcher in die Ohren, hängen ein großes Gesteck darein, und thun die Kleinigkeiten, die sie leicht verlieren könnten, hinein. Die Männer führen auch ihre Kähne bey sich, die Weiber aber müssen für die Ausbesserung derselben sorgen. Diese Kähne sind aus Baumrinden gemacht, und die Europäer können sie nicht genug bewundern, so künstlich sind sie gemacht. Sie bedienen sich derselben so wohl zum Fischen und Wasserhohlen, als auch zum Trocknen ihrer Früchte. Ihre Schalen und Becher brauchen sie zum Essen und Trinken, sogar die Mützen der Weiber müssen zu diesem Gebrauche dienen. Es ist zu verwundern, daß ihnen niemahls eingefallen ist, daß sie den Thon zur Verfertigung dieser Geräthschaften brauchten, und solchen an der Sonne trockneten.

Bey einem Volke, das so armselig lebt, wird man auch keine Kleiderpracht vermuthen, obgleich alle Wilden insgesammt eine Neigung zum Putze haben. Auf der ganzen Halbinsel, so weit

sie den Europäern bekannt ist, ist die Kleidung einerley. Alle Mannspersonen gehen zwar nackend; aber bey ihrer Blöße haben sie dennoch eine gewisse Art des Putzes, der bey verschiedenen Nationen verschieden ist. Diejenigen Californier, die bey dem Vorgebirge St. Lucas wohnen, putzen ihre Köpfe mit einer Reihe von Perlen, die sie in die Haare flechten, und mit kleinen Federn untermischen, so daß es in der Ferne wie eine Perücke aussieht. Einige Nationen, die sich nicht weit von Loretto aufhalten, haben um den Leib einen Gürtel, und auf der Stirn ein künstlich gearbeitetes Rohr, wozu noch einige ein Halsband von Figuren von Perlmutter, und manchmahl kleine runde Früchte, wie die Knöpfe an einem Rosenkranze, aufsetzen, welches ihnen über die Brust herab hangt. Ingleichen haben sie auch eine Art von Armbändern, die ihrem übrigen Putze gleichförmig sind. Diejenigen, die gegen Norden wohnen, tragen gewöhnlich ihre Haare sehr kurz, doch lassen sie einige auch so lang wachsen, als sie wollen; sie putzen sich zwar nicht, wie die südlichen Californier, mit Perlen, bedienen sich aber an deren Statt der Perlenmutter, wovon sie sich eine Art von Kranz oder Diadem machen, welches sie auf dem Kopfe tragen. Die Verfertigung dieses Putzwerks geschieht auf folgende Art. Sie reissen die Perlenmutter aus der Muschel heraus, und wenn sie dieselbe auf beyden Seiten polirt haben, so spalten sie solche vermittelst eines Kieselsteines in Stücke, die ungefähr einen halben Zoll lang, und zwey Linien breit sind. An jedem En-

de durchbohren sie dieselbe, um ihr eine runde Figur zu geben, die sich zu dem Umfange des Kopfes schickt. Hieran befestigen sie alle die kleinen Reihen von der Muschel, und lassen solche auf beyden Seiten herab hangen. Die südlichen Californier trugen ehedem ein ähnliches Diadem, nur mit dem Unterschiede, daß sie die kleine, weisse, runde, den Perlen nahe kommende Perlenmutter dazu nahmen.

Obgleich die Weibspersonen größten Theils gleichfalls nackend gehen, so beobachten sie dennoch den Wohlstand, daß sie die Theile, deren Anblick der Schamhaftigkeit gefährlich seyn könnte, bedecken. Ja, als sich die Spanier in der Gegend von Loretto nieder ließen, ärgerten sich die Californischen Mädchen sehr über die Blöße der Spanischen Soldatentöchter. Die in dem südlichen Theile der Halbinsel wohnen, beobachten den Wohlstand am meisten. Es wächst in dieser Gegend eine Art von Palmbäumen, die aber von der datteltragenden unterschieden ist, ingleichen ein Gewächs, das bey uns unter dem Nahmen Aloe bekannt ist. Von diesen nehmen die Indianer dasjenige, was sie zu ihrer Kleidung nöthig haben. Sie schlagen dessen Blätter, wie man es mit dem Flachs zu machen pflegt, und ziehen daraus einen weissen Faden, der zwar nicht so fein, wie vom ordentlichen Flachse, dennoch aber geschmeidiger und besser, als die Fäden vom Hanfe ist. Aus diesen Fäden drehen sie kleine Schnüre, an welche sie viele von kleinem Wasserrohr abgeschnittene Knöpfe fassen, und

solche dicht zusammen an eine Schnur fügen, welche sie sodann an dem Gürtel so wohl vorn als hinten eine gute Spanne lang herab hangen lassen. Bey einigen hangt diese aus Schnüren bestehende Decke bis an die Knie, bey andern noch weiter herunter. Die beyden Seiten aber und der ganze übrige Leib ist unbedeckt. Einige, die keinen aus solchen Schnüren verfertigten Vorhang haben, brauchen an dessen Statt ein Stück von einem ungegärbten Hirschfelle, das sie, nach Art der Bergknappen, hinten und vorn vor ihre Blöße hängen. Zuweilen bedecken sie auch mit den beschriebenen Schnüren ihre Schultern, die ihnen wie Franzen über den ganzen Leib herab hangen.

Gewöhnlich gehen die Californier, bey Wind und Wetter, Sonnenschein und Regen, mit bloßem Kopfe; die Weiber aber haben eine gewisse Art von Kopfputze. Einige lassen die Haare wachsen, und über die Schultern fliegen; andere aber haben ein gewisses Netzwerk zur Zierde über den Kopf gezogen. Dieses Netzwerk wird aus den vorhin beschriebenen Fäden gemacht. In gewissen Gegenden bemahlen sie den ganzen Leib hier und da mit rother und gelber Farbe. In den nördlichen Gegenden tragen die Weiber eine Art von Röcken, die aus kleinen Binsen, eines Fadens dick, gemacht sind. In Ermangelung der Binsen tragen sie eine Art von Schürzen, wovon das Hintertheil aus einer Thierhaut gemacht ist, welche ihre Männer, nach der bereits oben beschriebenen Art, feyerlich unter sie austheilen. So

sucht auch unter diesen Wilden das schöne Geschlecht einen Ruhm in der Schamhaftigkeit. Die Männer aber kennen hier diese Tugend so wenig, daß sie die Grundsätze, welche sie nöthigen könnten, sich zu bedecken, als schimpflich und entehrend ansehen. Die Missionarien haben sich alle Mühe gegeben, ihnen hiervon andere Begriffe beyzubringen: aber bis jetzt ist ihre Mühe vergeblich gewesen. Sie gaben den Männern verschiedene Mahle des Jahrs ein sechs Spannen langes und zwey Spannen breites Stück Tuch, um sich den Unterleib zu bedecken, den Weibern aber außer einem kurzen Rocke einen wollenen Schleyer, der ihnen den Kopf und den übrigen Leib bis auf die Fußsohlen bedeckte; aber sie warfen solche gleich wieder weg. Sie haben von den Kleidern einen ganz andern Begriff, als alle anderen Menschen. Wenn ihnen angerathen wird, sich wenigstens mit dem Wohlstande zu bedecken, den die Schamhaftigkeit erfordert; so kommt ihnen dieses ganz fremde vor, indem sie gar nicht glauben können, daß ihre Blöße etwas Unanständiges an sich habe. Wenn sie einen von ihren Landsleuten bekleidet sehen, so verspotten sie ihn, und lachen aus vollem Halse, so wie wir zu lachen pflegen, wenn wir einen Affen bekleidet sehen. Ein Missionär erzählt uns hiervon eine lustige Begebenheit. Dieser kleidete zwey kleine Californische Kinder, die er zu sich genommen hatte, um sich derselben in Zukunft unter ihren Landsleuten als Katecheten zu bedienen. Er nahm die Mühe über sich, ihnen selbst Kleider zu machen. Als sie das erste Mahl aus-

gingen, lachte man sie so aus, daß die armen Kinder, um nicht das Gelächter ihrer Landsleute zu seyn, ihre Kleider auszogen, und an einem Baum aufhingen. Weil sie aber doch auch den Missionär nicht gern beleidigen wollten, so gingen sie des Tages nackend zu ihren Verwandten, und zogen des Abends, wenn sie in die Mission zurück kehrten, ihre Kleider wieder an. Sie halten die Europäische Kleidungsart so wohl für schimpflich als beschwerlich. Doch haben sie eine Art von Schuhen. Es bestehen diese in einer bloßen Sohle von Hirsch- oder anderm Leder, ohne Hinterquartiere und Oberleder, welche sie an der Ferse und zwischen der kleinen und großen Zehe mit groben aus Palmen oder Aloe gemachten Schnüren befestigen. Da das Land sehr steinig ist, so hat sie die Noth gelehrt, ihrem Vorurtheile und ihrer Gewohnheit hierin zu entsagen.

Aus dem, was wir bisher gesagt haben, läßt sich ein leichter Schluß auf ihre übrige Lebensart machen. Was zuvörderst ihre Nahrungsmittel anbelangt, so sind sie so beschaffen, daß nicht leicht ein Europäer einen Appetit bekommt, sein Vaterland zu verlassen, um des Essens und Trinkens wegen nach Californien zu reisen. Die erste Classe ihrer Eßwaren machen einige Wurzeln aus, und besonders die Wurzel Juka, welche an vielen Orten in Amerika angetroffen wird, und der Einwohner tägliches Brot ist. An andern Orten bereitet man es auf eine gewisse Art zu, und bäckt Brot daraus; aber dem Californier ist dieses viel zu umständlich; er bratet die

Wurzel bey dem Feuer, und ißt sie alsdenn, ohne weitere Zubereitung. Wenn ihr Hunger groß, der Vorrath von Juka aber geringe ist, so essen sie die Wurzeln von dem Wasserrohr, so wie sie sie aus dem Wasser ziehen, roh hinein. Gewisse Arten von Kräutern, deren sich die Europäischen Missionarien daselbst zum Gemüse bedienen, essen die Californier roh. Eine gewöhnliche Speise unter ihnen ist auch der Kopf von den Aloe-Stauden, deren es in dieser Gegend gar viele gibt. Doch wissen sie unter diesen einen Unterschied zu machen, weil sie nicht alle genießbar sind. Nächst diesen essen sie diejenigen Früchte, die nach den verschiedenen Jahreszeiten in Californien wachsen. Hierunter zeichnen sich vorzüglich die Tuna's und Pitahaja's aus. Jene sind eine Art von Feigen, die gegen das Ende des Heumonaths zur Reife kommen. Sie dauern nur wenige Wochen, lassen sich auch über zwey bis drey Tage nicht aufheben, und müssen also gleich frisch weg gegessen werden. Sie kommen der Farbe und dem Geschmacke noch unsern Himbeeren gleich. Sie haben eine zarte Schale; ihre Figur und Größe ist wie eine längliche Feige, und inwendig hat sie viele Kerne, in der Größe wie Linsen. Eine andere, und noch dazu den Californiern höchst angenehme Frucht sind die süßen Pitahaja's. Sie wächst an einem Staudengewächse, welches eine Art von Hageneichen ist. Der Baum ist in ganz Europa nicht bekannt. Seine Äste sind hohl, stehen vertical in die Höhe, und machen einen schönen Kranz. Sie haben keine Blätter, und die Frucht wächst aus

dem Stamme heraus. Diese ist wie eine Indianische Marone, und mit Stacheln versehen; das Fleisch ist den Feigen gleich, aber fleischiger und weicher. Es gibt weisse, rothe und gelbe, die alle von sehr gutem Geschmacke sind. Diese Frucht wächst in Californien in Überflusse, und die Californier lassen sich auch solche, so lange sie währt, herrlich schmecken. Die Zeit, wenn sie zur Reife kommt, ist ihnen eine Zeit der Fröhlichkeit. Es gibt zweyerley Arten davon, süße und saure. Die letztere schmeckt den Europäern besser, als die erste; die Californier aber essen beyde mit gleicher Lust. Fast alles, was in Californien wächst, dient den Einwohnern zur Speise. Sie sammeln von verschiedenen Gewächsen die Samenkörner, und essen sie. Nicht minder essen sie alles Fleisch von Thieren, das sich bey ihnen findet. Vor der Ankunft der Spanier waren diese sehr selten, aber nunmehr gibt es allerhand Arten, Ochsen, Schafe, Schweine, Ziegen, und diese kommen sehr gut darin fort. Die Californier finden ihre meisten Fleischspeisen auf der Jagd, der sie Tag und Nacht abwarten. Es gibt in Californien zwey Arten von wilden Thieren, die man anderwärts nicht kennt. Das erste nennen die Californier Tage. Dieses Thier ist beynahe so groß, wie eine anderthalbjährige Kuh, und kommt derselben auch an Gestalt gleich, außer daß der Kopf wie ein Gemsenkopf aussieht. Seine Hörner sind sehr groß, und wie die Hörner eines Widders gekrümmt; es hat große, runde, und gespaltene Füße, wie die Ochsen; das Fell ist fleckig, wie bey den

Gemsen; das Fleisch davon ist gut zu essen, und hat auch den Beyfall der Europäer erhalten. Die andere Art von wilden Thieren ist den Schafen gleich, nur daß sie größer und dicker sind. Ihr Fleisch ist schmackhaft, und sie gehen scharenweise herum. Auch erlegen die Californier viele wilde Ziegen, und genießen das Fleisch davon. Wenn man den neuen Missionarien glauben darf, so machen die Californier keinen Unterschied, und essen alles, was eine Gleichheit mit dem Fleische hat, Hunde, Katzen, Pferde, Esel, Eulen, Mäuse, Ratzen, Schlangen, Heuschrecken, Raupen und Würme. Die Beschreibung ihrer Kost ist so ekelhaft, daß uns unsere Leser gern entschuldigen werden, wenn wir nicht alles dasjenige anführen, was man davon erzählt. Man mahlt die Freßhaftigkeit der Californier so ab, daß zwischen ihnen und den Schweinen kein Unterschied bleibt.

Die Lebensart, die sie führen, ist folgende. Sie schlafen des Morgens so lange, bis sie der Hunger weckt. So bald sie aufwachen, fangen sie an zu essen, zu singen und zu tanzen. Die Männer ergreifen hierauf ihren Bogen, und gehen auf die Jagd. Finden sie unter Weges eine eßbare Wurzel, so reissen sie solche aus, und essen sie. Kommen sie an einen schattigen Ort, so setzen sie sich zusammen, und plaudern mit einander. Oft stellen sie auch Wettkämpfe mit einander an, und balgen sich, um zu sehen, wer der Tapferste und Stärkste sey. Kommen sie an ein Wasser, so bereiten sie daselbst ihre Speise, die

sie auf ihrer Wanderschaft gefunden haben. Sie essen solche, plaudern mit einander, und begeben sich auf der nähmlichen Stelle zur Ruhe. So leben sie einen Tag wie den andern. Ackerbau und Viehzucht ist ihnen ganz unbekannt, und ihr Leben ist nichts anders, als eine träge Wanderschaft.

Spiel und Tanz sind bey allen Amerikanischen Wilden der vornehmste Zeitvertreib, und die Californier geben hierin keinem andern Volke etwas nach. Sie haben einen Gesang, den sie in ihrer Sprache Amberatiti nennen. Dieses aber ist nichts anders, als ein unarticulirtes, nichts bedeutendes, nach eines jeden Einfalle angestimmtes Jauchzen oder Heulen, wodurch sie ihre Gemüthsbewegungen, Freude oder Traurigkeit an den Tag legen. Ihre Töne sind leidenschaftliche Ausdrücke ihrer Empfindungen, ohne andere Absicht, als ihren Bewegungen freyen Lauf zu machen. Mehr Kunst beweisen sie aber bey ihren Tänzen, die sie Agenari nennen. Man erhebt ihre Tänze besonders, nur sie sollen von verschiedener Art seyn; sie tanzen mit Leichtigkeit und Annehmlichkeit, und stellen die verschiedenen Bewegungen im Kriege, beym Fischen, Jagen, Heurathen und andern ihnen wichtigen Handlungen durch Geberden und Mienen vor, ohne ein Wort dazu zu reden. Ihre Tänze bestehen aus mehr als dreyßig Personen, und sie üben sich von Jugend auf darin. Ein Kind von drey oder vier Jahren bildet sich, wenn es seine Rolle mit Beyfalle spielet, eben so viel darauf ein, als ein erwachsener Mensch. Da nun die Übung die Talente

ordentlicher Weise vollkommener macht, so darf man sich gar nicht wundern, daß die Indianer in dem Tanze, welcher zu Friedenszeiten ihr vornehmstes Geschäft ist, so vortrefflich sind. Wenn sie einen Sieg über ihre Feinde bekommen, wenn ein Kind geboren wird, wenn sie eine gute Ärnde haben, oder bey jeder andern Gelegenheit, die auch nicht der Mühe werth ist, Freudensbezeugungen darüber anzustellen, halten sie Tänze. Sie laden einander ordentlich dazu ein; sie schicken einander Ausforderungen, wo sie im Ringen, Springen, Laufen, Tanzen, im Versuchen ihrer Kräfte, einander Troß biethen, und diese Vergnügungen dauern oft ganze Tage, Nächte, Wochen und Monathe. Mit diesem Tanze ist jederzeit der Gesang verbunden.

Unter den Eigenschaften eines Volks verdient seine Sprache eine besondere Aufmerksamkeit. Diese ist nicht nur ein getreuer Abdruck seines Charakters, sondern hat auch wieder einen unläugbaren Einfluß in die Cultur des Geistes. Mit der Erweiterung der Sprache kommen neue Begriffe in die Seele, und die geschwinderen oder langsameren Schritte in der Cultur stehen mit der Erweiterung der Sprache in einem genauen Verhältnisse. Aus dem, was wir bisher von den Californiern gesagt haben, läßt sich auf ihre Sprache ganz leicht der Schluß machen. Ein Volk ohne Polizey, ohne Gesetze, ohne bürgerliche Verfassung, ohne Religion, muß nothwendig auch in seiner Sprache sehr eingeschränkt seyn. Da sie mit keinem Volke Gemeinschaft haben, so müs-

sen auch ihre Begriffe in einen sehr engen Bezirk eingeschlossen seyn, und dieses zeigt sich auch in ihrer Sprache. Wir wollen diejenigen Beobachtungen, die die Missionarien während der Zeit, als sie sich unter ihnen aufgehalten haben, gemacht haben, hier kürzlich anführen. Wir haben aber bereits angemerkt, daß drey Hauptsprachen auf dieser Halbinsel gesprochen werden, die sich wieder in verschiedene Mundarten eintheilen; eine von diesen ist die Waicurische Sprache, die zwischen der Baye de la Paz und der Mission Loretto gesprochen wird. In dieser Sprache fehlen die Buchstaben, D, L, G, F, X, Z, anstatt des S haben sie Tsch. Diese Sprache ist außerordentlich arm, und es fehlet ihnen eine Menge Wörter, besonders welche allgemeine Begriffe anzeigen. Was nicht unter die Sinne fällt, alle Gemüthsbeschaffenheiten, Tugenden und Laster, alles, was zum bürgerlichen und vernünftigen menschlichen Leben gehöret, kann in dieser Sprache nicht ausgedrückt werden. So fehlen ihnen z. B. diejenigen Worte, wodurch man folgende Begriffe ausdrücken kann: Leben, Tod, Wetter, Zeit, Kälte, Hitze, Welt, Verstand, Gedächtniß, Ehre, Trost, Friede, Freundschaft, Haß, Zorn, u. dgl. Zur Bezeichnung der Farben haben sie nicht mehr, als vier Worte, so daß sie gelb und roth, blau und grün, schwarz und braun, weiß und aschfarbig, mit einerley Wort benennen: das übrige ist ihnen fremde. Es fehlen ihnen alle diese Begriffe; daher haben sie auch keine Worte, wodurch sie solche bezeichnen könnten. Alle Theile des menschlichen Körpers, ingleichen Ba-

ter, Mutter, Sohn, u. dgl. drücken sie niemahls einzeln, sondern jederzeit mit Zusetzung der persönlichen Fürwörter, mein, dein, unser aus. Wenn man einen Californier fragen wollte, was in seiner Sprache z. B. Are d. i. Vater heisse, so weiß er nichts zu antworten; fragt man ihn, was bed-are heisse, so versteht er es, nähmlich mein Vater, weil sie von einem Vater, als einem abstracten Dinge, keinen Begriff haben. Es fehlen ihnen ferner alle diejenigen Wörter, die man in andern Sprachen, unter den Nahmen der Präpositionen und Conjunctionen, zur Verbindung der Rede hat. Auch vermißt man in ihrer Sprache den Comparativ und Superlativ, ingleichen die Vergleichungswörter, mehr, weniger. Wenn sie also sagen wollten: der Peter ist größer, als der Paul, so sagen sie: der Peter ist groß, der Paul ist nicht groß. Bey ihren Zeitwörtern ist die Sprache eben so eingeschränkt. Sie haben nur einen Modum und drey Tempora: um solche anzuzeigen, setzen sie die Wörtchen re oder reke, rujere oder raupe, oder rikiri, und me oder méje zu den Verbis, welches in allen Numeris unveränderlich stehen bleibet. Nur allein durch persönliche Fürwörter unterscheiden sie die Personen, und dieses so unbestimmt, daß be, ich, mir, mich, mein, ei, du, dir, dich, dein, tutan, er, sie, ihn, ihm, sein, bedeutet. Zur Probe wollen wir von der Abänderung eines einzigen Zeitwortes ein Beyspiel geben.

Gegenwärtige Zeit.

Be amukirire, ich spiele,
Ei amukirire, du spielst,
Tutan amukirire, er spielt,
Cate amukirire, wir spielen,
Pete amukirire, ihr spielet,
Tucava amukirire, sie spielen.

Vergangene Zeit.

Be amukiririkiri, oder amukiririrujere, oder amukiririraupe, oder amukirirau-pere. ich habe gespielt.
Ei - - - - - - du hast gespielt u. s. w.

Zukünftige Zeit.

Be amukirime, oder amukirimeje, ich werde spielen.
Ei amukirime, du wirst spielen u. s. w.

Nun kann man sich leicht die Rechnung machen, wie es mit dem Unterrichte der Californier in der Christlichen Religion aussieht, da sie nicht einmahl Worte in ihrer Sprache haben, wodurch die gemeinsten Begriffe angezeigt werden. Die Missionarien mischen deßwegen entweder Spanische und Lateinische Worte mit darunter, wenn es ihnen an Californischen fehlt, oder sie bedienen sich der Umschreibungen. So haben sie in der Übersetzung des Vaterunsers und des apostolischen Glaubensbekenntnisses, die Worte Dios, gra-

cia, Eſpiritu ſanto, ſanta Maria virgen, cruz, gebraucht; den Himmel nennen ſie gebogenes Land, das Gericht die Bezahlung, die Getauften gewaſchene Leute u. ſ. w. Und ſo viel ſey von der Sprache der Californier genug.

Nun wollen wir auch die Californier in ihren innern Familien-Einrichtungen kennen lernen; denn ob ſie gleich von bürgerlichen Geſellſchaften wenig oder gar nichts wiſſen, ſo können ſie doch die häuslichen Geſellſchaften, welche die Natur ſelbſt geſtiftet hat, nicht verläugnen. Wenn ein junger Californier den Trieb zum Heurathen empfindet, ſo wartet er nicht lange, ſolchen zu befriedigen; allein, obgleich dieſe Wilden mehr inſtinct-als vernunftmäßig handeln, ſo kann man doch nicht ſagen, daß ſie ohne Unterſchied, wie das das Vieh, zuſammen laufen, und ſich begatten; ſondern ſie haben wirklich einige, wiewohl ſchwache Begriffe von den Rechten der Ehe. Ein jeder wählt ſich eine Gattinn nach ſeines Herzens Wunſche, ohne erſt ſeine Ältern darüber zu fragen. Es machen uns zwar einige Miſſionarien eine ſolche Beſchreibung von den Californiern, daß ſie ihren Zuſtand hierin als wirklich viehiſch abmahlen; andere aber widerſprechen ihnen. Erſtere ſagen, das ſie ehemahls zuſammen gelaufen wären, wie die unvernünftigen Thiere; ſie hätten zwar in ihrer Sprache ein Wort, welches einen Ehemann bedeute, aber ſie brauchten es von einem jeden, der ein Weibsbild zu ſeinem Willen gebraucht hätte; ſie lebten in öffentlicher allgemeiner Unzucht, ohne alle Furcht und Scham,

und niemand, der einmahl sich zu einer Person gehalten hätte, würde im geringsten eifersüchtig, wenn er sie bey einem andern sähe. Ja, es besuchten einander sogar angränzende Völkerschaften, in der Absicht, etliche Tage lang ihrer Wollust zu pflegen, und bey solchen Gelegenheiten sey alles gemein. Sie setzen hinzu, daß diese Unart auch bey den getauften Californiern nicht auszurotten sey. Andere im Gegentheile machen eine vortheilhaftere Beschreibung von ihnen, besonders von den nördlichen Californiern. Bey diesen trifft man nicht nur eine Art von ordentlichen Ehen an, sondern sie beobachten auch gewisse Ceremonien bey der Stiftung derselben. Wenn einer ein Mädchen zur Ehe verlangt, so biethet er ihr einen Krug, der in ihrer Sprache Olo genannt wird, und von Meczalfaden gemacht ist, an. Nimmt sie dieses Geschenk an, so ist es ein Zeichen, daß sie denjenigen, der ihr solches macht, heurathen will; sie macht ihm darauf ein Gegengeschenk mit einem Kopfputze. Diese beyderseitigen Geschenke bestätigen die Heurath. Oft wird auch eine Heurath bey dem Ende eines Tanzes geschlossen, wozu der Liebhaber seine ganze Verwandtschaft eingeladen hat. Man darf aber ja nicht glauben, daß die Californier in Beobachtung der Rechte und Pflichten der Ehen so gar gewissenhaft sind. Oft ist der geringste Vorwand hinreichend, eine Ehe, die auch mit Feyerlichkeiten geschlossen war, wieder zu trennen. Bey den meisten Californiern, besonders den südlichen, ist die Vielweiberey erlaubt. Die Weiber, deren ein jeder so viele halten kann, als er will, müssen für

den Unterhalt der Familie sorgen. Dieses ist ihre Hauptabsicht bey ihren Heurathen; der Mann will eine oder mehrere Mägde haben, denen er befehlen kann. Diese müssen ihren Männern die besten Früchte bringen, um sie bey guter Laune zu erhalten, und sich ihre Gewogenheit zu erwerben. Wenn eine von diesen Weibern verstoßen oder zurück geschickt wird, so verlangt sie keinen Mann mehr. Bey einigen Nationen haben nur die Häupter das Recht, zwey Weiber zu haben; die andern begnügen sich mit einer. Bey diesen war auch der Ehebruch ein unverzeihliches Laster, ausgenommen in zwey Fällen, nähmlich bey den Festen und Kampfspielen, wo die Sieger jedes Mahl die Erlaubniß hatten, sich der Frau ihres Gegners zu bedienen. Die Cochimier, welche gegen Norden wohnen, wissen nichts von dieser Ausschweifung, und ein Missionär sagt von ihnen, daß man ungeachtet der zügellosen Freyheit dieser Indianer, bey ihnen nichts von Üppigkeit und Ehebruch wisse, und schreibt dieses der elenden Lebensart, die sie auf den Bergen führen, und der Beraubung der Bequemlichkeit des Lebens zu. Es scheint also, daß auch in diesem Lande die südlichen Einwohner den wollüstigen Ausschweifungen mehr ergeben sind, als die nördlichen, und daß nach diesem Unterschiede die widersprechenden Nachrichten in diesem Stücke mit einander verglichen werden können. Bey einigen findet man auch die besondere Gewohnheit, die auch ehemahls bey den Juden eingeführt war, daß eine Wittwe den Bruder oder den nächsten Verwandten ihres Mannes heurathen mußte.

Die Ehen der Californier sind nicht sehr fruchtbar. Die meisten Weiber kommen ein oder zwey Mahl nieder, und unter zwey hundert Ehen trifft man kaum eine an, aus welcher acht Kinder erzeugt werden. Und wenn auch eine Frau viele Kinder bekommt, so erreichen die wenigsten das männliche Alter, daher auch die Volksmenge in Californien außerordentlich klein ist. Man sagt, daß bey der Ankunft der Spanier von dem Vorgebirge St. Lucas bis an den Rio Colorado kaum 40000 Köpfe angetroffen worden wären. Sie sind nichts weniger als träge zum Heurathen; denn die Anzahl der Verheuratheten ist viel größer als der Unverheuratheten; allein ihre herumschweifende Lebensart, und die wenige Sorge, die sie für ihre Kinder haben, sind gewiß eine Ursache theils von der Unfruchtbarkeit der Ehen, theils, daß so wenige Kinder zu männlichen Jahren kommen.

Das Gebären der Californierinnen geht ihnen gut von Statten. Sie bekommen ihre Kinder ohne Gehülfen. So bald das Kind das Tageslicht erblickt hat, legen sie es auf den bloßen Erdboden, oder in die Schale einer Schildkröte; in dieser schleppt es die Mutter mit sich, wo sie hin gehet. Oft lassen sie es auch unter der Aufsicht einer alten Frau an dem Orte, wo sie es geboren haben, und gehen ihrer Nahrung nach, so daß das Kind zuweilen zehn Stunden lang fasten muß. Zuweilen geschieht es auch, daß Mütter, weil sie kein Mittel vor sich sehen, ihre Kinder zu ernähren, solche umbringen. So bald das Kind

etliche Monathe alt ist, setzt es die Mutter ganz nackend auf die Schultern, so, daß die Füße des Kindes rechts und links über die Brust herab hangen, und das Kind eher reiten, als gehen lernt. In dieser Positur ziehet die Mutter den ganzen Tag hin und her, in Hitze und Frost, bey Sonnenschein, Wind und Regen. Die gewöhnliche Nahrung des Kindes, so lange es noch keine Zähne hat, ist die Milch seiner Mutter, hernach lernt es Wurzeln und Kräuter genießen, wie seine Ältern.

Den Californiern macht nichts weniger Mühe, als die Erziehung ihrer Kinder. Ihre ganze Sorge schränkt sich in die Zeit ein, wo selbe sich selbst noch nicht helfen können. Können sie aber einmahl Wurzeln graben, Schlangen fangen, und andre Arten von Nahrungsmitteln suchen, so überlassen sie sie ihrem Schicksale, so daß es alsdenn für die Kinder einerley ist, ob sie Ältern haben, oder nicht. Sie haben alsdenn vollkommene Freyheit zu thun, was sie wollen, ohne von ihren Ältern weder Ermahnung noch Bestrafung, weder Unterweisung noch Lehre, weder gute noch schlimme Worte zu bekommen. Man kann zwar nicht sagen, daß die Ältern gar keine Liebe für ihre Kinder hätten; aber diese ist weiter nichts, als bloßer Instinct. Die Missionarien haben versucht, aus den Kindern etwas zu machen, was sie aus den Ältern nicht gekonnt haben. So lange diese Väter gute Worte gaben, ging es gut; kehrten sie aber einmahl das Rauhe heraus, und bestraften die Kinder, so ging der Lärmen an. Die Mut-

ter brüllet wie eine Bärinn, welcher man die Jungen raubt; sie reißt sich die Haare aus, zerschlägt sich mit einem Steine die Brust, und zersticht sich wohl gar, daß das Blut darnach rinnt. Die Kinder wachsen daher auf, wie das liebe Vieh. Wenn auch die Kinder nach den Begriffen der Californier etwas Übels thun, und von Vater und Mutter auf frischer That erwischt werden; so bekümmern sich beyde Theile nicht um einander. Man läßt ihren Begierden den Lauf, wie sie wollen: und nun ist es ganz natürlich zu begreifen, daß die moralische Bildung dieser Wilden immer schwerer wird.

Männer und Weiber sind in Ansehung der Kleider, außer was wir oben von der Bedeckung gewisser Theile des Leibes gesagt haben, sonst in nichts, als den Haaren unterschieden. Die Männer lassen es bis auf die Schultern wachsen, die Weiber hingegen tragen es viel kürzer. Ist ihnen aber ein naher Anverwandter gestorben, so schneiden beyde solches ganz ab. Ihre Messer und Scheren, deren sie sich zu ihren häuslichen Verrichtungen bedienen, sind scharfe Steine, womit sie Holz, Rohr, und sogar die Haare abschneiden können. Sie machen auch aus Steinen eine Art von Lanzetten, womit sie sich zur Ader lassen, schröpfen, und das Fleisch von Händen und Füßen aufschneiden, um einen Splitter oder Dorn, der darin steckt, heraus zu ziehen. Die Lasten tragen die Männer auf dem Kopfe, die Weiber aber lassen solche an einem Seil oben von der Stirne den Rücken herab hangen; und damit dieses nicht

in das Fleisch schneide, so legen sie zwischen das Seil und die Stirne ein Stück ungegärbtes Hirschleder, welches über den Kopf hinaus reicht, und ihnen in der Ferne das Ansehen gibt, als wenn sie ein Casket auf dem Kopfe hätten. Wenn sie jemanden besuchen, es mag aus einer Ursache geschehen, aus welcher es will, so reden sie kein Wort. Fragt man sie um die Ursache ihrer Ankunft, so bestehet die erste Antwort allemahl in dem Worte Vara, nichts, und erst nach und nach kommen sie auf dasjenige zu reden, weßwegen sie kommen. Auf der Straße grüßen sie niemanden; sie haben auch in ihrer Sprache nicht einmahl ein Wort, welches einen Gruß anzeigt. Sagt man ihnen etwas, das ihnen nicht gefällt, so speyen sie auf die Seite aus, oder scharren und kratzen mit dem linken Fuße auf dem Erdboden, zum Zeichen ihres Mißvergnügens. Ein Schwiegersohn darf seiner Schwiegermutter eine Zeit lang nicht in das Gesicht sehen, sondern er muß, wenn sie oder eine andere Anverwandte in die Nähe kommt, auf die Seite gehen.

Wir kommen nunmehr auf die letzten Schicksale des Menschen, Krankheit, Tod und Begräbniß, und wollen auch hierin die Californier kennen lernen.

Von Krankheiten wissen die Californier nicht viel zu sagen; ja sie haben nicht einmahl in ihrer Sprache ein Wort, welches die Krankheit überhaupt, noch eine Art derselben ins besondere anzeigte. Sie nennen krank seyn auf der Er=

de liegen, und benennen die Art der Krankheit von dem Orte, wo sie schmerzhafte Empfindungen haben. Bey ihrer elenden Kost und schlechten Lebensart sind sie insgemein starke, dauerhafte, und weit gesundere Leute, als viele, die alle Bequemlichkeiten des Lebens genießen. Wenn sie einmahl die Mühseligkeit der Kinderjahre überstanden haben, so gelangen sie meistens zu einem hohen Alter; ja sie würden noch älter werden, wenn sie sich in ihrer Lebensart nur einiger Maßen zu mäßigen wüßten. Die in Europa gewöhnlich grassirenden Krankheiten sind ihnen gänzlich unbekannt, jene Krankheit ausgenommen, welche aus Amerika über Spanien und Neapel in die andern Länder fortgepflanzt worden. Von den Europäern haben sie Blattern bekommen, welche bey ihnen, wie die stärkste Pest, ansteckend sind. Ein Spanier, der vor kurzem von den Blattern genesen war, schenkte im Jahre 1763 einem Californier ein Stück Tuch, und hierdurch wurde er von den Blattern angesteckt, welche in kurzer Zeit so weit um sich rissen, daß in Zeit von drey Monathen über hundert Personen daran starben. Wenn die Californier krank werden, so beweisen sie eine außerordentliche Geduld. Kaum wird man einen Seufzer von ihnen hören, so schmerzhaft auch die Krankheit seyn mag; sie sehen ihre Geschwüre oder Wunden ohne Schrecken an, und lassen sich brennen oder schneiden, ja schneiden sich selbst ins Fleisch hinein, als wären sie unempfindlich. Sie verlieren selten bey ihren Krankheiten den Appetit; wenn er aber einmahl zu mangeln anfängt, so halten

sie es für ein gewisses Zeichen, daß der Tod nahe sey.

Ihre Heilungsarten sind sehr einfach und besonders. Man fragt den Kranken, an welchem Orte es ihm wehe thue. Alsdenn bindet man ihn an den Orte, wo er Schmerzen empfindet, auf der Brust, am Bauche, an dem Fuße oder Arme, mit einem groben Stricke. Zuweilen braucht man eine Art Aderlaß, indem man dem Kranken auch mitten in dem Gesichte und in der Geschwulst mit einem scharfen Steine einige kleine Öffnungen macht, um etwas Blut durch solche Wunden heraus zu ziehen, und die Krankheit hierdurch abzuleiten. Nachdem sie von den Spaniern den Schnupftobak kennen gelernt haben, so brauchen sie diesen gegen das Kopfweh. Und hierin bestehet ihre ganze Arzeneykunst.

Außer dieser haben sie auch noch eine geheime oder magische Arzeneykunst, deren sich insonderheit ihre Priester, Wahrsager und Gaukler rühmen. Die Indianer haben auf diese Betrüger einen solchen Glauben, daß, so bald sie nur einen geringen Anfall von einer Krankheit verspüren, sie solche zu sich kommen lassen, ehe sie noch natürliche Mittel gebraucht haben. Wenn diese zu den Kranken kommen, so blasen sie durch eine Röhre den schadhaften Theil an, oder belecken ihn, machen allerhand wunderliche Grimassen, und murmeln etwas daher, das sie selbst nicht verstehen. Sie zeigen alsdenn dem Patienten einen Feuerstein, den sie, ihrem Vorgeben

nach, bey ihm gefunden hätten, und welcher die Ursache der Krankheit gewesen seyn soll; da nun die Ursache des Schmerzens aus dem Leibe weggeschafft sey, so sey keine Gefahr mehr zu besorgen. Sie kommen niemahls zu kurz dabey; denn wird der Kranke wieder gesund, so verlangen sie eine Belohnung für ihre Bemühung; stirbt er, so verlangen sie von dem Hinterbliebenen etwas zum Andenken. Merken sie, daß keine Besserung zu hoffen ist, so versammeln sich alle Verwandten des Kranken um ihn herum, um ihm den Tod desto bitterer zu machen. Wenn der Kranke eine Tochter oder Schwester hat, so schneiden sie ihr den kleinen Finger an der rechten Hand ab, weil sie glauben, das Blut, das sie vergieße, rette den Patienten, oder zerstreue wenigstens den Kummer, den die Familie über seinen Tod haben werde, ob ihn gleich diese Operation nur noch größer macht. Hierauf kommen alle Bekannten aus der Gemeinheit, und besuchen ihn: wenn diese mit ihm geredet haben, und sehen, daß keine Hoffnung zum Leben da ist; so erheben sie ein entsetzliches Geheul, bedecken das Gesicht mit ihren Händen und Haaren, theilen sich in gewisse Gesellschaften, und wiederhohlen diese Ceremonie vielmahl hinter einander, und dieß alles in Gegenwart des Sterbenden. Diese Verwirrung wird durch das Geschrey der Weiber noch mehr vergrößert, wobey sie die Verdienste und Eigenschaften des Sterbenden erzählen, um bey den Umstehenden desto mehr Mitleiden zu erregen. Wenn dieses Geschrey vorbey ist, so bittet der Kranke die Gesellschaft, ihn auszusau-

gen, und auf eben die Art anzublasen, als es die Ärzte vorher gethan haben. Ein jeder bemühet sich, ihm diesen Dienst zu erweisen; man bläset zuerst auf den kranken Theil, und hierauf auf alle Werkzeuge der Sinne so stark, als man kann, weil der Kranke von der Kraft, die der Blasende anwendet, und von dem Geschrey, das er macht, auf seine Liebe schliesset. Indessen stecken ihre Gaukler dem Kranken die Hände in den Mund, um ihn, wie sie sagen, dem Tode mit Gewalt zu entreissen; die Weiber schreyen indessen immer fort, und geben ihm viele Stöße, um ihn wieder aufzuwecken. Und dieses treiben sie so lange, bis er den Geist aufgegeben hat.

Wenn sie nunmehr sehen, daß er wirklich todt ist, so erheben die Weiber aufs neue ein plötzliches Geheul und Brüllen, und alle Weiber, die in der Nachbarschaft sind, schlagen sich zu ihnen, und vereinigen ihr Geheul mit dem ihrigen. Kaum ist er todt, so macht man so gleich Anstalt ihn zu begraben, oder zu verbrennen; denn beydes ist bey den Californiern üblich. Sie stellen sogleich das Leichenbegängniß an, wobey sie immer fortfahren zu schreyen. Mit dem Todten vergraben oder verbrennen sie zugleich alles Geräthe, dessen er sich bedient hatte. Sie eilen mit ihrem Begräbnisse dermaßen, und untersuchen so wenig, ob er wirklich todt sey, daß es nichts Seltenes ist, daß sie Personen begraben oder verbrennen, die noch lebendig sind. Ein Missionär hörte einst ein Wehklagen, und sah das Feuer, das zum Verbrennen eines Todten bestimmt

war. Er lief hinzu, und sah, daß sie eben einen Menschen in das Feuer geworfen hatten, der noch Zeichen des Lebens in sich hatte. Er zog ihn wieder aus dem Feuer heraus, und brachte ihn wieder zurechte. Ein anderer sah ein Mädchen, das nach Landesgebrauch schon in eine Hirschhaut eingenähet war, um begraben zu werden; diese brachte er mit einer Dose Chocolate wieder zu sich, und sie lebte noch einige Jahre. Es ist sehr zu besorgen, daß dergleichen Fälle sich oft unter den Californiern zutragen. Sie haben keine Geduld lange auf die Auflösung eines Kranken zu warten; es ist also gar wohl möglich, daß sie ihn zu seiner Ruhe befördern, um selbst Ruhe zu haben. Ein Missionär versichert, daß die Californier einem alten, blinden und kranken Weibe, welches sie in die Mission tragen sollten, unter Weges den Hals gebrochen hätten. Ein anderer wurde erstickt, weil sie ihn, um ihn gegen die Mücken, die ihm niemand wehren wollte, zu schützen, so zugedeckt hatten, daß ihm der Athem darüber ausbleiben mußte.

Die alten Californier sollen die Gewohnheit gehabt haben, ihren Todten, ehe sie sie einscharten, den Rückgrad zu brechen, und wie eine Kugel zusammen gerollt in die Grube zu werfen; die neuern Missionare aber wollen nichts davon wissen. Vielmehr sagen sie, daß sie den Verstorbenen Schuhe anlegten, als wenn sie sie zu einer Reise fertig machen wollten. Fragt man sie aber nach der Ursache, so wissen sie keine andere, als den alt hergebrachten Gebrauch anzuführen.

Diejenigen, welche bey einem Todesfalle ihre Liebe und Zärtlichkeit gegen den Verstorbenen oder dessen Familie recht an den Tag legen wollen, verstecken sich in einem Hinterhalte, wo jene mit dem Todten vorbey gehen müssen; sie kriechen alsdenn halb stehend, und halb sitzend hervor, stimmen ein düsteres, klägliches, hu, hu, hu, an, und stoßen sich mit spitzigen Steinen so lange an den Kopf, bis das Blut über die Achseln herunter fließt.

Wir beschliessen hiermit unsre Nachrichten von Californien. Wenn wir nichts von den historischen Umständen der Spanischen Etablissements daselbst, noch von der Einführung der Christlichen Religion, noch von den verschiedenen Missionen, die die Jesuiten daselbst angelegt haben, geredet haben; so dürfen sich unsre Leser nicht darüber wundern: alle diese Dinge liegen außer unserm Plane. Wir haben die Absicht, bloß von den Sitten und Meinungen der Wilden zu handeln, und hiervon haben wir alles gesagt, was wir haben ausfündig machen können. Wer von den oben gemeldeten Stücken Nachricht verlangt, findet solche in der natürlichen und bürgerlichen Geschichte Californiens, welche von J. C. Adelung in das Deutsche übersetzt ist, und in den Nachrichten von der Amerikanischen Halbinsel Californien, von einem Priester der Gesellschaft Jesu; welche beyde Werke aber sorgfältig geprüft, und mit einander verglichen werden müssen.

Von den Patagoniern, und Einwohnern des Feuerlandes.

An der südlichen Spitze von Amerika wohnet ein Volk, welches eben so sonderbar ist, als das Land, das sie bewohnen. Wenn man den Fluß Plata zur Gränzlinie nimmt, so ist die nördliche Gegend desselben mit den schönsten Wäldern angefüllt; auf der südlichen Seite im Gegentheile trifft man schlechterdings gar keine Bäume an. Daher kommen die Widersprüche der Reisenden über die äußere Beschaffenheit dieses Landes. Eben so widersprechend sind die Nachrichten der Reisenden von der Gestalt seiner Einwohner. Einige behaupten, daß sie von einer ungeheuern Größe, und ein wahres Riesengeschlecht wären; andere behaupten, daß die Natur keine Ausnahme bey ihnen gemacht hätte, sondern daß sie von der gewöhnlichen Menschengröße wären. Wir wollen von beyden die Beschreibung hören. Der erste, der von ihnen redet, ist Pigafetta, ein Italiener; dieser mahlt sie als wirkliche Enakskinder ab. Von seinen Zeiten an findet man, daß fast alle Seefahrer seit einem Jahrhunderte, aus was für einem Lande sie auch seyn mochten, einstimmig erklären, es gebe auf der Küste von Patagonien ein Riesengeschlecht. Neuere Reisende läugnen dieses schlechtweg, beschuldigen ihre Vorfahren als Fabeldichter, und setzen ihre Berichte entweder auf Rechnung des Schreckens, das ih-

nen der Anblick wilder Menschen verursachte, oder leiten solche aus der natürlichen Neigung der Menschen zum Wunderbaren her. Garcillasso de la Vega sagt, daß, einer durchgängig angenommenen Tradition zu Folge, eine Menge von Schiffen nach der Landspitze St. Helena gekommen sey, und eine Gesellschaft von Riesen dorthin gebracht habe, welche von einer solchen ungeheuern Größe gewesen, daß die Eingebornen des Landes ihnen nur bis an die Knie gereicht hätten; daß ihre Augen so groß, als der Boden eines Tellers, und ihre Glieder von verhältnißmäßiger Größe gewesen; diese hätten gleich nach ihrer Landung einen tiefen Brunnen gegraben; jeder von ihnen hätte zu seiner Sättigung so viel gebraucht, als funfzig andere Menschen; hierdurch sey das Land und aller Vorrath in demselben bald aufgezehrt worden, und diese Riesen wären genöthigt worden, von Fischen zu leben; sie hätten sich hierauf solchen abscheulichen Lastern ergeben, daß endlich das ganze Geschlecht durch Feuer vom Himmel herab zerstöret worden, jedoch ihre Gebeine zu einem immerwährenden Denkmahle der göttlichen Rache unversehrt geblieben wären: denn es sollen in diesem Lande Gebeine von erstaunlicher Größe, und Stücke von Zähnen, die, wenn sie ganz wären, ein halbes Pfund wiegen würden, gefunden worden seyn. Diese Tradition lautet nun so ziemlich fabelhaft.

Um das Daseyn eines solchen Riesengeschlechtes zu beweisen, muß man stärkere Beweise haben. Einzelne gefundene Knochen beweisen noch

gar nichts; sie können von einem uns unbekannten Thiere seyn. Sollte der Beweis gültig seyn, so müßte ein glaubwürdiger Zeuge entweder solche Leute selbst, oder wenigstens ein ganzes Skelet mit Augen gesehen haben. Es gibt auch wirklich einige Schriftsteller, welche sagen, daß sie an der Brasilianischen Küste ein Riesengeschlecht gesehen hätten, welches ganz nackend gegangen wäre; andere im Gegentheile behaupten, daß dieses Vorgeben von der riesenmäßigen Größe der Einwohner von Patagonien eine von den Spaniern ersonnene Unwahrheit sey. Zu der Classe der verneinenden Zeugen gehören auch diejenigen, welche die Magellanische Straße befahren, und nichts davon gemeldet haben; denn ihr Stillschweigen ist ein Beweis, daß sie nichts Außerordentliches gesehen haben. Bisher halten die Zeugen für und wider das Riesengeschlecht einander die Waage. Nun wollen wir die andern untersuchen. Ein Engländer, Knivet, hat während seines Aufenthalts zu Port-Desire Todtenkörper, die er daselbst begraben gefunden hat, gemessen, welche vierzehn bis sechzehn Spannen hoch waren, und sah Fußtapfen von Menschen im Sande, welche eben so groß müssen gewesen seyn; er selbst bekam einen von den Einwohnern gefangen, welcher dreyzehn Spannen hoch war. Andere Reisende der ältern Zeit begnügen sich bloß zu sagen, daß die Wilden daselbst nur um einen Kopf größer, als die Einwohner von Europa, gewesen wären, und die Schiffsmannschaft habe sie in dieser Vergleichung Riesen genannt. Den Widerspruch dieser Nachrichten suchen ei-

nige auf folgende Art zu heben, daß sie sagen, daß wirklich auf dieser öden Küste ein solches Geschlecht vorhanden sey, welches aber in elenden Hütten, in den dicksten Wäldern, oder in Felsenhöhlen wohnete, und sich selten an der Küste, besonders wenn Europäische Schiffe anländeten, sehen ließe.

Das Zeugniß der neuesten Weltumfahrer, Byron, Wallis und Carteret, lauter Männer von unläugbarer Glaubwürdigkeit, wird die Sache entscheiden. Der erste beschreibt uns einen Indianer von der Art. Es war ein Mann von riesenmäßiger Statur, und schien die Erzählung von menschlichen Ungeheuern zu bestätigen. Er trug die Haut von einem wilden Thiere um seine Schultern geworfen, und war mit verschiedenen Farben so bemahlt, daß er die abscheulichste Figur vorstellte, die man jemahls gesehen hat. Um das eine Auge hatte er einen großen weissen, und um das andere einen schwarzen Rand gemahlt. Der übrige Theil des Gesichts war mit Streifen von verschiedenen Farben überstrichen. Seine Statur schien nicht viel kleiner, als sieben Fuß zu seyn. Unter den übrigen Indianern, die sich mit ihm an der Küste einfanden, waren ihrer wenige, die kleiner waren, als ihr Anführer, aber die Weiber waren von proportionirter Größe. Der Anblick dieser Leute setzte wirklich einige von seiner Mannschaft, die er mit an das Land genommen hatte, in eine Art von Verlegenheit. Von den wenigen Europäern, welche vollkommen sechs Fuß lang sind, findet

man wenige, die ihrer Größe nach auch verhältnißmäßig dick und nervig wären. Man kann sich also leicht einbilden, was es für einen Eindruck auf die Engländer gemacht haben müsse, als sie fünfhundert Personen beysammen sahen, wovon der kleinste wenigstens um vier Zoll länger, und in Verhältniß dicker war, als der größte unter ihnen. Der Capitain Wallis bestimmt ihre Größe noch genauer. Da er im Jahre 1766 auf dieser Küste landete, und sich mit den Indianern schon so weit bekannt gemacht hatte, daß er eine Art von Handel mit ihnen trieb; so nahm er eine Meßruthe zu sich, ging unter ihnen herum, und maß diejenigen, die er für die längsten hielt. Einer von ihnen war 6 Fuß und 7 Zoll hoch, der andere 6 Fuß und 5 Zoll, die meisten unter ihnen waren von 5 Fuß und 10 Zoll, bis 6 Fuß lang. Man kann also mit Recht behaupten, daß die Nation, im Ganzen genommen, die sonst gewöhnliche Größe der menschlichen Statur übersteige.

Die der Magellanischen Straße gegen Süden liegenden Inseln sind gewöhnlich unter dem Nahmen Feuerland bekannt, und haben solchen von dem Feuer und Rauche bekommen, den die ersten Entdecker darauf wahrnahmen, und die von einem Vulkan auf der größten Insel herkamen. Die Einwohner dieser Inseln sind zwar groß und vierschrötig, aber bey weitem nicht so groß, wie die Patagonier. Die Männer sind meisten Theils 5 Fuß und 8 bis 10 Zoll groß; die Weiber sind kleiner, und die wenigsten sind über 5

Fuß hoch. Der Farbe nach sehen sie aus wie Eisenrost mit Öhl vermischt; und haben dabey lange schwarze Haare. Die Gegend um die Augen ist gemeiniglich weiß, und der übrige Theil mit senkrechten, rothen und schwarzen Streifen gezeichnet, deren Gestalt aber bey jedem anders ist, so, daß kaum zwey derselben einander ähnlich sind. In Ansehung des Charakters sind sie allen übrigen Wilden gleich. Die Neugierde scheint zwar sonst eine von den wenigen Leidenschaften zu seyn, wodurch die Menschen sich von Thieren unterscheiden; die Einwohner dieser Länder aber haben eine ungemein kleine Dosis davon bekommen. Da sie bey der Ankunft der Engländer von diesen auf ihre Schiffe gebracht, und von einem Winkel in den andern geführt wurden, waren sie so gleichgültig dabey, ob sie gleich eine Menge von Sachen sahen, die ihnen unbekannt waren, daß sie nicht die geringste Verwunderung darüber bezeugten. Alles, was sie thaten, war, daß sie, wenn sie etwas Neues sahen, ein erbärmliches Geschrey anfingen, ohne sich weiter umzusehen. Daß sie sich von manchen Europäischen Sachen einen tollen Begriff machten, ist nicht zu verwundern, da ihre Erkenntniß in so außerordentlich enge Schranken eingeschlossen ist.

Die Europäer haben viel zu wenig Umgang mit diesen Leuten gehabt, als daß sie uns eine umständliche und zuversichtliche Nachricht von ihnen geben könnten; dennoch wollen wir uns die wenigen Beobachtungen zu Nutze machen. Was erstlich die Religion anbelangt, so haben

sie bey den Patagoniern nicht die geringste Spur davon entdecken können. Sie beobachteten zwar, daß diese Indianer bey Erblickung einer neuen und ihnen ungewöhnlichen Sache ein ungeheures Geschrey anfingen, und hielten dieses für eine abergläubische Beschwörung; aber das ist auch alles, was sie uns davon sagen, und das ist so viel als nichts. Von denen, die bey ihnen am Bord des Schiffs waren, schrie allemahl nur einer; geschah aber solches am Lande, so thaten es ihrer zwey. Diese sollen ihre Priester seyn. Bey einer andern Gelegenheit machten sie eine andere Beobachtung. Unter den Indianern, die auf den Europäischen Schiffen waren, befand sich auch ein alter Mann. Dieser blieb einst ganz unbeweglich stehen, hob seine Augen und Hände oft gen Himmel empor, und sprach in einem Tone und in einer Art, die von den in ihren gesellschaftlichen Gesprächen üblichen ganz verschieden war; der Ton, in welchem er es verrichtete, war mehr singend, als redend. Die Europäer erklärten solches für ein Gebeth; wenigstens wußten sie dieser Handlung keine andere Erklärung zu geben. Von der Art, wie sich diese Völker regieren, wissen sie eben so wenig. Man sieht unter ihnen keine Oberherrschaft noch Unterwürfigkeit; keiner wird mehr geehrt als der andere, und sie scheinen in der völligen natürlichen Gleichheit zu leben. Im Ganzen genommen, scheinen die Einwohner des Feuerlandes die armseligsten und hülflosesten und zugleich dümmsten menschlichen Kreaturen auf der Erde zu seyn. Ihr Leben ist ein beständiges Herum-

wandern in öden Wüsten, und nur die Gewohnheit, und weil sie nichts Bessers wissen, macht ihnen ihr Schicksal erträglich.

Ihre Wohnungen sind von den Hütten gewisser Europäischer Hausthiere nicht unterschieden. Es sind diese nichts, als etliche Stangen, die dergestalt in die Erde gesteckt sind, daß sie sich gegen einander neigen, oben zusammen laufen, und eine kegelförmige Gestalt ausmachen, wodurch die Hütte fast wie eine Art von Bienenkörben aussieht. Auf der Seite, die gegen den Wind liegt, sind sie mit einigen wenigen Zweigen und mit Gras bedeckt; auf der andern Seite ist die Hütte offen, und diese Öffnung dienet so wohl zur Thüre als zum Feuerherd. Von Hausgeräthe ist hier wenig zu sehen. In ihren Hütten legen sie rings herum Gras, und dieses dienet ihnen anstatt der Stühle und Betten; übrigens besteht ihr ganzer Hausrath in einem Ranzen, und in einer Blase irgend eines Thieres, das ihnen zum Wasserbehältniß dient. Von dieser Art sind auch die Hütten der Patagonier. Dieses Volk scheint seinen Aufenthalt mit den Jahrszeiten zu verändern, um bey der strengen Witterung ein gelinderes Klima zu genießen.

Zu der Kleidung brauchen diese Indianer einen ganz geringen Apparat; doch haben die Patagonier vor den Feuerländern vieles voraus. Jene haben eine Art von Kleidung, die sie aus Guanicos-Fellen machen. Es ist dieses ein Thier, welches an Größe, Gestalt und Farbe einem Reh

ähnlich sieht; es hat aber einen Höker auf dem Rücken, und keine Hörner oder Geweihe. Die Felle von diesem Thiere nähen sie in großen Stücken zusammen, die ungefähr 6 Fuß lang, und 5 Fuß breit sind; diese wickeln sie mit der rauhen Seite einwärts um den Leib, und befestigen solche alsdenn vermittelst eines Gürtels. Einige tragen auch ein von den Haaren der Guanico's verfertigtes viereckiges Tuch, in welches ein Loch für den Kopf eingeschnitten ist, wovon aber das übrige vom Halse rings um den Leib bis auf die Knie herab hangt. Diese Leute tragen auch eine Art von Beinkleidern, die sie sehr fest hinauf ziehen, deßgleichen auch Halbstiefeln, die vorn von der Mitte des Beins bis an die Spanne des Fußes, und hinten bis unter die Fersen reichen; der übrige Theil des Fußes ist ganz bloß. Einige Männer haben um das linke Auge einen Kreis; andere bemahlen sich die Arme und das Gesicht; die jungen Weibspersonen aber färben sich die Augenbraunen schwarz. Etwas Besonderes treffen wir bey den Patagoniern an, welches wir bey andern Wilden nicht antreffen, nähmlich, daß sie den Gebrauch der Pferde haben, und auch in dieser Absicht ihre Kleidung darnach einrichten. Jede von diesen Personen, so wohl Männer als Weiber, hat ein Pferd, das mit einem ordentlichen Sattel, Zügel und Steigbügeln versehen ist. Die Männer haben hölzerne Sporne, die Weiber aber nicht. Außer diesen ist jeder Patagonier mit einem besondern Wurfgewehre versehen, welches er in dem Gürtel stecken hat. Es bestehet aus zwey runden mit Leder umzogenen

Steinen, deren jeder ungefähr ein Pfund wiegt, und an dem Ende einer ungefähr 8 Fuß langen Schnur befestigt ist. In diesem Aufzuge erscheinen sie jederzeit öffentlich.

Die vornehmste Beschäftigung der Patagonier ist die Jagd. Sie verrichten diese so wohl zu Fuße als zu Pferde. Hier entstehet ganz natürlich die Frage, wie denn dieses Thier, welches in America nicht zu Hause ist, hierher gekommen sey. Ohne Zweifel sind sie zuerst aus Spanien hierher gebracht worden. Sie sind alsdenn in der Wildniß herum gelaufen, und haben sich unglaublich vermehrt. Sie sind weder groß, noch leibig, aber sehr schnell. Die Patagonier fangen sie, und richten sie ab, so gut sie können. Der Zaum besteht aus einem ledernen Riemen; ein kleines Stückchen Holz dient ihnen anstatt des Gebisses, und ihre Sättel sind den Reitküssen der Bauern ähnlich. Mit diesen reiten sie sehr geschwinde. Da der Englische Commodore Byron sich dieser Küste näherte, sah er viele Reiter auf den Bergen mit solcher Geschwindigkeit herum reiten, daß er sich darüber wunderte. Auch findet man hier viele Hunde, die gleichfalls von Spanischer Abkunft zu seyn scheinen. Die Thiere, auf welche sie Jagd machen, sind erstlich Ochsen, wovon man hier ungeheure große Herden antrifft. Da die Spanier etwas Hornvieh aus Europa hierher brachten, so vermehrte es sich bis zum Erstaunen, und breitete sich in den verschiedenen Gegenden dermaßen aus, daß es gar nicht mehr als ein Privat-Eigenthum angesehen wird. Die

Art dieser Jagd ist diese. Sie verfolgen diese Thiere zu Pferde; wenn sie eins erreicht haben, so schneiden sie ihm die Kniescheibe ab, und lassen es liegen. Sie setzen hierauf andern Thieren nach, und gehen eben so mit ihnen um. Sie ziehen ihnen alsdenn die Haut ab, nehmen das Talg mit sich, das Fleisch aber lassen sie liegen, welches hernach von den Hunden, die in großer Anzahl wild herum laufen, gefressen wird. Sie haben noch eine andere Art, diese Thiere lebendig zu fangen. Sie werfen nähmlich einen ledernen Riemen, der einige Faden lang ist, und an dem einen Ende eine Schlinge hat, dem Thiere über die Hörner. Ein anderer Jäger, der dem Thiere folgt, wirft noch eine Schlinge um die Hinterfüße: da nun das andere Ende am Sattel des Pferdes befestiget ist, so nehmen diese, die darauf abgerichtet sind, sogleich einen andern Weg, und werfen das Thier zu Boden. So bald das Thier gefallen ist, bleibt das Pferd stehen; der Reiter steigt ab, und bringt das Thier an einen beliebigen Ort. Auf gleiche Art werden auch die wilden Pferde und Tieger gefangen. Die Guanico's erlegen sie mit ihrem oben beschriebenen Wurfgewehre. Sie brauchen dieses Gewehr als eine Schländer; sie behalten nähmlich den einen Stein in der Hand, und schwingen den andern so lange rings um den Kopf, bis er ihres Erachtens hinlängliche Stärke erlangt hat, da sie ihn denn auf den vorgesetzten Gegenstand werfen. Sie wissen hiermit so geschickt umzugehen, daß sie in einer Entfernung von 45 Fuß ein Ziel, das nicht größer ist, als ein halber Gulden, mit

den beyden Steinen treffen. Auf der Jagd selbst pflegen sie mit diesen Steinen weder die Guanico's, noch die Straußen zu erlegen, sondern sie wissen die Steine so zu schläudern, daß die Schnur wider die Füße der Straußen, oder wider zwey Füße der Guanico's fährt, und sich durch den Schwung der beyden Steine dergestalt um die Füße der Thiere verwickelt, daß solche nicht weiter laufen können, sondern dem Jäger ohne Mühe in die Hände fallen.

Nicht alle Einwohner auf den Patagonischen Küsten haben es so gut, wie die hier beschriebenen. Man findet hier auch Patagonier, die, so zu reden, von aller menschlichen Hülfe entblößt sind. Die Engländer haben auf ihrer Durchfahrt durch die Magellanische Meerenge Patagonier angetroffen, die vor Kälte gezittert haben, und doch nichts, um sich zu bedecken, hatten, als eine Seekälberhaut, welche unbefestigt über ihre Schulter geworfen war, und nicht einmahl bis mitten auf den Leib herab reichte. Ihre Wehr und Waffen waren nichts als einige Wurfspieße, welche schlecht genug mit einem Knochen anstatt der Spitze versehen waren. Nicht besser sind die Einwohner des Feuerlandes gehalten. Die ganze Kleidung derselben besteht gleichfalls in einer blossen Haut eines Guanico's, oder Seekalbes, welches sie ohne Zubereitungen, so wie es von dem Thiere kommt, über ihre Schultern werfen; einen Theil von dieser Haut ziehen sie über die Füße, und schnüren es alsdenn gleich einem Beutel um die Knöchel herum fest zusammen;

die Weiber tragen einen kleinen Lappen anstatt des Feigenblattes. Die Männer lassen die Thierhaut hangen, wie sie will; die Weiber aber binden sie mit einem Riemen um den Leib. Bey alle dem aber leuchtet doch der den Wilden eigene Hang zum Putzen hervor. Ob sie gleich fast ganz nackend gehen, so bemahlen sie sich doch das Gesicht mit allerhand Farben. Und hierin besteht auch ihr ganzer Staat; je reichlicher sie diesen Zierath anbringen, desto stattlicher glauben sie auszusehen. Sie tragen auch Armbänder aus Muscheln oder Knochen; die Weiber tragen noch über dieß eine Art von wollenen Kopfbinden. Ihr liebster Staat aber sind Glaskorallen, die sie zuweilen von den Europäern bekommen. Ihre Waffen, die sie haben, sind Pfeile und Bogen. Ihre Bogen sind nicht ungeschickt, und man sieht an ihnen eine Spur von Erfindungskraft. Ihre Pfeile sind von Holz, aber aufs höchste auspoliert und glatt, und die Spitze, welche aus Glas oder Feuersteinen besteht, ist mit großer Geschicklichkeit ausgearbeitet und befestigt.

Diejenigen, die nahe an der Küste wohnen, haben auch Kähne, deren sie sich zum Fischfange bedienen, womit sie sich aber nicht weit in die See wagen. Sie sind ungefähr 15 Fuß lang, und 3 breit, und beynahe eben so tief. Sie sind aus Baumrinde verfertigt, und diese entweder mit den Sehnen von gewissen Thieren, oder mit Riemen zusammen genäht, welche sie aus den Häuten der Thiere schneiden. In die Fugen legen sie eine Art von Binsen, und die äußere Seite

überziehen sie mit Harz oder Gummi, damit das Wasser nicht eindringen kann. Funfzehn dünne und in Bogen gekrümmte Äste sind quer über den Boden und die Seiten gelegt, und quer über die obern Rände ist auf jeder Seite ein gerades Stück Holz gelegt, und an beyden Enden befestigt. Diese Arbeit ist so schlecht, wie alle ihre übrigen Sachen, und auch hieraus sieht man, daß sie unter allen Wilden auf der tiefsten Stufe stehen.

In der Art zu essen beweisen diese wilden Völker, daß sie von der gesitteten Lebensart noch unendlich weit entfernt sind. Das Fleisch essen sie roh, wie sie es finden, ohne an die geringste Zubereitung zu denken. Da die Engländer im Jahre 1766 hier waren, sahen sie, daß ein Patagonier das Eingeweide eines Straußen nahm, und solches ohne weitere Zubereitung vor ihren Augen aß; er reinigte es nicht einmahl, sondern begnügte sich bloß damit, daß er die inwendige Seite heraus kehrte, und ein wenig ausschüttelte. Ein anderer gab ihnen einen Fisch, der etwas größer als ein Häring war, den er so eben gefangen hatte; der Indianer faßte solchen begierig, wie ein Hund einen Knochen erhascht, und tödtete ihn durch einen Biß bey den Ohren; alsdenn verzehrte er denselben vom Kopf bis auf den Schwanz, ohne weder die Gräten, Floßfedern, Schuppen, noch das Eingeweide wegzuwerfen. Diese Indianer essen ohne Unterschied alles, was man ihnen gibt, es mag gesalzen oder frisch, roh oder gekocht seyn; jedoch haben sie eine Abneigung gegen alles starke Getränke, und trinken nichts

als Wasser. Diejenigen, die an der Küste wohnen, scheinen ordentlich keine andere Speise als Schalenfische zu haben. Die Weiber müssen die Muscheln sammeln, und es scheint besonders ihre Arbeit zu seyn, solche bey niedrigem Wasser, oder zur Ebbezeit aufzusuchen; man sieht sie alsdenn mit dem Korbe in der einen Hand, mit einem zugespitzten und mit Widerhaken versehenen Stecken in der andern, und mit einem Ranzen auf dem Rücken, an das Ufer gehen. Vermittelst dieses Stocks stoßen sie die Muscheln und andere Schalenfische, die an dem Felsen kleben, ab, werfen sie in den Handkorb, und leeren diesen, so oft er voll ist, in den Ranzen aus. Da sie nun dergleichen Fische nicht beständig an einem Orte antreffen, so zwingt sie die Noth, von einem Orte zum andern zu wandern. Dieses sind also die wahren Ichthyophagen der Alten, die sie uns als die wildesten Völker beschrieben.

So wild nun diese Völker auch immer sind, so findet man doch bey ihnen einen ungemein hohen Grad einer instinctmäßigen Liebe für ihre Kinder, und eine ziemlich weit getriebene Eifersucht für ihre Weiber. Die Weiber haben eine ungemein große Sorgfalt für ihre Kinder, welche sich besonders zeigt, wenn sie solche in und aus den Kähnen heben. Was ihre Eifersucht anbelangt, so scheint solche nicht so wohl aus einer Zärtlichkeit gegen den geliebten Gegenstand, als vielmehr aus einem thierischen Neide gegen den ausschließlichen Genuß herzukommen. Die Engländer haben eine wanderbare Probe davon er-

fahren. Es geschah, daß einige Indianer bey ihnen am Bord waren, andere aber neben den Schiffen auf sie warteten, unterdessen die Engländer nach dem Lande schickten, um Holz und Wasser zu hohlen. So lange die Engländer sich mit Bemannung und Ausrüstung des Bootes beschäftigten, hielten die Indianer, welche in den Kähnen waren, ihre Augen unverwandt auf dasselbe geheftet; allein den Augenblick, als solches vom Schiff wegruderte, ruften sie mit hellem Geschrey ihren am Bord des Englischen Schiffs befindlichen Landsleuten zu. Diese schienen sehr zu erschrecken, reichten jenen auf das eilfertigste ihre Kinder in den Kahn hinab, und sprangen selbst, ohne ein Wort zu sagen, hinten drein. Niemand konnte die Ursache hiervon errathen, bis sich endlich das Räthsel auf folgende Art auflöste. Es waren etliche Weiber am Ufer, welche Muscheln auflasen. Die armen Indianer befürchteten, die Fremdlinge möchten entweder durch Gunst oder Gewalt ihre ehelichen Vorrechte verletzen, auf welche sie weit eifersüchtiger waren, als die Bewohner anderer Länder, welche dem Ansehen nach weniger niederträchtig und wild sind. Sie riefen ihren Weibern zu, und diese verstanden es auch; sie eilten vom Ufer weg, und raunten ihnen aus dem Gesichte. So bald die Männer an das Land kamen, eilten sie ihnen gleichfalls nach. Ob sie unter einander eben die Delicatesse, als gegen Fremde, haben, ist uns unbekannt.

So viel, oder vielmehr so wenig haben wir

von diesen Wilden Nachricht gefunden; sie ist aber doch hinreichend, uns zu überzeugen, daß sie ungleich weiter unter dem cultivirten gesellschaftlichen Leben stehen, als andere bisher beschriebene Wilde. Nur allein in Ansehung der Grausamkeit und viehischen Unzucht scheinen andere tiefer, als diese, gesunken zu seyn: denn allen Nachrichten zu Folge waren die Patagonier bey jeder Erscheinung eines Europäischen Schiffs geneigt, eine Art von Umgange mit ihnen zu pflegen, ob sie gleich im Anfange ein großes Mißtrauen gegen sie äußerten, welches aber mehr natürliche Furchtsamkeit, als eigentliche Wildheit war, indem sie solche gar bald ablegten, und freundlich gegen die Fremdlinge wurden.

Von den Einwohnern in Otahiti, und den so genannten Societäts-Inseln.

Diese Inseln wurden zuerst von dem Commodore Byron im Jahre 1765 entdeckt. Ob er aber der erste unter den Europäern gewesen sey, der sie gesehen habe, daran ist sehr zu zweifeln. Sie liegen zwischen dem 17. Gr. 28. Min. und 17. Gr. 53. Min. südlicher Breite, und dem 149. Gr. 11. Min. und 149. Gr. 39. Min. westlicher Länge. Mendoza und Mindanna im sechzehnten, und Ferdinand de Quiros im siebzehnten Jahrhunderte hatten diese Meere beschifft, und entdeckten unter eben den Graden der Breite eine ungeheure Menge Inseln, denen sie freylich Nahmen gegeben haben, die aber in der Folge entweder vergessen, oder ungewiß geworden sind. Ferdinand de Quiros beschreibt in dieser Gegend der Südsee einige Inseln, die diesen Inseln an Lage, Früchten und Einwohnern so ähnlich sind, daß es wirklich zweifelhaft ist, ob nicht diesem berühmten Seefahrer die Entdeckung dieser Inseln zuzuschreiben ist. Allein in den folgenden Zeiten hat man weiter nichts davon gehört. Wenn also auch andere Europäer schon vorher in diesen Gegenden gewesen seyn sollten, so haben wir doch den Engländern die genauere Nachricht davon zu danken. Der vorhin gemeldete Commodore Byron kam auf seiner Reise, die er zur Entdeckung neuer Länder that, im

Jahre 1765 im Monath Junius hierher, und gab dieser Insel, zu Ehren des Königs von England, den Nahmen König-Georgens-Insel. Zwey Jahre hernach landete der Esquire S. Wallis auf dieser Insel, und nahm unter gewissen Feyerlichkeiten im Nahmen des Königs von England Besitz von derselben. Sie hielten sich einen Monath lang auf dieser Insel auf, und bekamen eine ziemliche Kenntniß von der Beschaffenheit des Landes. Es wurde hierauf von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London für nützlich gehalten, einige Personen auf eine der Inseln in der Südsee zu schicken, um daselbst den Durchgang der Venus durch die Sonnenscheibe, welche sich im Jahre 1769 eräugnen sollte, zu beobachten. Nach verschiedenen Berathschlagungen wurde die kurz zuvor entdeckte Insel Otahiti, oder König-Georgens-Insel, für die schicklichste dazu gehalten. In dieser Absicht wurde der berühmte Cook abgeschickt, der in seiner Gesellschaft noch einige andere Personen hatte, welche zur Beobachtung der Merkwürdigkeiten hinreichende Anlage und Geschicklichkeit hatten. Diese kamen im Jahre 1769 im Monath April daselbst an, und blieben bis in den Monath August daselbst. Von diesen verschiedenen Reisenden haben wir zuversichtliche Nachrichten von der Beschaffenheit dieser und der benachbarten Inseln bekommen. Aus diesen wollen wir, so viel zu unserer Absicht gehöret, einen vollständigen Auszug liefern, und die Neigungen und Sitten dieser Völker schildern. Von den Naturgütern der Insel werden wir nur so viel liefern, als zu unserm

Plane gehört, der sich bloß auf die Schilderung der Einwohner einschränkt.

Wir machen den Anfang mit der körperlichen Beschaffenheit derselben. Die Einwohner von Otahiti sind starke, wohl gebildete, muntere und ansehnliche Leute. Die Männer sind meisten Theils 5 Fuß, 7 bis 10 Zoll lang; hier und da gibt es aber auch einige, welche größer, oder kleiner sind. Die Männer sind von dunkelbrauner Farbe; doch sind diejenigen unter ihnen, welche am Strande wohnen, und daher oft auf die See gehen, ungleich röther von Farbe, als diejenigen, die mitten im Lande wohnen. Ihr Haar ist insgemein schwarz; doch gibt es auch einige, deren Haare braun, auch flachsgelb sind. Auf diesen Umstand sind die Menschenforscher besonders aufmerksam, weil er ihnen zu einem Schlüssel dient, einige Muthmaßungen über den Ursprung dieser Völker zu machen. Alle Einwohner von Asien, Afrika und Amerika haben durchgehends ohne Ausnahme schwarze Haare. Bey dem Volke in Otahiti muß also einst eine große Völkermischung vorgegangen seyn, oder sie müssen aus verschiedenen Völkern in eins zusammen gemischt worden seyn. Vielleicht stammen sie von den Maleyen, einer der ausgebreitetsten Asiatischen Nationen, ab; vielleicht auch von solchen Völkern, die von den Maleyen vertrieben worden sind. Sie haben eine sehr glatte und sanfte Haut, aber nichts von derjenigen Farbe, die wir rothe Backen nennen. Ihre Gesichter sind wohl gebildet, die Kinnbacken nicht hoch, die Augen nicht hohl,

noch die Stirne hervor ragend; das einzige in ihrer Gesichtsbildung, was mit unsern Begriffen von der Schönheit nicht überein stimmt, ist die Nase, welche gemeiniglich etwas flach ist. Ihre Frauenzimmer sind besonders in Ansehung der Augen schätzbar; sie sind voll Ausdruck: bald blitzen sie wie Feuer, bald schmachten sie mit Zärtlichkeit; eine Sache, welche, wie man sagt, auf empfindsame Mannspersonen starken Eindruck machen soll. Ihre Zähne sind schön, weiß, und stehen in ebener Reihe; ihr Athem ist rein, und von unangenehmem Geruche frey. Die Männer haben Bärte, die sie nach mancherley Art tragen; doch rupfen sie einen großen Theil desselben aus, um das übrige desto reinlicher zu erhalten. Beyde Geschlechter reissen sich die Haare, die unter den Armen wachsen, mit der Wurzel aus, weil sie solches für Reinlichkeit halten. In ihren Bewegungen bemerkt man Leichtigkeit und Stärke; ihr Gang ist angenehm, und ihr Betragen, so wohl unter einander, als gegen Fremde, höflich und sittsam. Cook und seine Gefährten fanden hier verschiedene Menschen, die sich von den andern Einwohnern dieser Insel merklich auszeichneten. Ihre Haut war todtenfarbig und so weiß, wie bey den Pferden die Nase eines Schimmels ist; ihre Haare, der Bart, die Augenbraunen und Augenlieder, alles war weiß, die Augen selbst aber roth und schwarz; ihre Haut war schuppig, und mit einer Art weisser Milchhaare bedeckt. Man beobachtete aber, daß niemahls zwey dergleichen Personen zu einer Familie gehörten, und schloß daraus, daß dieses

nicht so wohl eine besondere Art von Menschen, sondern vielleicht nur einzelne unglückliche Personen waren, deren körperliche Beschaffenheit die Folgen einer Krankheit waren.

In den benachbarten Inseln sind die Einwohner größer und stärker, als in Otahiti; man fand hier Männer 6 Fuß und 4 Zoll hoch; aber sie sind so träge, daß sie gegen alle Beschwerlichkeiten eine unüberwindliche Abneigung haben. Ihre Frauenzimmer sind weißer und schöner, als diejenigen in Otahiti. Beyde Geschlechter sind hier gar nicht neugierig, und sind viel weiter von der Cultur entfernt, als diejenigen von Otahiti; doch fand man bey ihnen eine gewisse Achtung gegen Fremde, die man sonst bey Wilden nicht oft antrifft.

Das Wichtigste, wonach man bey einem fremden Volke fragen kann, ist unstreitig die Religion, weil sich der ganze übrige Charakter nach den Begriffen bildet, die man sich von Gott, und der Art ihm zu dienen macht. Freylich kostet es ungemein viel Schwierigkeit, solche bey einem Volke kennen zu lernen, dessen Sprache man nicht vollkommen versteht. Und dieß ist gerade der Fall, worin wir uns in Absicht auf die Religion der Einwohner von Otahiti befinden. Die Engländer haben während ihres Aufenthalts auf dieser Insel nicht so viel von ihrer Sprache gelernt, daß sie sich über wissenschaftliche Begriffe mit ihnen unterhalten konnten; daher ist auch die Nachricht, die sie uns von ihrer Religion ge-

ben, sehr mangelhaft. Diese ist, wie die Religion der meisten andern fremden Länder, in Geheimnisse verhüllt, und durch handgreifliche Widersprüche verwirrt. Die gottesdienstliche Sprache ist auch hier von der im gemeinen Leben üblichen völlig verschieden. Doch erfuhren die Engländer eins und das andere von dem Religions-Begriffe dieses Volks, welches wir hier mittheilen wollen.

Ein vernünftiger Mensch, er mag so einfältig seyn, als er will, erkennet doch so viel, daß diese Welt, und die verschiedenen Theile derselben, so viel er davon erkennt, irgend durch ein thätiges Wesen müsse hervor gebracht worden seyn. Von einer Schöpfung aus nichts können sich die unwissenden und uncultivirten Völker nicht leicht einen Begriff machen; sie fallen also auf den Gedanken, der Urheber der Welt müsse an einem verborgenen Orte wohnen, wo er die jetzt vorhandenen Dinge auf eine solche Art hervor gebracht habe, durch welche sich noch jetzt die Natur vermittelst der Folge eines Geschlechts auf das andere verjünge. Daraus sind in der ältern Welt die Theogonien entstanden, und nach der Einbildung der neuern Wilden sind alle Dinge in der Welt durch das Zusammenwirken zweyer Personen entstanden. Und so stellt sich auch der Otahite den Ursprung der Welt vor. Nach seinen Begriffen war die höchste Gottheit eines von diesen zwey ersten Wesen. Sie nennen das eine Taroataihitunouh; das andere, welches ihrem Wahne nach ein Felsen gewesen seyn soll, nennen sie Tepapa. Eine Tochter von diesen war

Tettowmatatayc, oder das Jahr; denn mit dieser Benennung pflegen sie die dreyzehn Monathe ihres Jahres zusammen genommen auszudrücken, brauchen aber diesen Nahmen nicht anders, als wenn sie die Gottheit nennen wollen. Diese Tochter zeugte mit dem gemeinschaftlichen Vater die Monathe, und diese paarten sich unter einander, und zeugten die Tage. Die Sterne sind ihrer Einbildung nach, theils unmittelbare Abkömmlinge des ersten Paares, theils haben sie sich unter einander selbst fortgepflanzt Eben diese Meinung hegen sie auch von der Entstehungsart der verschiedenen Arten von Pflanzen. Unter andern Abkömmlingen des Taraotaihitunouh und der Tepapa rechnen sie auch ein zahlreiches Geschlecht von Untergottheiten, die sie Eatuas nennen. Zwey von diesen Eatuas, sagen sie, wohnten in einer langen verflossenen Zeit auf Erden, und waren die Ältern des ersten Menschen. Als dieser Mensch, den sie für ihren gemeinschaftlichen Stammvater ansahen, geboren wurde, war er, ihrem Berichte nach, kugelrund; allein seine Mutter regte und streckte ihn so lange, bis sie mit Ausbildung seiner Glieder zu Stande kam; und als sie ihm endlich seine jetzige Gestalt gegeben hatte, nannte sie ihn Eoteh, das ist vollendet. Da dieses nun vollendete Wesen von dem allgemeinen Naturtriebe zur Fortpflanzung seines Geschlechts gereitzet wurde, und keine andere Frauensperson, als seine Mutter, finden konnte, zeugte er mit ihr eine Tochter, und mit der Tochter andere Töchter, und so währte es verschiedene Geschlechter durch, ehe er einen Sohn bekam, und dieser be=

völkerte endlich, mit Beyhülfe seiner Mutter, die ganze Welt.

Außer ihrer Tochter Tettowmatataye bekamen die ersten Ältern der Natur auch einen Sohn, den sie Tane hiessen. Den höchsten Gott nennen sie mit besonderem Nachdrucke den Urheber der Erdbeben; aber ihre Gebethe richten sie am häufigsten an den Tane, von welchem sie sich einbilden, daß er sich zu den Angelegenheiten des menschlichen Geschlechts mehr herab lasse, und sich näher darum bekümmere, als der Taroataihitunuuh. Außer diesen haben sie, wie wir schon angemerkt haben, ein zahlreiches Heer von Eatua's, oder Untergottheiten, beyderley Geschlechts. Die männlichen werden von den Weibern verehrt; jedes Geschlecht hat seine besonderen Versammlungshäuser, in welche das andere nicht kommen darf. Männer versehen zwar das Priesteramt für beyde Geschlechter, aber jedes Geschlecht hat doch seinen eigenen Priester; denn diejenigen, welche das Priesteramt für ein Geschlecht versehen, dürfen es für das andere nicht verwalten.

Man kann nicht sagen, daß sich dieses Volk einer Art des Bilderdienstes schuldig mache; wenigstens bethen sie kein Geschöpf ihrer eigenen Hände, und keinen sichtbaren Theil der Schöpfung an. Ein geborner Otahite, mit Nahmen Tupia, welchen Cook von dieser Insel mitgenommen hatte, bethete auf dem Schiffe unmittelbar zu seinen Gott Tane, und versicherte, daß er je-

derzeit erhöret werde. Zwar erweisen die Einwohner dieser Insel einem gewissen Vogel, welcher ein Reiher oder Eisvogel zu seyn scheint, eine gewisse Achtung, und haben von demselben in Ansehung des Glücks und Unglücks einige abergläubische Meinungen; allein man kann nicht sagen, daß sie etwas Göttliches darin verehren. Sie zerstören sie zwar nicht, bringen sie auch nicht um; aber sie wenden sich auch mit keinen abgöttischen Ehrenbezeigungen zu ihnen. Die Engländer fanden zwar einst ein Bild, welches sie für einen Otahitischen Götzen hielten, aber sie konnten doch nicht erfahren, daß demselben einige Ehrenbezeugung erwiesen wurde. Es hatte solches die Gestalt eines Mannes, der aus Weiden ziemlich unförmlich geflochten, sonst aber nicht übel gezeichnet war. Es war über 7 Fuß hoch, aber nach der Höhe war es zu dick gerathen. Die geflochtenen Weiden machten eigentlich nur das Skelet des Ganzen aus; die äußere Seite war mit Federn gekleidet, die an den Stellen, wo sie die Haut vorstellen sollten, weiß, an andern Stellen aber, die sie zu bemahlen oder zu färben pflegten, so wie auch auf dem Kopf, wo die Haare angedeutet werden sollen, schwarz waren. An dem Kopf hatte die Figur vier hervor ragende Beulen, drey vorn, und eine hinten. Dieses Bild hiessen die Indianer Manioe, und sagten, es sey das einzige in seiner Art auf der ganzen Insel; es sey eine Vorstellung eines von ihren Eatua's, oder Göttern vom zweyten Range.

Die Begriffe von der Unsterblichkeit der Seele, und dem Zustande derselben nach dem Tode, gehören mit allem Rechte zur Religion, und wir wollen noch kürzlich sehen, was die Otahiten davon glauben. Sie behaupten, daß die Seele nach dem Tode in einem abgesonderten Zustande fort daure, und daß es zwey Orte und verschiedene Stufen von Glückseligkeit gebe. Den vorzüglichen und obern Ort nennen sie Tavirua lerai, den andern Tiabobuh. Sie sehen sie aber nicht als Orte der Belohnung und Bestrafung an, sondern nur als Aufenthaltsorte für verschiedene Stände; der erste ist ihrer Meinung nach für ihre Oberhäupter und Standespersonen, der andere für die gemeinen Leute: denn sie glauben nicht, daß ihre Handlungen in diesem Leben den geringsten Einfluß in das Zukünftige haben; ja sie glauben nicht einmahl, daß sich ihre Gottheiten darum bekümmern. Ihre Religion beziehet sich also wenig oder gar nicht auf ihre Sitten. Wenn sie Gott Ehre und Anbethung erweisen, so scheint es aus der Vorstellung der göttlichen Erhabenheit, und dem Bewußtseyn ihrer Niedrigkeit zu entstehen.

Bey dem äußern Gottesdienste müssen wir zuerst von ihren Tempeln reden. Sie nennen sie Morai, und diese werden zugleich zu Begräbnißplätzen gebraucht. Es sind dieses ummauerte Plätze, worin Altäre von verschiedener Form aufgerichtet sind. Wir wollen einen von den ansehnlichsten beschreiben, welcher als ein Meisterstück der Indianischen Baukunst angesehen wer-

den kann. In einem solchen mit Mauern eingeschlossenen Platze steht ein Stein in pyramidenförmiger Gestalt, und ruhet auf einer länglich viereckigen Basis, die 267 Fuß lang, und 87 breit ist. Die Bauart desselben gleicht einiger Maßen den pyramidenförmigen Anhöhen, auf welche wir bisweilen die Pfeiler für Sonnenuhren aufzustellen, und solche auf jeder Seite mit einer Reihe von Staffeln versehen zu lassen pflegen. Die Seitenstaffeln sind breiter, als jene an den Enden, so daß das Gebäude oberwärts nicht in ein großes Viereck, wie die Basis selbst, sondern wie eine Spitze, und das Dach eines Hauses zusammen läuft. Dieser Staffeln sind an diesem Gebäude eilf, und jede derselben ist vier Fuß hoch, daß demnach die Höhe des ganzen Gebäudes 44 Fuß beträgt. Jede Stufe besteht aus einer Reihe weißer Korallensteine, die regelmäßig viereckig behauen und geglättet sind; die übrigen Theile dieser Masse (denn sie ist nirgends hohl) bestehen aus runden Kieselsteinen, die der Regelmäßigkeit ihrer Figur nach gleichfalls bearbeitet worden zu seyn scheinen. Einige von den Korallensteinen sind sehr groß, viertehalb Fuß lang und drittehalb breit. Das Fundament besteht aus Felsenstücken, die gleichfalls viereckig gehauen, und zum Theil ganz ansehnlich sind. Was bey diesen und andern dergleichen Gebäuden das Wunderbarste ist, ist, daß sie von einem Volke aufgeführet sind, das von gar keinem eisernen Werkzeuge zum Behauen, und von keinem Mörtel zur Verbindung der Steine von jeher etwas gewußt hat. Dem Ansehen nach scheinen diese Gebäude

eben so dicht und fest zu seyn, als sie irgend ein Europäischer Baumeister hätte machen können. Die Staffeln, die an der größten Länge angebracht sind, laufen in der Mitte etwas einwärts gekrümmt, so daß die ganze Oberfläche keine gerade, sondern eine krumme Linie vorstellt. Mitten auf dem Gipfel steht ein aus Holz geschnittener Vogel, und bey demselben liegt eine aus Stein gehauene Figur von einem Fische. Diese ganze Pyramide macht die eine Seite eines geräumigen viereckigen Platzes aus, dessen Seiten einander beynahe ganz gleich, der Platz selbst aber 360 Fuß lang, und 354 breit ist. Dieser ganze Bezirk ist, wie oben schon gemeldet worden, mit einer steinernen Mauer umgeben, und durchaus mit flachen, breiten Steinen gepflastert; doch wachsen dazwischen Platanen und andere Bäume heraus. In einer gewissen Entfernung von diesem Hauptgebäude liegt ein anderer gepflasterter Bezirk, worin verschiedene kleine Gerüste auf ungefähr 7 Fuß hohen hölzernen Pfosten aufgerichtet stehen; die Indianer nennen solche Ewattas; es scheinen dieses Altäre zu seyn, weil die Leute allerhand Lebensmittel, als Opfer für ihre Götter, darauf zu legen pflegen. Diesen Morai nähern sich die Indianer mit einer außerordentlichen Ehrfurcht und Demuth, und verehren an diesen Orten eine unsichtbare Gottheit, von welcher sie zwar keine Belohnung hoffen, noch Strafe fürchten, dennoch aber die tiefste Ehrfurcht und demüthigste Anbethung gegen sie äußern. Wenn nun ein Otahite sich anschickt, an einem solchen Orte sein Gebeth zu

verrichten, oder sein Opfer zu bringen; so entblößt er seinen Oberleib bis an den Bauch, und zeigt durch seine Blicke und Stellungen, daß auch das Innere seiner Seele von solchen Empfindungen durchdrungen sey, die er äußerlich zu erkennen gibt.

Auf der benachbarten Insel Huahrine fanden die Engländer eine andere Art heiliger Gebäude, die die Stelle der Tempel vertraten. Es war dieses eine Art von Kiste oder Lade, deren Deckel sehr genau angeheftet und sehr artig mit Palmnußblättern bekleidet war. Diese Lade ruhete auf einem kleinen hölzernen Gestelle, welches in Form eines gewölbten Bogens sauber ausgeschnitten, und unterhalb auf zwey Stangen befestigt war, die um deßwillen da zu seyn scheinen, damit die Lade von einem Orte zum andern gebracht werden könne. An einem Ende dieser Lade war eine viereckige Öffnung, und in der Mitte derselben ein Ring, der an die Seiten des Vierecks stieß, so, daß die vier Winkel offen blieben, mithin ein rundes Loch innerhalb eines viereckigen zu sehen war. Diese Lade nannten die Indianer Ewharre no Etua, d. i. das Haus Gottes. Es wäre zu wünschen, daß uns die Englischen Seefahrer mehrere Nachricht von dieser Art von heiligen Geräthschaften gegeben hätten. Auf der Insel Ulietea trafen die Engländer beyde Arten von Heiligthümern an. Sie fanden hier einen Morai, der aus vier 8 Fuß hohen Mauern von Korallensteinen bestand. Der Platz, in welchem die Pyramide stand, hatte 75 Fuß im Viereck, und war

rings umher mit Mauern eingeschlossen. Nicht weit von dieser Pyramide stand ein Altar, den sie Ewhatta nannten, auf welchem zu der Zeit, als ihn die Engländer besahen, eine unlängst dargebrachte Gabe, oder Opfer lag, welches aus einem 80 Pfund schweren ganz gebratenen Schweine bestand. Hier trafen sie auch vier bis fünf solcher tragbarer Altäre oder Kästen an, dergleichen sie zu Huaheine gesehen hatten, die sie Ewharre no Etua, Gotteshäuser, nannten. Sie hatten die Neugierde, einen dieser Kästen zu durchsuchen; sie steckten deßwegen die Hand durch das beschriebene runde Loch hinein, und fanden darin ein großes 5 Fuß langes Packet, welches in verschiedenen Matten eingewickelt war. Sie hätten gern gewußt, was darin wäre, konnten aber nicht zu ihrer Absicht gelangen.

Ob die Otaheiten Feste zu Ehren ihrer Gottheiten haben, worin sich die ganze Nation, oder wenigstens ganze Gemeinheiten zu gottesdienstlichen Handlungen vereinigen, davon haben wir zwar keine gewisse Nachricht; es scheint aber dennoch wahrscheinlich, weil wir solche bey allen Nationen, die noch weit ungesitteter, als die Otaheiten sind, antreffen. So viel ist indessen gewiß, daß sie Priester haben. Dieser Stand ist sehr zahlreich, und bestehet aus allerhand Arten von Leuten; doch ist der oberste Priester gemeiniglich der jüngere Bruder aus einer vornehmen Familie; dem Rang und Ansehen nach ist er die nächste Person nach dem Könige. Die Priester machen auch zugleich den gelehrten Stand bey

den Otahiten aus, und die wenigen Kenntnisse, welche man in diesem Lande besitzt, sind bey den Priestern anzutreffen. Allein ihre Gelehrsamkeit will gar wenig sagen. Der ganze Inbegriff ihrer Wissenschaften bestehet darin, daß sie die Nahmen ihrer Eatua's, oder Untergottheiten, an den Fingern her erzählen, und die Rangordnung, worin sie gegen einander stehen, angeben; sie beschäftigen sich auch, die Meinungen von dem Ursprunge der Dinge zu untersuchen. Alle diese Nachrichten werden unter den Priestern durch mündliche Traditionen fortgepflanzt, und man hat weiter keine andere Spur von einer Bezeichnung der Gedanken unter ihnen gefunden. Sie kleiden sie in einzelne Sprüche ein, und geben solche ihren Lehrlingen auswendig zu lernen. Um sich in den Augen des gemeinen Volks ein desto grösseres Ansehen zu geben, so gehen sie mit den wenigen Kenntnissen, die sie haben, sehr geheimnißvoll um. Sie machen solche nicht nur niemanden, als nur den Personen vom Priesterstande, bekannt, sondern sie thun auch solches nur in einer ihnen eigenen Sprache. In denen Sprüchen, worin sie ihre Weisheit vortragen, kommen wenige Worte aus der gemeinen Mundart vor. Ein wesentlicher Vorzug von Einsichten, welche die Priester, die sie in ihrer Sprache Tahowa nennen, vor dem gemeinen Volke behaupten, ist dieser, daß sie mehr von der Schifffahrt und Sternkunde verstehen, als der gemeine Mann; daher heißt Tahowa eigentlich so viel, als ein Mann von Einsicht. Ein jeder Stand der Otahiten hat seine Priester aus seinen eigenen Mit-

keln; die Priester der Standespersonen sind aus vornehmen Familien, und die Priester der gemeinen Leute sind gleichfalls von ihrem Stande. Ein jeder Priester dient nur Leuten von seinem Stande. Vornehme Leute brauchen niemahls einen Priester von der niedrigen Classe, und ein Priester von höherem Stande wird niemahls für geringe Personen sein Amt verrichten.

Wir können nicht alle Amtsverrichtungen der Otahitischen Priester umständlich anführen; vermuthlich ist die mangelhafte Kenntniß der Engländer in der Otahitischen Sprache Ursache, daß sie uns hiervon keine genauere Nachricht geben. Da sie Opfer in ihre Gotteshäuser bringen, so ist höchst zu vermuthen, daß die Priester ihren Antheil daran haben. Doch wir wollen unsre Leser nicht mit Vermuthungen unterhalten, sondern ihnen Nachrichten, die das Gepräge der Gewißheit haben, vortragen. Die Amtsverrichtungen der Otahitischen Priester, von denen wir mit Zuverlässigkeit reden können, sind das Beschneiden, und das Färben der Haut, welches sie in ihrer Sprache Tättowiren nennen; aber keine von beyden stehet mit der Religion in einer Verbindung. Die Beschneidung haben sie bloß der Reinlichkeit wegen, deren sie sich äußerst befleißigen, angenommen. Man kann es aber nicht im eigentlichen Verstande eine Beschneidung (circumcisionem) nennen; denn die Vorhaut wird nicht durch einen rings herumgehenden Schnitt verstümmelt, sondern sie wird nur durch den obern Theil aufgeschlitzt, damit sie sich nicht über

die Eichel zusammen ziehen kann. Das Tättowiren, wovon wir weiter unten eine umständliche Beschreibung geben werden, ist bey den Otaheiten so allgemein, daß unter beyden Geschlechtern nicht eine einzige Person angetroffen wird, die nicht tättowirt ist. Da nun solches nicht ohne empfindliche Schmerzen geschehen kann, doch aber niemanden einen Vorzug vor dem andern verschafft; so scheint es ursprünglich aus einer gewissen abergläubischen Meinung entstanden zu seyn. Und diese Vermuthung wird dadurch um so viel mehr bestätigt, weil niemand, als nur allein die Priester, diese Operation verrichten dürfen. Diese ziehen aus beyden Verrichtungen ihre vornehmsten Einkünfte. Um diese nun desto sicherer zu stellen, so hat man so wohl das Beschneiden, als das Tättowiren, mit den National-Begriffen von Ehre und Schande unmittelbar verbunden, indem bey ihnen keine größere Schande ist, als nicht beschnitten, oder nicht tättowirt zu seyn. Die Taxe, die von beyden an die Priester bezahlt wird, ist willkührlich, und richtet sich nach dem Range und Vermögen derjenigen Personen, an welchen diese Operationen verrichtet werden. Was die Priester bey den Begräbnissen zu thun haben, wird sich besser unten erzählen lassen, wenn wir von dieser Materie insonderheit reden werden.

Wir kommen nunmehr auf die Regierungsform der Otaheiten, in welcher sie sich mehr, als andere Wilde, dem cultivirten Zustande nähern. Ob sie gleich nichts von aufgezeichneten

Gesetzen wissen, so ist doch eine gewisse Unterwürfigkeit eingeführt, die das Mittel zwischen gränzenloser Freyheit und despotischer Gewalt ist. Ihre Regierungsform ist der unter den Europäischen Nationen ehemahls üblichen Feudal-Regierung ähnlich, da einige zu der ausgelassensten Freyheit berechtigt sind, andere aber in einer niedrigen Sclaverey leben müssen. Sie haben wirklich einen Unterschied der Stände unter sich eingeführt, und die vornehmsten derselben sind folgende. Den obersten nennen sie Carihrähie, welcher ihren König vorstellt; den zweyten Stand nach dem Könige machen die Carih, oder die Freyherren aus; hierauf folgen die Mänehuni, oder Lehnträger; die untersten sind die Tutu, oder Leibeigenen. Die ganze Insel ist in zwey Hauptherrschaften vertheilt; denn jede von den beyden Halbinseln, woraus Otaheite besteht, Opurenu und Tiarrabou, hatte ihren eigenen und von dem andern unabhängigen Beherrscher. Gegen den König beweisen alle übrigen Stände eine tiefe Ehrfurcht; dennoch hat der König dem Anscheine nach nicht so viel Gewalt in den Händen, als die Freyherren oder Carih, die jeder in seinem Gebiethe ausübt. Dieses sind die Herren von den verschiedenen Gebiethen, deren auf der ganzen Insel ungefähr hundert seyn können. Die ihnen zugehörigen Districte vertheilen diese wieder unter ihre Vasallen, welche denjenigen Theil des Landes, der ihnen zum Lehen angewiesen ist, bauen müssen. Zur Arbeit brauchen diese die niedrigste Gattung von Menschen, oder Leibeigene; diese müssen die mühsamste Arbeit verrichten,

Holz und Wasser hohlen, Fische fangen, und das Land ihres Mähahunies anbauen, welcher nur den Nahmen hat, daß er solches für den Carih baue. Jeder von diesen Carihs hat seinen ordentlichen Hofstaat, und hält eine große Menge Bedienten, zu denen er vornehmlich die jüngern Brüder seiner eigenen Familie zu nehmen pflegt. Je nach dem einer einen großen Strich Landes hat, nach dem hält er auch einen prächtigern Hofstaat. Wenn ein Carih einen Sohn zeugt, so erbt dieser sogleich bey seiner Geburt den Titel und die Würde seines Vaters, so, daß ein Herr, der gestern Carih war, und die größte Ehrenbezeugung genoß, heute, wenn seine Gemahlinn in der verwichenen Nacht entbunden worden ist, ein bloßer gemeiner Mann ist. Alle Ehrenbezeugungen fallen dem Kinde zu; doch bleibt er immer Besitzer und Verwalter seiner Ländereyen.

Als die Engländer das erste Mahl in dieser Insel waren, regierte die Königinn Oberea in dem einen Theile dieser Insel, wenigstens stand sie in einem besondern Ansehen. Sonst ist bey allen Wilden und Halbwilden das Frauenzimmer in der größten Abhängigkeit, und in einem Zustande einer sclavischen Unterdrückung. Um so viel seltener ist es, daß hier eine Weibsperson in wirklich königlichem Ansehen stand. Wenn sie ausging, so hatte sie eine zahlreiche Begleitung bey sich. Wenn sie etwas nur durch einen Wink befahl, so wurde es augenblicklich vollzogen. Kam sie nach Hause, so kamen ihr ihre Verwandten entgegen. Ihr Haus, worin sie wohnte, unter-

schied sich von allen andern Privat-Häusern. Es nahm der Länge nach 327 Fuß ein, und war 42 Fuß breit. Es bestand aus einem mit Palmzweigen bedeckten Dache, und ruhete auf Pfosten, deren auf jeder Seite 39, und in der Mitte 14 befindlich waren; bis an die oberste Dachspitze gerechnet, war das Haus inwendig 30 Fuß hoch, die Pfosten aber, auf welchen das Dach ruhete, waren bis an den Rand desselben 12 Fuß hoch. In ihrem Hause wurde sie von schönen Mädchen bedient. Auf ihren Befehl brachten die Indianer den Engländern mehr Lebensmittel zum Verkaufe, als sie vorher bekommen konnten. Sie unterhielt ihre Liebhaber, und wurde eben so sehr, als ein männliches Haupt eines Stammes, verehrt. Wenn sie tractirte, so gab sie oft mehr als tausend Personen ein Gastmahl. Sie wurde bey solchen Gelegenheiten öffentlich von ihren Bedienten bedient. Diese beweisen gegen alles, was von ihrem Oberhaupte abhängt, die größte Ehrerbietung. Wenn ein junger Kronerbe in Ceremonie öffentlich erscheint, so wird er auf dem Rücken getragen, und jedermann beweist ihm durch Entblößung des Oberleibes den schuldigen Respect; dennoch besteht das Ansehen eines Oberhauptes mehr in äußern Ceremonien, als daß er im eigentlichen Verstande etwas zu befehlen habe. Es ist zwar ein Schatten einer Staatsverfassung, aber bey weitem noch keine regelmäßige Verwaltung der Gerechtigkeit. Beleidigt einer den andern, so steht die Bestrafung des Verbrechers dem beleidigten Theile zu. Bisweilen nehmen sich die Oberhäupter der Sache an,

und strafen ihre unmittelbaren Untergebenen, wenn sie etwas wider einander verbrochen haben; ja sie strafen manchmahl die Untergebenen anderer Herren, wenn sie eines in ihrem Gebiethe begangenen Verbrechens überführt werden.

Das höchste Ansehen hat der König im Kriege. Wenn es sich fügt, daß diese Insel von einem gemeinschaftlichen Feinde angegriffen wird, so muß jedes Gebieth, daß unter einem Carib steht, seine bestimmte Anzahl Krieger zur Vertheidigung des ganzes Landes stellen. Diese vereinigte Macht wird alsdenn von dem Caribrähie als obersten Befehlshaber commandirt. Ihre Gewehre bestehen aus Schläudern, deren sie sich sehr geschickt zu bedienen wissen; aus Speeren, die mit dem Stachel des Stechrochens zugespitzt sind, und aus sechs bis sieben Fuß langen Keulen, die aus einem sehr schweren und harten Holze verfertigt sind. Sie bedienen sich auch der Bogen und Pfeile mit besonderer Geschicklichkeit. Ihre Art zu schiessen aber hat dieses Besondere; sie knien nieder, und lassen in dem Augenblicke, wenn sie den Pfeil abgeschossen haben, den Bogen fallen. Sie brauchen aber ihre Pfeile mehr auf der Jagd, als im Kriege; die zuerst angeführten Waffen sind eigentlich zum Kriege bestimmt. Außer diesen führen sie zuweilen noch eine Lanze, ungefähr zwanzig Fuß lang, aber, dieser Länge ungeachtet, nicht über drey Finger dick. Sie haben auch noch ein anderes Gewehr, welches sie als eine Pique und auch als eine Keule zugleich brauchen können; es ist von hartem Holze, ungefähr

sieben Fuß lang, und sehr artig geglättet; an dem einem Ende ist es in der Figur einer breiten Spitze geschärft. Mit diesen Waffen fechten sie sehr hartnäckig, und schonen niemanden, der so unglücklich ist, ihnen während des Treffens, oder einige Stunden hernach, in die Hände zu fallen, es sey Mann, Frau, oder Kind. Ihr Zorn ist alsdenn äußerst heftig, aber eben nicht von langer Dauer. Wenn sie in das Treffen gehen, so verwahren sie sich durch vielfach über einander gefaltete Matten, mit denen sie unter den Kleidern den Leib vom Nacken bis auf den Bauch gedeckt tragen; doch hilft es gegen die mit dem Stachel versehenen Lanzen wenig, oder gar nichts, und es scheint mehr eine Folge der Mode zu seyn, als daß es ihnen wirklich Nutzen schafft. Wenn sie in einem Treffen den Sieg davon getragen haben, so nehmen sie die Kinnbacken der Erschlagenen, und hängen sie öffentlich auf. Dieses ist eben ein solches Siegeszeichen, als bey den Amerikanern die Hirnschädel. Sind die Feinde zum Weichen gebracht, so rückt der siegende Theil in das feindliche Land, und nimmt alles, was er fortschleppen kann, mit sich fort. Wenn eine Armee geschlagen wird, so verliert das Oberhaupt, welches sie commandirt, sehr viel von seinem Ansehen. So erging es dem Gemahle der Oberea, der für seinen Sohn die Regierung führte. Sein Land wurde von einer südostlichen Nation der Insel angegriffen; er wurde geschlagen, und mußte mit seiner Gemahlinn in die Gebirge fliehen. Die Sieger verbrannten alle Häuser, die sie antrafen, führten alle Thiere mit sich fort, und machten das

Land zu einer Wüste. Nach dem Abzuge der Feinde kamen sie zwar wieder zum Vorscheine; allein ihr Ansehen war sehr gesunken. Als die Engländer zum zweyten Mahle nach Otahiti kamen, hatte die Oberea bey weitem nicht mehr so viel Gewalt und Ansehen, als wie sie das erste Mahl da waren; die Ursache war, weil sich der erzählte Einfall etwa ein halbes Jahr zuvor eräugnet hatte.

Da diese Insulaner bald von andern Völkern aus andern Inseln einen Besuch bekommen, bald ihnen einen abstatten, so müssen wir auch von ihrem Seewesen etwas melden. Als sich die Engländer der Insel das erste Mahl näherten, setzten sich ihnen die Einwohner mit ihren Schiffen, oder vielmehr Kähnen, entgegen. Diese Schiffe sind sehr artig gebauet, und verdienen allerdings eine genauere Betrachtung, da es diesen Leuten an allem Eisenwerke und andern Instrumenten fehlt, die wir zum Schiffsbaue brauchen. Einige dieser Schiffe sind nur aus einem einzigen Baume, den sie mit vieler Mühe ausholen, gemacht; andere sind aus Bretern zusammen gesetzt, die sie überaus geschickt zusammen zu fügen wissen. Mit diesen fahren sie entweder einzeln, oder befestigen ihrer zwey mit einander, und stellen zwischen denselben einen Mast auf. Sie fahren damit so weit in die See, daß sie das Land völlig aus dem Gesichte verlieren. Wir wollen sie genauer beschreiben.

Der Baum, den sie zum Schiffbaue brauchen,

heißt in ihrer Sprache Avie; sein Stamm ist lang und gerade; doch werden einige von den kleinern Booten auch aus dem Brotfruchtbaum gemacht, der ein leichtes und schwammiges Holz hat, welches leicht zu verarbeiten ist. Sie glätten die Planken sehr geschwinde und schnell, und wissen einen dünnen Streif von der Oberfläche einer ganzen Planke abzunehmen, ohne mit der Axt ein einziges Mahl fehl zu schlagen. Nachdem sie den Baum mit einer Art von Axt, welche aus einem grünlichten sehr festen Steine gemacht, und an einem hölzernen Stiele befestigt ist, abgehauen haben, zerhauen sie denselben in Blöcke, die so lang sind, als das Maß ihrer Bohlen solches erfordert; das eine Ende dieser Blöcke wird ins Feuer gehalten, bis es anfängt Risse zu bekommen; in diese treiben sie alsdenn Keile von hartem Holze hinein, und spalten solche auf diese Art der Länge nach durch. Einige von diesen Bretern sind zwey Fuß breit, und 15 bis 20 lang, und einen Zoll dick.

Um diese Breter mit einander zu verbinden, bohren sie vermittelst eines spitzigen Knochens, der zu diesem Behufe an einen hölzernen Stiel befestiget ist, Löcher darein, und ziehen sie mit einer Art von geflochtenen Stricken mit solcher Gewalt an, daß die Breter fest zusammen halten. Die daraus entstehenden Nathen oder Fugen werden mit getrockneten Binsen kalfatert, und die ganze äußere Seite des Fahrzeugs wird mit einer Art von Harz überzogen, welches einige von ihren Bäumen in großer Menge hervor bringen, und ganz wohl als Theer gebraucht werden kann.

Die Kähne oder Boote, welche bey den Otaheiten im Gebrauche sind, lassen sich bequem in zwey allgemeine Gattungen eintheilen, wovon die eine Ivaha's, die andere Pahie's genannt werden. Die Ivahah wird zu kurzen Streifereyen in die See gebraucht; seine Seiten sind gerade stehend, und der Boden flach; des Pahie hingegen bedienen sie sich zu längern Reisen; seine Seiten sind gebogen, und sein Boden spitzig. Die Ivahah's sind alle nach einerley Art gebauet, aber von verschiedenen Größen, und werden auch zu verschiedenen Absichten gebraucht. Sie sind von 10 bis 72 Fuß lang, aber keines Weges von verhältnißmäßiger Breite; denn die kleinsten halten in der Breite einen Fuß; und die allergrößten nicht mehr als kaum zwey Fuß. Sie werden theils zum Kriegführen, theils zum Fischen, theils zum Reisen gebraucht. Diejenigen, die als Kriegsschiffe gebraucht werden, sind ungleich länger, als die andern; das Vorder- und Hintertheil sind gegen einander gebogen, so, daß das Hindertheil manchmahl 17 bis 18 Fuß hoch ist, wenn gleich die Höhe des Bootes kaum drey Fuß beträgt. Diese Fahrzeuge laufen niemahls einzeln in die See, sondern es werden ihrer allemahl zwey und zwey durch starke hölzerne Stangen zusammen verbunden, die quer über dieselben gelegt, und auf dem Rande der Wände befestigt sind. Auf diese wird im Vordertheile des Kahns ein flaches Dach oder Gerüste gebauet, das ungefähr zehn oder zwölf Fuß lang, und etwas breiter als das Boot ist, und auf Pfosten ruht, die ungefähr sechs Fuß hoch sind. Auf diesem Gerüste stehen die Krieger mit

ihren Schläudern und Spießen; unter dem Gerüste sitzen die Ruderleute, welche die Verwundeten von oben herab nehmen, und mit frischer Mannschaft ersetzen. Diejenigen von diesen Schiffen, die zum Fischen gebraucht werden, sind von verschiedener Länge, die kleinsten ungefähr zehn Fuß, und die längsten vierzig. Auf denjenigen, welche 25 Fuß und drüber lang sind, spannen sie nach Gelegenheit Segel auf. Von der Art, wie sie fischen, werden wir weiter unten reden. Die Schiffe, die zu Reisen gebraucht werden, sind allezeit doppelt, und mit einem kleinen artigen Häuschen versehen, das fünf bis sechs Fuß breit, sechs bis sieben lang, und zur Bequemlichkeit der Vornehmsten, die des Tages darin sitzen, und des Nachts darin schlafen, auf dem Vordertheile aufgerichtet ist.

Die andere Art von Schiffen, die man in Otaheite hat, werden Pahie's genannt. Sie sind ebenfalls von verschiedener Größe, dreyßig bis sechzig Fuß lang, aber ebenfalls nur sehr schmahl. Sie nehmen nicht allmählig in der Breite zu, sondern die Seiten sind ein wenig unter dem obern Rande gerade und parallel; alsdenn erweitert sie sich auf einmahl, und ziehet sich unten in eine Spitze zusammen, so, daß wenn sie der Quere nach durchschnitten würden, sie derjenigen Figur auf unsern Spielkarten ähnlich seyn würden, die wir Pique, Spade, oder Schippen nennen. Diese Schiffe werden auch zum Fechten, besonders aber zu langen Seereisen gebraucht. Die Kriegs-Pahie ist am größten, und führt ein Gerüste, das

größer ist, als auf den Ivahah's; diejenigen, welche zum Segeln gebraucht werden, sind meistens doppelt; und diejenigen von mittlerer Größe werden für die besten Seeboote gehalten. Diese Schiffe bleiben oft ganze Monathe aus, und schiffen von einer Insel zur andern; sie halten sich zuweilen vierzehn bis zwanzig Tage in der See, und würden sich noch länger darin halten können, wenn sie sich mit mehrern Lebensmitteln und frischem Wasser versehen könnten.

Wenn diese Fahrzeuge nur ein einziges Segel führen, so befestigen sie einen Kloß von Holz an das Ende zweyer Stangen, die quer über dem Fahrzeuge liegen, und sechs bis zehn Fuß über die Seitenwände hinaus ragen. Einige derselben haben nur einen Mast, andere zwey; diese Masten bestehen aus einer einzigen Stange, und ihre Länge beträgt ungefähr fünf Sechstheile von der Größe des ganzen Bootes. Er ist in ein Gerüste, das über dem Kahne liegt, eingefugt, und trägt ein Segel von Matten, das ungefähr ein Drittheil länger als der Mast selbst, oben spitzig, unten viereckig, an den Seiten eingebogen ist. Es hangt in einer hölzernen Rahme, die es auf allen Seiten einfaßt, und kann weder eingerefft, noch ganz eingenommen werden. Oben auf dem Maste sind Zierathen von Federn dergestalt angebracht, daß sie vorn schräg herab hangen. Die Ruder, deren man sich bedient, haben einen langen Stiel, und am untern Ende ein flaches Blatt, so daß sie einer Ofenschaufel nicht unähnlich sind. Jede Person im Boote, ausgenommen





Eines vornehmen Mannes in Otaheite kleinere oder Privat-Wohnung die mit Cocosblättern verdekt zu seyn pflegt, nebst dazu gehörigen Gehöfte.

diejenigen, die unter dem Winterdache sitzen, hat ein solches Ruder, und sie rudern sehr schnell damit. Allein ihre Boote lassen so viel Wasser ein, daß ein Mann beständig mit Ausschöpfen zu thun hat. Wenn diese Schiffe nicht in der See sind, so werden sie unter einer Art von Schupfen sehr fleißig aufbewahrt. Ein solches Gebäude bestehet aus Stangen, die aufrecht in den Boden gesteckt, und mit den obersten Enden gegen einander gebogen, und mit Schnüren fest zusammen gebogen werden; dergleichen Gebäude sind 50 bis 60 Schritte lang. Bey den längern Seereisen richten sie sich bey Tage nach der Sonne, und des Nachts nach den Sternen, von denen sie gewiß wissen, in welcher Gegend des Himmels sie in einer jeden Nacht nach ihrem dortigen Horizonte erscheinen.

Nunmehr wollen wir uns zu den innern und häuslichen Einrichtungen der Otahiten wenden, und von ihren Wohnungen, Kleidern, Nahrungsmitteln, Beschäftigungen, Künsten, ihrer Lebensart, ihrem Zeitvertreibe, Begräbniß und einigen andern Gebräuchen, und zuletzt von ihrem moralischen Charakter reden.

Was also erstlich die Wohnungen der Otahiten anbelangt, so legen sie solche durchgängig im Walde, zwischen der See und den Gebirgen, an, und für jedes Haus wird nur so viel Grund von Bäumen frey gemacht, als eben hinreichend ist, zu verhindern, daß die Tropfen von den Ästen des zunächst stehenden Baumes das Dach der Wohnung nicht treffen, und die-

ses in Gefahr laufen möge, zu verfaulen. Der Bewohner eines Hauses tritt daher aus demselben sogleich in den Schatten, welcher, der dickbelaubten Bäume wegen, hier ungemein angenehm und kühlend ist. Diese Haine bestehen aus Brotfrucht- und Cocosbäumen, und sind von allem Gesträuche und Unterholze gänzlich frey; auf allen Seiten siehet man Pfade, die von einem Hause zum andern gehen. Die Luft hat durch dieselben beständig einen freyen Durchzug; sie bleibt gesund, und der Schatten ist desto kühler. Da die Häuser keine Seitenwände haben, so genießt man auch in denselben die freye Luft, der Wind mag herwehen, wo er will. Alle Häuser auf der ganzen Insel sind von einerley Bauart. Wir wollen eine Beschreibung von einem Hause von mitlerer Größe geben, woraus man sich von den größern und kleinern leicht einen Begriff wird machen können. Der Grund, worauf das Haus stehet, ist ein längliches Viereck, das bey Häusern von dieser Größe 24 Fuß lang, und 11 bis 12 breit ist. Über dieses wird ein Dach gebauet, welches auf drey Reihen von Säulen oder Pfosten, die einander gegen über stehen, ruhet; eine Reihe geht mitten hindurch, die beyden andern stehen auf beyden Seiten. Dieses Dach hat zwey flache Seiten, die sich gegen einander hin neigen, und oberhalb fast wie die Strohdächer in eine Spitze zusammen laufen. Die größte inwendige Höhe ist ungefähr neun Fuß, und die Seiten des Daches reichen so weit gegen den Boden hinab, daß die untersten Enden nicht viertehalb Fuß

von der Erde entfernt sind. Unterhalb diesem Dache ist alles offen, und an den beyden Enden oder Eingängen der Wohnung ist die ganze Höhe von oben bis unten frey gelassen, und das Haus nirgends mit einer Wand eingefaßt. Das Dach ist mit Palmblättern, und der Fußboden einige Zoll hoch mit weichem Heu bedeckt, worüber Matten gelegt sind, so daß der ganze Boden gleichsam nur ein Küssen ausmacht, auf welchem sie bey Tage sitzen, und bey Nacht schlafen. In diesen Häusern ist gar kein Hausrath, außer in einigen etwa ein Stuhl, der aber bloß dem Hausvater gehört, und einige kleine Holzböcke, deren eine Seite halb ausgehohlt ist, und die ihnen anstatt des Kopfküssens dienen. Sie brauchen auch nicht viel Hausgeräthe; denn ihre Wohnungen dienen bloß zum Schlafgemach; auch dann, wenn es regnet, sitzen sie in freyer Luft unter dem nächsten Baume. Die Kleider, die sie des Tags über auf dem Leibe tragen, dienen ihnen des Nachts zur Decke; der weiche Boden ist das gemeinschaftliche Bett der ganzen Familie, und ist durch keine Zwischenwände abgetheilt. Der Hausvater und seine Frau schlafen in der Mitte, zunächst bey ihnen die verheuratheten Personen, neben ihnen die unverheuratheten Frauenspersonen, und in einer kleinen Entfernung von ihnen die ledigen Mannspersonen. Die Tutu, oder ihr Gesinde, schlafen in freyer Luft, außer wenn es regnet, da man ihnen erlaubt, außerhalb unter dem Dache zu schlafen.

Bey einer solchen Einrichtung der Otahitischen Häuser wird man vielleicht auf die Gedanken kommen, wie es möglich sey, sein Eigenthum gegen die diebischen Hände in Sicherheit zu setzen, oder gewisse Handlungen zu begehen, wobey man nicht gern Zuschauer hat. Allein was den ersten Punct anbelangt, so hat die Natur selbst für sie gesorgt. Es ist wahr, die Otahiten sind zum Diebstahle geneigt; aber was sollen sie einander stehlen? Dem Ansehen nach haben sie keine Güter, deren man sich mit Gewalt oder List bemeistern könnte; wenn jemand unter ihnen stehlen will, so ist der Nutzen, den er sich dadurch verschafft, und der Schaden, den er dem andern zufügt, so geringe, daß es nicht der Mühe werth ist, daran zu denken. Alles, wodurch sie ihre Wünsche und Bedürfnisse befriedigen können, haben sie unter einander gemein. Sie haben nichts, was mit dem Gelde, oder einem andern allgemeinen Mittel, wodurch man sich Sachen, die man nicht besitzt, verschaffen kann, einige Ähnlichkeit hat: folglich brauchen sie auch nichts zu verschliessen. Was den andern Umstand anbelangt, so sind verschlossene Zimmer unter einem Volke sehr entbehrlich, das nicht einmahl einen Begriff davon hat, was Unanständigkeit sey, und das daher alle Begierden und Leidenschaften ohne Ausnahme in anderer Gegenwart ohne alle Scham befriedigt, und sich so wenig Bedenken macht, alle Arten der natürlichen Bedürfnisse zu vergnügen, als wir uns Bedenken machen, in anderer Gegenwart unsern Hunger zu stillen. Wir werden unten, wenn wir auf den moralischen Charakter dieses Volks kommen, mehr

davon sagen. Dennoch haben die Oberhäupter eine Art von Häusern, worin man einige Absonderungen oder Verschläge findet; diese Wohnungen sind aber so klein, daß sie sie in ihren Kähnen von einem Orte zum andern führen, und wie ein Gezelt aufschlagen können. An den Seiten sind sie mit den Blättern von Cocosbäumen behangen, und in einem solchen Häuschen schläft das Oberhaupt mit seiner Gemahlinn ganz allein. Außer diesen Privat-Wohnungen haben sie auch Häuser, die zu einer gemeinschaftlichen Herberge des ganzen Volks einer besondern Gegend bestimmt sind. Diese sind zuweilen 200 Fuß lang, 30 breit, und 20 hoch. Sie werden auf gemeinschaftliche Kosten der ganzen Gegend, für welche sie bestimmt sind, erbauet und unterhalten, und haben auch an der Seite einen großen, ebenen, und mit niedrigen Pallisaden umzäunten Platz. In einem solchen Hause empfing die Königinn Oberea die Engländer, da sie das erste Mahl ans Land kamen.

Bey ihren Wohnungen haben auch die Otahiten Gärten angelegt, in welchen sie einige Kräuter ziehen. Das Erdreich ist in gewissen Abtheilungen umzäunt, und dieß macht die Aussicht ungemein angenehm. Brotfrucht- Äpfel- Cocos- und Plantanenbäume sind theils an den abhängigen Orten, theils in der Ebene in schönen Reihen gepflanzt. Um diese Gärten gehörig zu wässern, machen sie Gräben, wodurch sie das Wasser aus den Flüssen in ihre Gärten leiten. Zuweilen ma-

chen sie auch einen Wall von Erde herum, um sie vor den Verwüstungen der Schweine in Sicherheit zu setzen.

So einfach die Wohnungen der Otahiten sind, eben so einfach und dem milden Klima angemessen ist ihre Art sich zu kleiden. Sie bedienen sich hierzu einer Art von Zeugen, oder vielmehr Matten, die sie auf folgende Art zubereiten. Sie haben dreyerley Gattungen davon, und es wird solches aus der Rinde dreyer verschiedener Bäume verfertigt, nähmlich aus dem Chinesischen Papier-Maulbeerbaume, dem Brotfruchtbaume, und einem Baume, der dem Westindischen Feigenbaume gleich sieht. Der feinste wird aus dem Papier-Maulbeerbaume, den sie hier Aouta nennen, gemacht. Dieser Zeug wird besonders von vornehmen Leuten getragen, und nimmt unter allen Farben die rothe am liebsten an. Die zweyte Gattung, die bey weitem nicht so fein ist, wird aus dem Brotfruchtbaume, der Oroo genannt wird, verfertigt, und meistens von gemeinen Leuten getragen. Diejenige Gattung endlich, die aus einem Baume, der dem Feigenbaume ähnlich, und dem dunkelbraunen Papiere gleich ist, ist ganz grob und rauh. Ob sich diese gleich nicht so sanft, als jene anfühlt, so ist sie dennoch die schätzbarste, weil sie das Wasser aushält, welches die zwey andern Gattungen nicht thun. Die vornehmen Standespersonen tragen diesen Zeug des Morgens, ehe sie sich in Staat setzen. Weil sie von den oben genannten Bäumen den Zeug zu ihren Kleidungsstücken nehmen, so halten sie sehr genau darauf,

daß alle diese Bäume in gehöriger Menge ange=pflanzt werden, insonderheit der Maulbeerbaum, mit welchem der größte Theil des angebaueten Landes besetzt ist, weil dieser, nachdem er zwey bis drey Jahre gewachsen ist, zur Verfertigung des Zeuges nicht mehr gebraucht werden kann. Am besten ist er zu diesem Behufe, wenn er dünn, gerade, hochstämmig, und ohne Zweige ist. Daher pflegen sie auch die Blätter und Sprossen, welche unten am Stamme ausschlagen, sehr sorgfältig abzupflücken, und, wenn er kleine Zweige treibt, solche abzuschneiden.

Das aus diesen drey Bäumen verfertigte Tuch ist zwar von einander unterschieden; allein die Zubereitung ist dessen ungeachtet bey dem einen, wie dem andern. Wenn die Bäume die gehörige Größe erreicht haben, so ziehet man sie aus dem Boden, nimmt ihnen alle ihre Zweige, und hauet alsdenn die Wurzeln und Kronen ab. Die Rinde dieser Stangen wird hierauf der Länge nach aufgeschlitzt, und leicht abgeschälet. So bald man eine hinlängliche Menge derselben hat, trägt man sie an ein fließendes Wasser, läßt sie in selbigem weichen, und beschweret sie mit Steinen, damit sie nicht wegfließe. Wenn man glaubt, sie sey weich genug, so gehen die Mägde an den Bach, ziehen sich aus, setzen sich im Wasser nieder, und lösen die inwendige Rinde von dem grünen Theil der äußern Blätter ab. Zu dem Ende legen sie die innere Seite auf ein flaches glattes Bret, schaben die äußere mit einer Muschelschale sehr sorgfältig ab, und tauchen sie beständig in

das Wasser, bis nichts mehr übrig bleibt, als die feinen Fasern der innern Haut. Wenn sie am Nachmittage damit fertig sind, so werden diese Fasern des Abends auf Plantanenblätter ausgebreitet; dieseArbeit scheint die künstlichste und wichtigste zu seyn, weil die Hausfrau der Familie, welche das Tuch machen läßt, allezeit selbst dabey bleibt, und die Aufsicht darüber führt. Diese Fasern werden alsdenn eine an die andere der Länge nach in Reihen gelegt, die 33 bis 36 Fuß lang, und einen Fuß breit gemacht werden. Zwey oder drey dergleichen Lagen werden gemeiniglich auf einander gelegt, und man sorgt insonderheit dafür, daß das Tuch allenthalben von gleicher Dicke seyn möge, so, daß wenn in einer Schicht hier oder da die Fasern etwas dünner, als in den andern, aufgetragen werden, gleich ein etwas dickeres Stück der zubereiteten Rinde ausgesucht wird, um es in der nächsten Schicht gerade über diesen Fleck zu legen. So läßt man es bis zum andern Morgen liegen, bis das Wasser, das bey dem Ausbreiten noch darin war, ganz abgelaufen und weggedünstet ist. Die ganze Masse von Fasern klebt alsdenn dergestalt an einander, daß man das Ganze in einem Stücke vom Boden aufheben kann.

Wenn das Tuch so weit bereitet ist, so wird es weggebracht, und auf die glatte Seite eines langen dazu bereiteten Stückes Holz gelegt, und von Mägden mit besondern Werkzeugen geschlagen. Dieses Werkzeug, welches sie Etoa nennen, ist an Gestalt demjenigen viereckigen Holze ähnlich,

worauf man die Schermesser abzieht. Auf den vier Seiten sind der Länge nach kleine Rinnen oder Furchen von verschiedener Breite eingeschnitten, die auf der einen Seite so weit und tief sind, daß man einen dünnen Bindfaden hinein legen könnte, auf der andern Seite aber immer stufenweise feiner werden, so, daß die letzten so enge sind, daß man nichts Dickers, als einen Faden Nähe-seide, würde hinein bringen können. Zuerst schlagen sie das Tuch mit der gröbsten Seite dieses Bläuels oder Hammers, und beobachten dabey eine Art von Tact, wie bey uns die Schmiede zu thun pflegen. Unter diesen Schlägen dehnet sich das Tuch sehr geschwinde, doch vornehmlich in der Breite aus, und die Gestalt der eingekerbten Rinnen drückt sich auf dem weichen Zeuge ein, und gibt solchem das Ansehen, als wenn er in Fäden gesponnen wäre. Nach und nach wird es mit den andern Seiten, und zuletzt mit der feinsten geschlagen. Und nun ist das Tuch fertig. Bisweilen schlagen sie es mit der feinsten Seite des Schlägels noch dünner, je nach dem es zu verschiedenen Mahlen gedoppelt auf einander gelegt ist. Hierdurch wird es so dünn, als unser Nesseltuch. Wenn es auf solche Art bereitet ist, wird es Hoboo genannt. Dieses Tuch läßt sich in der Luft schön weiß bleichen; aber noch weisser wird es, wenn man es trägt, alsdenn wäscht, und von neuem schlägt. Je nach dem man es mehr oder weniger schlägt, nach dem wird es feiner, oder gröber. Die aus den andern oben benannten Bäumen verfertigt werden, werden auf gleiche Art gemacht. Die Verschiedenheit der Mate-

rialien, nebst dem mehrern oder wenigern Schlagen, bringt natürlicher Weise einen Unterschied in den Gattungen zuwege. Die Rinde des Brotfruchtbaums wird nicht eher zum Zeugmachen gebraucht, als nachdem die Bäume viel höher und dicker, als die Feigenbäume, aufgewachsen sind. Übrigens wird sie auf eben die bisher beschriebene Art bearbeitet.

Wenn diese Tücher eine Zeit lang getragen und schmutzig geworden sind, so werden sie auf folgende Art gewaschen. Man legt sie in einen Bach, und läßt sie einige Zeit darin liegen, so wie man im Anfange die Rinde, woraus sie gemacht worden sind, tractiret hat. Wenn es gehörig durchweicht ist, so wird es gelinde ausgedrückt und ausgewunden; bisweilen werden verschiedene Stücke auf einander gelegt, und mit der gröbsten Seite des Schlegels zusammen in eins geschlagen; alsdenn wird es so dick, als unsre gewöhnlichen wollenen Tücher; wenn es eine Zeit lang getragen wird, so ist es viel sanfter anzufühlen, als zuvor. Sie geben diesen Tüchern auch verschiedene Farben, vornehmlich die rothe und gelbe. Die rothe Farbe ist außerordentlich schön, und viel glänzender und feiner, als wir sie in Europa haben; sie kommt unsrer Scharlachfarbe am nächsten. Sie entsteht aus der Zusammenmischung des Saftes von zwey Pflanzen, deren keine allein im Geringsten dieser Farbe ähnlich ist. Die eine dieser Pflanzen ist eine Art von Feigen, welche hier Matte genannt wird; die andere heißt Etu, oder cordia Sebestina.

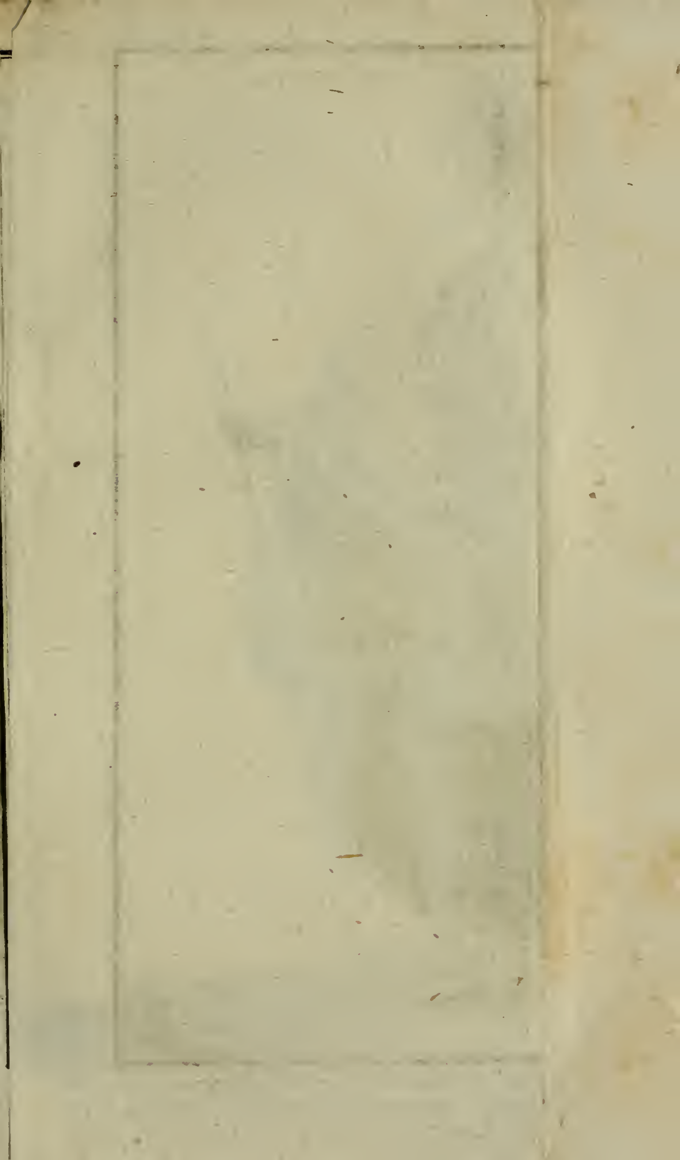


Ein junger Mensch wie er in Otaheitischer Tracht gekleidet nach dortigem Landesgebrauch durch die Nase auf der Flöte bläst.

Aus diesen Tüchern verfertigen sie ihre Kleider. Zu einem ordentlichen Kleide brauchen sie zwey Stücke von diesem Zeuge; in das eine wird in die Mitte ein Loch geschnitten, und durch dieses der Kopf gesteckt, so, daß die beyden Enden vorn und hinten von den Schultern bis an die Mitte des Schenkels herab hangen. Das andere Stück, welches 15 Fuß lang, und ungefähr 3 Fuß breit ist, winden sie auf eine sehr ungezwungene Art um den Leib herum. Da ihre Kleider nach keiner bestimmten und gewissen Form geschnitten sind, so können sie sie auf so mancherley Art tragen, wie sie wollen. Die Kleidung der Frauenzimmer von einem gewissen Stande besteht aus drey bis vier Stücken. Ein Stück, das ungefähr sechs Fuß breit, und drey und dreyßig lang ist, wickeln sie verschiedene Mahle, um den Unterleib, so, daß es, gleich einem Unterrocke, bis an die Waden herab hangt, und dieses heissen sie Paru; zwey oder drey andere Stücke, die ungefähr achtehalb Fuß lang, und drey breit sind, und deren jedes in der Mitte einen Einschnitt hat, legen sie auf einander, stecken alsdenn den Kopf durch das eingeschnittene Loch, und lassen die langen Enden vorn und hinten hinunter hangen, dergestalt, daß die beiden Seiten offen, und die Arme frey bleiben: dieses heissen sie Tebuta. Die herabhangenden Enden ziehen sie alsdenn rings um den Unterleib zusammen, und gürten solche mit einer Binde von dünnerem Tuche um den Leib fest. Dieses ist die National-Tracht; so gehen Männer und Weiber gekleidet, außer daß sie das um die Hüfte gewickelte Tuch nicht wie ei-

nen Weiberrock herab hangen lassen, sondern es zwischen den Beinen dergestalt zusammen bringen, daß es eine Gestalt wie eine Art von Beinkleidern bekommt; dieses nennen sie Maro. Je vornehmer der Mann ist, desto mehr Kleider trägt er auf dem Leibe, und hierin besteht allein der äußere Unterschied. Einige winden mehrere Stücke Tuch, wovon jedes 24 bis 30 Fuß lang, und 6 bis 9 Fuß breit ist, um sich herum, und werfen noch über dieß ein großes Stück, und wenn es Personen vom ersten Range sind, zwey solche Stücke über die Schultern. Geringere Personen müssen sich mit dünnerer Kleidung begnügen. Diese gehen in der Hitze des Tages fast ganz nackend; die Frauenspersonen haben nur einen dünnen Überrock, und die Männer nichts als nur einen Streifen Tuch, den sie zwischen den Schenkeln durchziehen, und rings um den Unterleib befestigen. Da den Personen von Stande die Menge der Kleider, besonders in einem heißen Lande, äußerst beschwerlich fallen muß, so entblößen sich die Frauenzimmer von Stande zur Abendszeit allemahl bis auf den Unterleib herab, und werfen alles, was sie am Oberleibe tragen, eben so unbedenklich und nachläßig weg, als unsre Frauenzimmer ihre Mäntel.

Die Beine und Füße pflegen sie nicht bedeckt zu tragen; hingegen verwahren sie ihre Gesichter vor der Sonne durch kleine Mützen, die entweder aus Matten, oder aus Cocosnußblättern gemacht sind, und die sie, wie sie sie brauchen, im Augenblicke verfertigen können. Die Frauen-





Ein Mann vom Stande aus der Insel Otaheite in einer eigen-
thümlichen Tracht, einen weißen Stab als das Unterscheidungs=
Zeichen seines Standes, in der Hand haltend.





Eine Frau vom gemeinen Volk in Otaheite nebst ihrem Sohne
beide in ihrer gewöhnlichen Kleidung abgebildet.

zimmer tragen außer dem bisweilen auch kleine Turbane, und bisweilen eine Art von Kopfzeug, welches sie Tomu nennen: dieses schätzen sie höher, als alles andere, und es steht ihnen auch recht gut an. Dieses Tomu ist aus Menschenhaaren verfertigt, welche in Fäden, die kaum dicker, als Nähseide, sind, zusammen geflochten, und auf eine niedliche Art um den Kopf herum gewickelt werden. Sie haben solche Fäden, die bey einer Viertelmeile lang sind, und nirgends einen Knoten haben; dergleichen Fäden haben sie manchmahl fünf bis sechs um den Kopf; zwischen dieselben stecken sie allerley Blumen. Die Männer stecken zuweilen die Schwanzfedern des tropischen Vogels aufrecht in ihr Haar, welches sie in einen Busch auf dem Kopfe zusammen binden. Bisweilen tragen sie einen Strauß oder Kranz, der aus allerley Blumen besteht, die in einem Stücke von der Rinde des Platanenbaums befestigt sind; oft putzen sie sich auch mit rothen Erbsen, die sie mit Gummi auf ein Stück Holz kleben, und solches auf dem Kopfe tragen; bisweilen tragen sie eine Art von Perücken, die aus Menschen- und Hundshaaren, auch aus den Fasern der Cocosnüsse gemacht sind. Diese Haare sind auf einen Faden gereihet, und hangen in einem Busche hinten an den Haaren hinunter. Beyde Geschlechter tragen auch Ohrenringe, aber nur an einem Ohre. Diese Ohrenringe bestehen aus Muscheln und Steinen, rothen Erbsen und kleinen Perlen. Die Weiber schneiden die Haare kurz um die Ohren herum ab; die Männer aber lassen sie in großen Locken über die Schultern hangen.

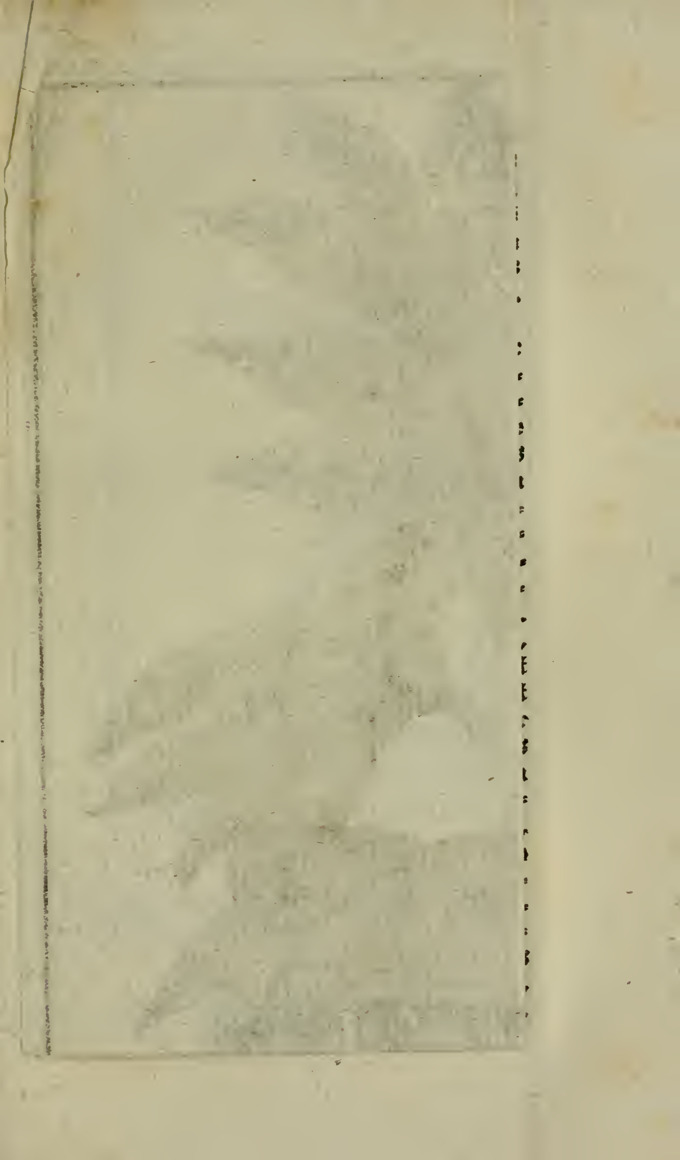
Den Kopf salben sie sich mit einem Öhle, das aus der Cocosnuß gepreßt ist, und weichen allerhand wohlriechende Kräuter und Blumen in dasselbe. Sie befleißigen sich der Reinlichkeit sehr, und machen sich einige Europäische Sachen, die dazu behülflich sind, gern zu Nutze. Da sie sich mit Öhle salbten, wurden sie von Ungeziefern darauf sehr geplagt. Als sie daher von den Europäern Kämme bekamen, lernten sie ihren Gebrauch gar bald, und reinigten sich von dieser Last, die ihnen eben so beschwerlich und ekelhaft war, als den Europäern.

Eine besondere Art von Zierath, die man zwar an mehreren Orten, aber nicht in dieser Gestalt antrifft, ist, daß sie sich den ganzen Körper färben. Sie nennen es Tättowiren. Dieses geschieht bloß an dem hintern Theile des Leibes und an den Lenden, welche sie sich mit schwarzen Streifen, welche allerhand Gestalten vorstellen, bezeichnen lassen. Die Operation wird von den Priestern verrichtet, und diese bekommen etwas für ihre Bemühung, welches einen Theil ihrer Einkünfte ausmacht. Vor dem zwölften Jahre werden weder Knaben noch Mädchen gezeichnet. Das Tättowiren selbst geschieht auf folgende Art. Mit einem kleinen Instrumente, das einer Hacke einiger Maßen gleich sieht, ritzen sie die Haut, doch nicht ganz bis auf das Blut, auf. Derjenige Theil des Instruments, welcher die Klinge vorstellt, ist aus einem Knochen, oder aus einer Muschel verfertigt, sehr dünn geschabt, und einen Viertel= bis anderthalb Zoll lang; längs der Schneide

sind lauter Zähne eingekerbt, deren es an einer solchen Klinge, je nach dem das Instrument groß oder klein ist, von drey bis zu zwanzig gibt. Wenn sie es gebrauchen wollen, tunken sie die Zähne in eine schwarze Farbe, die sie aus Nuß und Öhl bereiten, wozu ihnen der Rauch ihrer Lichter, welche aus einer öhligen Nuß bestehen, herrliche Dienste thut. Die solchergestalt mit Farbe versehenen Zähne werden auf die Haut gestellt; alsdenn schlägt man auf den Handgriff, woran sie befestigt sind, vermittelst eines dazu bestimmten Steckens, geschwinde und ziemlich stark, wodurch denn die Zähne, und mit denselben der schwarze Nuß, eindringen, und unauslöschliche Flecken in der Haut zurück lassen. Die Operation ist schmerzlich, und es vergehen einige Tage, ehe die Wunden wieder zuheilen. Man verrichtet die Operation an beyden Geschlechtern ungefähr im zwölften bis vierzehnten Jahre an allen Theilen des Leibes, und in allerhand Gestalten, je nach dem es dem Geschmacke und dem Range der Ältern gemäß ist. Bey den Mädchen stellet diese Zierath gemeiniglich eine Figur vor, die unserm Z gleicht, und sie sind damit auf jedem Gliede ihrer Finger und Zehen, und oft rings um die äußeren Füße gezeichnet. Die Mannspersonen werden gleichfalls mit solchen Figuren gezeichnet; außerdem haben beyde Geschlechter noch andere Zeichnungen dieser Art, als Vierecke, Zirkel, halbe Monde, unförmliche Bilder von Menschen und Vögeln, u. dgl. Am meisten sind dergleichen Zierathen auf dem Hintern verschwendet, welcher bey beyden Geschlechtern mit einer schwarzen Farbe ganz

überzogen ist, und oberhalb derselben ist, bis an die kurze Rippe hinauf, ein Bogen über den andern gezeichnet. Diese Bogenlinien sind oft einen Viertelszoll breit, und am Rande zackig. Auf diese Bogen sind sie sehr stolz; Männer und Weiber zeigen sie mit Vergnügen, und machen einen Staat daraus; ob sie sie aber als Zierathen, oder vielmehr als Zeichen ihrer Entschlossenheit und Standhaftigkeit ansehen, ist unbekannt. Das Gesicht wird durchgehends ungezeichnet gelassen.

Herr Banks, der mit dem Weltumfahrer Cook auf dieser Insel war, ist einst ein Augenzeuge von einer solchen Operation gewesen, und beschreibet sie also. Das bey dieser Gelegenheit gebrauchte Instrument hatte über dreyßig Zähne. Auf jeden Schlag, deren in einer jeden Minute wenigstens hundert gethan wurden, kam eine wässerige Feuchtigkeit, die ein wenig mit Blut gefärbt war „auf der Haut zum Vorscheine. Das Mädchen, welches tättowirt wurde, hielt es mit einer frischen Standhaftigkeit ungefähr eine Viertelstunde aus; alsdenn aber wurden ihr die Schmerzen, die durch so viele hundert Stiche verursacht wurden, unerträglich. Sie fing erst an zu murren, dann weinte sie, und bath endlich den Operateur aufzuhören. Dieser aber war unerbittlich. Das Mädchen sträubte sich, aber es war alles vergebens. Zwey Weiber hielten sie in der erforderlichen Stellung fest, gaben ihr gute und böse Worte, und zuweilen auch einen derben Schlag. Das Mädchen mußte sich bequemen, die ganze Operation an sich verrichten zu lassen, welche etli-





Ein Zweig eines Brodfrucht-Baumes mit daran befindlichem Laüb Bluthe und Früchten.

che Stunden dauerte. Man kann nicht sagen, was dieser allgemeine Volksgebrauch der Otahiten für eine Absicht habe. So viel ist es gewiß, daß sie sich viel darauf einbilden, ohne daß man eben sagen kann, daß es ein Zeichen eines Vorzugs sey, weil jedermann auf diese Art gezeichnet ist.

Wir kommen nun auf die Nahrungsmittel der Otahiten, und auf die Art, wie sie solche zubereiten. Unter den Naturgütern ist der Brotfruchtbaum einer der merkwürdigsten, womit die Insel begabt ist. Dieser Baum ist so groß, als eine mittelmäßige Eiche. Die Blätter desselben sind oft anderthalb Fuß lang, von länglicher Gestalt, mit tiefen Krümmungen, wie die Feigenblätter, versehen, denen sie an Wesen und Farbe ähnlich sind, auch wie jene, wenn sie abgebrochen werden, einen milchähnlichen Saft enthalten. Die Frucht ist so groß, als der Kopf eines Kindes, und beynahe eben so gestaltet; ihre Außenseite ist meistens, wie eine Trüffel, netzförmig, die Haut ist dünn und die Frucht hat einen Kern, der ungefähr so dick ist, als der Stiel eines kleinen Messers. Das Fleisch, oder der eßbare Theil, liegt zwischen der Haut und dem Kern, ist schneeweiß und locker, wie neugebackenes Brot; ehe man sie ißt, muß man sie rösten, und zu diesem Ende in drey bis vier Theile zerschneiden. Sie hat einen etwas süßlichen Geschmack, ungefähr wie Weitzenbrot mit Kartoffeln vermischt. Die übrigen Naturgüter sind Cocosnüsse, Bananas, deren es dreyzehnerley Arten gibt, Plantanen, eine Frucht, die einem Apfel nicht unähnlich ist, Kartoffeln,

Yamwurzel, Cacaonüsse, eine Frucht, die unter dem Nahmen Jambu bekannt ist, und für eine besondere Leckerspeise gehalten wird, Zuckerrohr, welches die Einwohner roh essen, eine Pflanze, mit Nahmen Ethee, wovon man nur die Wurzel ißt; man findet hier auch einen Baum, der Wharra, in Ostindien aber Pandanos genannt wird, und eine Frucht trägt, die der Ananas einiger Maßen gleich kommt, und noch verschiedene andere Pflanzen, deren Wurzeln besonders von armen Leuten gegessen werden. Von zahmen Thieren haben sie nur Schweine, Hunde und Federvieh. Wilde Thiere gibt es gar nicht auf der Insel, ausgenommen wilde Änten, Tauben und kleine Papageyen. Hingegen hat sie die Natur mit den schmackhaftesten Fischen versorgt. Der Fluß liefert ihnen gute Meeräschen; sie finden große und kleine Muscheln, und andere Schalfische auf den Reihen von Klippen, womit die Insel umgeben ist. Sie haben schöne Krebse, und sonst noch allerhand Fische, wovon sie sehr große Liebhaber sind.

Der größte Theil ihrer Kost ist aus dem Pflanzenreiche hergenommen. Vom Kochen wußten sie vor der Ankunft der Engländer gar nichts, sondern alle ihre Zubereitungen bestanden in Braten und Backen. Um Feuer anzuzünden, nehmen sie ein Stück dürres Holz, und reiben das Ende desselben gegen die breite Seite eines andern Stückes Holz, fast auf die Art, wie man bey uns die Meißeln zu wetzen pflegt, und dieses treiben sie so lange, bis es Feuer gefangen hat. Sie gra-

ben hierauf ein Loch von sechs bis neun Fuß im Umkreise, einen halben Fuß tief in die Erde. Den Boden desselben belegen sie mit großen Kieselsteinen, und zünden darauf mit trocknem Holze, mit Blättern und Hülsen von Cocosnüssen ein Feuer in demselben an. So bald die Steine heiß genug sind, nehmen sie die Kohlen heraus, und kehren die Asche rund an den Seiten der Höhlung umher. Hier bereiten sie ihre Brotfrucht; sie legen solche, nachdem sie sie zerschnitten haben, auf die heißen Steine; dieß macht sie weich, und einiger Maßen einer gesottenen Kartoffel gleich; sie ist zwar nicht so mehlig, als die gute Art von dieser Frucht, aber doch besser als die Mittelsorten davon.

Wenn sie Fleischspeisen zubereiten, so gehen sie damit auf folgende Art zu Werke. Wir haben schon bemerkt, daß sie keine anderen Landthiere, als Schweine, Hunde und Federvieh haben. Wenn ein Oberhaupt eine Schwein schlachtet, so wird es beynahe in gleiche Theile unter seine Angehörigen ausgetheilt; und da diese gemeiniglich sehr zahlreich sind, und auch die Menge der Schweine nicht sehr groß ist, so ist ganz natürlich zu begreifen, daß der Antheil einer jeden Person nothwendig sehr klein ausfallen müsse. Ist das Schwein, welches sie schlachten, klein, so wickeln sie es unzerstückt in Plantanenblätter ein; den Boden ihres erhitzten Ofens belegen sie mit einer Lage grüner Cocosblätter, und legen das Schwein darauf. Ist aber das Schwein groß, so hauen sie es der Länge nach von einander. Wenn

es in die Grube gelegt ist, so decken sie es mit der heißen Asche zu, und legen Brotfrucht und Yamwurzeln, in Plantanenblätter eingewickelt, oben darauf. Über diese schütten sie den Rest der heißen Asche nebst etlichen von den durchgehitzten Steinen, legen einen guten Haufen Cocosblätter darauf, und bedecken alles dieses mit Erde, damit die Hitze beysammen bleibe. Nach Verlauf einer Zeit wird der Ofen wieder geöffnet, und das Fleisch heraus genommen, welches denn mürbe, saftig und schmackhaft ist. Auf gleiche Art bereiten sie auch ihre Hundsbraten. Wenn sie einen tödten wollen, so halten sie ihm Maul und Nase so lange zu, bis er todt ist. Hierauf halten sie ihn über das Feuer, sengen ihm die Haare ab, und schaben ihn mit Muscheln so rein ab, daß man glauben sollte, er wäre im heißen Wasser gebrühet worden. Sie schneiden ihm hierauf mit einer Muschel den Leib auf, nehmen das Eingeweide heraus, reinigen solches, und thun es hernach mit dem aufgefangenen Blute in eine Cocosnußschale. Man legt ihn hernach, wie die Schweine, in das gemachte Loch auf die gewärmten Steine, und macht ihn auf eben die Art zurechte. Diejenigen Hunde, die sie zum Schlachten bestimmen, werden nicht mit Fleisch, sondern nur mit Brotfrucht, Cocosnüssen, Yamwurzeln und andern Nahrungsmitteln aus dem Pflanzenreiche gefüttert. Alles übrige Fleisch, welches die Otahiten essen, wird auf die nähmliche Art bereitet. Das Geflügel haben die Engländer auf dieser Insel nicht sonderlich schmackhaft befunden; hingegen haben sie das Fleisch von Hunden sehr

gelobet, welches sie besonders der bereits angeführtenUrsache, daß diese Thiere nichts alsFrüchte fressen, zuschreiben. Was die Fische anbelangt, so essen sie die kleinen meisten Theils, wie wir die Austern, roh; die großen braten sie auf die beschriebene Art.

Von der vorhin gemeldetenBrotfrucht machen sie außer dem oben gemeldeten noch allerhand Gerichte. Sie stampfen solche in einem steinernen Mörser zu einem Teige, und feuchten sie zu dem Ende, je nach dem das Gericht leckerhaft seyn soll, entweder mit Wasser, oder mit Milch von Cocosnüssen. Unter diesen Teig mischen sie zuweilen reife Plantanen, Bananas, oder die gegorne Brotfrucht, die sie Mahie nennen. Die Natur hat mit diesem Baume für die Otahiten vortrefflich gesorgt. Er wächst zwar nicht wild, aber seine Pflanzung erfordert sehr wenige Mühe. Wenn ein Mann in seinem Leben nur zehn dergleichen Bäume pflanzet, so erfüllt er seine Pflicht gegen sein eigenes und nachfolgendes Geschlecht eben so vollständig, als wenn bey uns jemand seine Familie mit Korn und Geld versorgt. Um diese Frucht einzuärnden, braucht der Otahite weiter nichts, als auf die Bäume zu klettern und sie abzubrechen. Zwar währet die Brotfrucht nicht das ganze Jahr; allein in dieser Zwischenzeit wird nicht nur der Mangel durch Cocosnüsse und andere Früchte ersetzt, sondern sie haben auch ein Mittel gefunden, solche auf längere Zeit genießbar zu machen. Dieses bewerk-

stelligen sie auf folgende Art. Die Frucht wird kurz vor ihrer völligen Zeitigung abgepflücket, auf Haufen geschüttet, und mit Blättern wohl zugedeckt. In diesem Zustande gähret sie, und wird übermäßig und unangenehm süß. Alsdenn zieht man den Stiel und Kern heraus, wirft das übrige von der Frucht in ein Loch, das hierzu gemeiniglich in den Häusern gegraben, und auf dem Boden und an den Seiten mit Gras gefüttert wird; alsdenn bedeckt man das Ganze mit Blättern, und legt schwere Steine darauf; in diesem Zustande gähret die Frucht noch einmahl, und wird sauer, alsdenn aber hält sie sich viele Monathe lang unverändert. Wenn man etwas davon brauchen will, so nimmt man, so viel man nöthig hat, aus dem Loche heraus, und macht Kugeln daraus; diese umwickelt man mit Blättern, und bäckt sie; wenn sie gebacken sind, kann man sie fünf bis sechs Wochen lang aufheben. Man ißt sie kalt und warm, und die Otahiten thun nicht leicht eine Mahlzeit, ohne diese gegorne Brotfrucht dabey zu haben. Die Hauptsache bey der Zubereitung dieser Eßware kommt auf die Gährung an; diese aber geräth nicht allemahl, und alsdenn ist die ganze Masse verloren. Diese Arbeit fällt gemeiniglich auf die alten Weiber, und diese haben dabey eine Menge abergläubischer Gebräuche. Sie erlauben außer den dabey befindlichen Handlangern keinem lebendigen Geschöpfe etwas, das dazu gehört, anzurühren, ja sie lassen sogar an den Ort, wo sie es bereiten, niemand hinkommen.

So ist nun die Kost der Otaheiten beschaffen. Sie thun keine Mahlzeit von allen den genannten Speisen, ohne Salzwasser dabey zu haben. Dieses ist ihre einzige gewöhnliche Brühe. Diejenigen, welche am Strande wohnen, hohlen solches aus der See, so oft sie es nöthig haben; andere aber; welche zu weit davon wohnen, heben es in großen Röhren in ihren Wohnungen auf. Außer dieser haben sie zum Wohlgeschmacke noch eine andere Brühe. Sie bereiten solche aus den Kernen der Cocosnuß; diese Kerne lassen sie so lange, bis sie sich in einen Teig auflösen, zergehen, und durchkneten solchen alsdenn mit Salzwasser. Der Geschmack davon ist sehr stark, aber denen, die nicht daran gewöhnt sind, sehr ekelhaft; die Einwohner aber machen ein Leckeressen daraus, und setzen solches deßwegen nicht alle Tage auf. Ihr gewöhnlicher Trunk ist Wasser und der Saft aus der Cocosnuß. Die Kunst, berauschende Getränke durch Gärung zu machen, ist ihnen ganz unbekannt; auch haben sie keine narcotischeu Kräuter, die sie zu dem Ende kauen, um sich zu berauschen. Als die Engländer auf dieser Insel waren, gaben sie den Einwohnern von ihren starken Getränken, und diese wnrden auch dadurch berauscht; aber diejeuigen, denen es begegnet war, wollten doch dergleichen Ausschweifung nicht zum zweyten Mahle wiederhohlen, und wollten deßwegen hernach von den Getränken der Europäer gar nichts mehr kosten. Doch soll unter den Vornehmen in Otahiti etwas dergleichen angetroffen werden. Sie haben eine Pflanze, die sie Ava-Ava nennen; aus derselben pres-

sen sie einen Saft, der eine berauschende Kraft haben soll. Die Standespersonen sollen sich unter einander beeifern, welcher von ihnen die meisten Züge davon thun kann. Doch verwahren sie dieses Getränk sehr sorgfältig vor dem Frauenzimmer.

Ihr Tischgeräthe ist sehr einfach, und nicht so beschaffen, daß sie viel Staat damit machen können. Gewöhnlich speisen sie einzeln. Wenn der Otahite essen will, so setzt er sich unter den Schatten des nächsten Baumes, oder an die schattige Seite seines Hauses; hierauf wird der Boden vor ihm her mit einer großen Menge von Blättern, entweder von der Brotfrucht, oder dem Bananabaume, bestreuet: dieses ist sein Tischtuch. Alsdenn stellt man einen Korb neben ihn, worin seine Mahlzeit angerichtet ist; wenn solche in Fischen oder Fleisch besteht, so ist solche in diesem Korbe schon ganz zubereitet, und sehr sauber in Blättern eingewickelt: nächst diesem bringt man ihm zwey Cocosnußschalen, wovon die eine mit Salz- und die andere mit süßem Wasser angefüllt ist. Seine Bedienten, wenn er deren hat, setzen sich alsdenn rings um ihn herum, und wenn alles fertig ist, so macht er den Anfang damit, daß er sich den Mund und die Hände mit frischem Wasser ganz rein wäscht; dieses wiederhohlet er auch während der Mahlzeit noch oft. Alsdenn nimmt er einen Theil seiner Mahlzeit aus dem Korbe. Mit der Brotfrucht fängt er die Mahlzeit an; er schälet die Rinde ab, und bringt den Kern mit seinen Nägeln heraus; dann beißt er

einen Mund voll davon ab, und wickelt während dem Kauen die Fische aus ihrer Einwickelung von Blättern, brockt einen davon in das Salzwasser, und legt den andern, nebst dem, was von der Brotfrucht übrig ist, auf die vor ihm ausgebreiteten Blätter hin. Alsdenn ißt er ein Stückchen nach dem andern von den in das Salzwasser gebrockten Fischen, braucht aber bey jedem Griffe alle fünf Finger, um vom Salzwasser so viel mit zu bekommen, als möglich ist; er trinkt auch zwischen jedem Bissen, oder doch wenigstens sehr oft, einen Schluck von diesem Salzwasser, entweder aus der Cocosschale, oder aus der hohlen Hand. Während der Zeit, als dieses geschieht, macht ihm einer von den Bedienten eine junge Cocosnuß zurechte, und schälet die äußere Rinde mit seinen Zähnen ab. Beliebt dem Herrn zu trinken, so nimmt er die geschälte Nuß, und bohret mit seinen Fingern oder mit einem Steine ein Loch in dieselbe, und saugt den Saft aus. Wenn er mit den Fischen und der Brotfrucht fertig ist, so schälet er Plantanen, oder ißt an deren Statt Äpfel. Diese letzteren ißt er niemahls ungeschält, sondern schabt mit einer Muschel die Schale, wobey aber viel von der Frucht verloren geht. Anstatt der Messer, um die Fische und das Fleisch damit zu zerlegen, braucht er ein Stück von einem Bambu-Rohr, welches er der Quere nach mit seinen Nägeln spaltet, und zu seiner Absicht bequem macht. Zum Nachtische stampft ihm einer von seinen Bedienten Brotfrucht, besprengt solche mit Wasser, und macht einen Teig daraus; diesen thut er in ein Gefäß, und durchknetet ihn

mit Banana oder Mahie, begießt es allmählig mit Wasser, und preßt es oft gelinde durch die Hand. Hierdurch wird die dicke Masse consistent wie eine Gelee; man thut es in eine Nußschale, aus welcher es der Herr ausschlürft. Nun wäscht er sich die Hände und den Mund, und die Mahlzeit hat ein Ende.

Es ist unglaublich, was diese Leute für eine Menge Speisen zu sich nehmen können. Zwey ziemlich große Fische, drey Brotfrüchte, funfzehn Plantanen oder Bananas, und ein Quartmaß gekneteter Brotfrucht ist für einen Otahiten für eine Mahlzeit nicht zu viel. Es ist besonders bey diesen Leuten, daß, da sie sonst so gesellig, und besonders gern in der Gesellschaft ihrer Weiber sind, sie sich dieses Vergnügen bey der Mahlzeit entziehen, und meistens ganz allein essen. Da die Engländer nach der Ursache fragten, so konnten sie keine andere anführen, als weil es die Gewohnheit so mit sich bringe. Diese Mode war noch mit andern Grillen verknüpft, die den Europäern eben so wunderbar vorkamen. Es konnte z. B. niemahls die eine oder andere von den Frauenspersonen bewogen werden, mit den Engländern in Gesellschaft zu speisen; gleichwohl gingen ihrer fünf oder sechs mit einander ohne Bedenken in die Zimmer der Bedienten, und aßen daselbst von allem, was sie fanden. Wenn ein Frauenzimmer allein in der Gesellschaft mehrerer Engländer war, so machte es sich wohl kein Bedenken, mit ihnen zu essen; allein es äußerte beständig eine Bedenklichkeit, daß

man es erfahren möchte. Diese Etiquette geht bey den Otahiten so weit, daß sogar Brüder und Schwestern, jedes seinen eigenen Korb und sein eigenes Geschirr bey der Mahlzeit hat. Die Weiber dürfen weder in Gesellschaft der Männer, noch von denen Speisen essen, die für diese zubereitet worden sind, sondern es werden eigene Knaben dazu gehalten, um ihnen die übrigen besonders zurechte zu machen; diese bringen sie ihnen an einen besondern Ort hin, und warten ihnen bey der Mahlzeit auf. Nach der Mahlzeit pflegen die Otaheiten zu schlafen, besonders die von einem gewissen vornehmen Stande sind. Sie sind in der That äußerst träge, und Essen, Trinken, Schlafen, machen beynahe ihre ganze Beschäftigung aus. Doch sind etwas ältere Leute nicht ganz so schläfrig, und Knaben und Mädchen, der natürlichen Munterkeit ihrer Jugend wegen, auch nicht so zum Schlafe geneigt.

Musik und Tanz ist bey allen Völkern der wichtigste Theil der öffentlichen Lustbarkeiten; und auch bey den Otahiten finden wir, daß sie ihre müßigen Stunden damit zubringen. Von musicalischen Instrumenten haben sie weiter nichts, als Flöten und Trommeln. Die Flöten sind aus einem hohlen Bamburohr, das ungefähr einen Fuß lang ist, verfertigt, und haben nur zwey Löcher; folglich können sie nicht mehr als vier Töne geben, und diese wissen sie bis jetzt nur nach einer einzigen Melodie abzuspielen; auf diese Löcher legen sie den Vorderfinger der linken, und den Mittelfinger der rechten Hand. Ihre Trom-

mel besteht aus einem hohlen cylinderförmigen Stücke Holz, das unten am Ende dicht, und am obern Ende mit einer Seehundshaut überzogen ist. Auf diese schlagen sie nicht mit Schlägeln, sondern unmittelbar mit den Händen; sie wissen auch zwey Trommeln von verschiedenem Klange in einen Ton zu stimmen. Wenn mehrere Flötenspieler zusammen Musik machen, und ihre Instrumente alle auf einen Ton gestimmt werden müssen; so nehmen sie zu diesem Ende ein Blatt, rollen es auf, und stecken es an das Ende der kürzesten Flöte, so daß es, wie die beweglichen Auszüge in unsern Seheröhren, auf und abwärts geschoben werden kann; diese ziehen sie denn so lang heraus, oder stecken sie tiefer hinein, bis der verlangte Ton da ist, den sie durch das Gehör sehr genau zu beurtheilen wissen. Zu diesen Instrumenten singen sie Lieder aus dem Stegereife, wie ehemahls unsre Barden und Minnensänger. In zwey Verse heissen sie ein Lied, in ihrer Sprache Pahay; diese sind gemeiniglich, jedoch nicht allezeit, gereimt, und wenn sie die Eingebornen hersagten, so konnten die Engländer ein gewisses Sylbenmaß darin entdecken, so daß, bey aller Rauhigkeit der Natur, die Kunst dennoch einen, wiewohl schwachen, Antheil daran hat. Sie haben auch eine Art herumziehender Musicanten, die gegen die nöthigen Bedürfnisse des Lebens den Hausvätern mit ihren Trommeln, Flöten und Liedern, die sie jedes Mahl auf die Umstände aus dem Stegereife verfertigen, ein Vergnügen machen.

Der Musik setzen wir den Tanz an die Seite. Unter andern haben die Otahiten einen Tanz, der in ihrer Sprache Timorodi genannt wird. Dieser wird von jungen Mädchen, so oft man ihrer acht bis zehn zusammen bringen kann, angestellt. Er besteht aus Geberden und Bewegungen, die außerordentlich muthwillig sind. Zu diesen werden sie bereits in der frühesten Kindheit angeführt, und während dem Tanze stoßen sie Reden aus; die den Hauptbegriff dieser Ceremonie noch deutlicher ausdrücken würden, wenn die Geberden auch nicht schon sprechend genug wären. Bey diesen Tänzen beobachten sie den Tact mit einer Richtigkeit, worin die geschicktesten Tänzerinnen auf Europäischen Schauplätzen die dasigen schwerlich übertreffen werden. Allein was dem Mädchen erlaubt ist, wird dem Weibe von dem Augenblicke an, da es verheurathet ist, für unerlaubt gehalten.

Auf einer von den in der Nähe von Otahiti gelegenen Inseln wurde den Engländern zu Ehren ein Tanz angestellt, den wir nicht umhin können näher zu beschreiben. Der Figurant war ein Mann, welcher, ehe er den Tanz anfing, auf seinen Kopf einen geflochtenen Korb setzte, welcher ungefähr vier Fuß hoch war, und acht Zoll im Durchschnitte, und im Ganzen eine walzenförmige Gestalt hatte; der obere Rand dieses Korbs war mit aufrecht stehenden Federn, die sich vorwärts neigten, und rings herum mit Seehundszähnen besetzt. Mit diesem Kopfputze, den sie einen Whow nennen, geziert, fing er an zu

tanzen; anfangs bewegte er sich ganz langsam, und drehte den Kopf dabey so herum, daß der obere Theil seiner hohen Korbmütze einen Kreis beschrieb. Bisweilen kam er dem Gesichte eines oder des andern Zuschauers so nahe, daß diese zurück prellten, und dieser Spaß zog allemahl ein lautes Gelächter nach sich, besonders wenn er gegen einen Fremden gemacht wurde. Nicht lange darnach kam eine ganze Gesellschaft herumziehender Tänzer, und diese ließen zum Vergnügen der Engländer ihre Kunst sehen. Es waren zwey Tänzerinnen und sechs Männer mit drey Trommeln. Sie zogen zwar von einem Orte zum andern herum, aber sie waren von den angesehensten Personen der Insel; sie tanzten bloß zum Vergnügen, ohne von den Zuschauern einiges Geschenk anzunehmen. Die Weiber hatten eine beträchtliche Menge geflochtenes Haar, welches sie Tamu nennen, um ihren Kopf gewickelt; zwischen dieses hatten sie an mehreren Orten Blumen eingesteckt, und dieses machte ihren Aufputz sehr niedlich. Den Hals, die Schultern und die Arme trugen sie unbedeckt; deßgleichen war auch die Brust bis unter die Achselgrube entblößt; weiter hinab trugen sie eine Kleidung von schwarzem Tuch, die genau am Leibe anlag; auf der Seite jeder Brust war ein kleiner Busch schwarzer Federn, so wie unsre Frauenzimmer ihre Bouquets tragen, angesteckt; auf den Hüften ruhte eine Menge Tuchs voll Falten, und reichte bis an die Brust hinauf; unter der Hüfte aber ging es wie ein langer Unterrock hinunter, so, daß die Füße ganz bedeckt waren; diese wußten sie

auch so geschickt zu rühren, als unsre besten Tänzerinnen. In diesem Aufzuge schritten sie mit abgemessenen Schritten seitwärts, und beobachteten den Tact zu dem Schalle der Trommeln, welche munter und laut geschlagen wurden, ganz vortrefflich. Bald darauf fingen sie an, die Hüfte zu schütteln, welches dem darauf liegenden gefalteten Tuche eine sehr schnelle Bewegung mittheilte, die in gewissem Maße den ganzen Tanz hindurch währte, so verschieden die Stellung des Leibes auch immer seyn mochte. Dieses war allerdings künstlich genug; denn bald standen sie, bald saßen sie, bald legten sie sich auf die Knie, und stützten sich auf die Elbogen, und bey allen diesen Veränderungen bewegten sie zugleich die Finger mit einer fast unbeschreiblichen Geschwindigkeit. Außer diesen Kunststücken bestand ein großer Theil der Geschicklichkeit dieser Tänzerinnen und des Vergnügens ihrer Zuschauer in dem Muthwillen ihrer Geberden und Stellungen, die unbeschreiblich frech waren. Eines von diesen Frauenzimmern trug drey Perlen als ein Ohrengehänge. Zwischen den Tänzen der Frauenzimmer führten die Mannspersonen eine Art von theatralischen Vorstellungen auf, die so wohl aus Gesprächen als Tänzen bestanden. So oft sie dergleichen Tänze haben, stellen sie solche Zwischenspiele an. Es sind dieses aber nicht Wiederhohlungen der vorher gegangenen Vorstellungen, sondern jederzeit von neuer Erfindung. Wir wollen, um unsern Lesern eine Idee davon zu machen, eines dieser Zwischenspiele beschreiben. In einem derselben theilten sich die Acteurs, welches lan=

ter Mannspersonen waren, in zwey Parteyen ab, die sich durch die Farbe ihrer Kleider unterschieden; bey der einen waren sie weiß, bey der andern braun. Von der braun gekleideten Partey stellte einer den Herrn, und die übrigen seine Bedienten, die weiß gekleideten aber eine Diebsbande vor. Der Herr gab seinen Leuten einen Korb mit Fleisch in Verwährung, und alsdenn ging der Tanz an; die weisse Partey wandte während desselben verschiedene Kunstgriffe an, diesen Korb zu stehlen, und die braune Partey suchte im Tanzen alle Mittel anzuwenden, daß der Kunstgriff nicht gelingen sollte. Nach einiger Zeit setzten sich diejenigen, die den Korb in Verwahrung hatten, rings um denselben auf den Boden nieder, lehnten sich auf den Korb, und schienen zu schlafen; die andern machten sich diese Gelegenheit zu Nutze, schlichen sich leise hin, hoben den Korb auf, und trugen ihre Beute davon. Bald darauf erwachten die Schläfer, vermißten ihren Korb, fingen aber, ohne sich weiter um den Verlust zu bekümmern, sogleich wieder zu tanzen an. Die Handlung dieses theatralischen Tanzes war sehr einfach: man sieht aber doch, wie die sich selbst gelassene Natur auch in dieser Art von Lustbarkeiten die erste Regel der Kunst aus sich selbst hohlt, und sich, wie bey allen gesitteten Völkern, aus dem Groben selbst heraus gearbeitet hat.

Zu denjenigen Lustbarkeiten, mit welchen zugleich eine ernsthafte Absicht verbunden ist, gehört billig das Wettringen, wobey außer dem Zeitvertreibe auch Stärke und Geschicklichkeit des

Körpers erhalten wird. Eines von der feyerlichen Art wurde in Otahiti in Gegenwart der Engländer gehalten, die uns folgende Beschreibung davon machen. Auf dem Platze, wo das Wettringen gehalten werden sollte, fand sich das Oberhaupt desjenigen Theils der Insel, wo die Engländer damahls waren, mit seinen vornehmsten Hofleuten vorher ein, und setzte sich mit ihnen oberhalb desselben in einen halben Kreis. Diese waren die Richter, deren Beyfall die Sieger krönen sollte. Nun traten zehn bis zwölf Personen auf dem Kampfplatze. Sie gingen am ganzen Leibe nackend, ausgenommen daß sie um den Unterleib ein Stück Tuch gewickelt hatten. Die vorläufigen Ceremonien des Kampfes bestanden darin, daß die Ringer ganz langsam und gebückt rund in diesem Bezirke herum gingen, und dabey die linke Hand auf die rechte Brust legten, mit der flachen rechten Hand aber oft auf das Vordertheil des linken Arms klaschten. Dieses war eine allgemeine Ausforderung an die Kämpfer, mit welchen sie sich einlassen wollten, oder an irgend jemand, der von den andern Anwesenden Lust haben möchte, einen Gang zu wagen. Es währte nicht lange, so folgten dem ersten noch andere auf die nähmliche Art nach; und alsdenn forderte ein jeder von ihnen seinen Gegner ins besondere dadurch heraus, daß er die Spitzen der Finger an beyden Händen an einander und auf die Brust hielt, und zu gleicher Zeit die Elbogen schnell auf- und abwärts bewegte. Wenn derjenige, an welchen die Ausforderung gerichtet wurde, solche annahm, so wiederhohlte er diese Zeichen, machte

sich sogleich zum Kampfe gefaßt, und die nächste Minute darauf geriethen sie an einander. Allein den ersten Griff ausgenommen, wodurch einer dem andern beyzukommen suchte, kam es bey ihrem Kampfe bloß auf die Stärke an; denn jeder bestrebte sich, zuerst seinen Gegner an dem Schenkel, und wenn ihm dieses mißlung, an der Hand, an den Haaren, am Tuche, oder wo er sonst beykommen konnte, zu fassen; wenn dieses geschehen war, rangen sie ohne die geringste Kunst oder Geschicklichkeit so lange mit einander, bis der eine von ihnen den andern auf eine vortheilhafte Art anpacken, oder ihn auf den Rücken nieder werfen konnte. Wenn der Kampf vorbey war, so theilten die Vorsteher, als Richter, dem Sieger ihren Beyfall mit wenigen Worten mit. Diesen sangen sie in einer Art von Melodie ab, und wiederhohlten ihn als einen Chor etliche Mahle; das Volk rief dem Sieger durch ein dreymahliges Freudengeschrey seinen Beyfall zu. Hierauf hielten sie etliche Minuten lang inne, und alsdenn kam ein anderes Paar Kämpfer zum Vorscheine, welche sogleich, wie die vorhergehenden, mit einander anfingen zu kämpfen. Geschah es nun, daß keiner von dem andern nieder geworfen wurde, so schieden sie, nachdem der Kampf ungefähr eine Minute lang gewähret hatte, entweder von selbst, oder durch Vermittelung ihrer dazwischen tretenden Freunde von einander: und in diesem Falle klatschte ein jeder von ihnen auf seinen Arm, um eben denselben Gegner, oder einen andern aufs neue zum Kampfe heraus zu fordern. Während dem,

daß diese Kämpfer mit einander rangen, tanzte eine andere Partey von Mannspersonen einen Tanz mit einander, der jedes Mahl auch ungefähr eine Minute dauerte; aber keine von diesen Parteyen gab auf die andere Acht, sondern sie wendete ihre Aufmerksamkeit auf ihre eigene Beschäftigung. Wenn einer den Sieg davon getragen hatte, so lachte er den andern nicht aus, und an dem Besiegten merkte man auch kein Zeichen des Verdrusses. Beyde Theile behielten während dem Kampfe und nachher ihr munteres und freundschaftliches Wesen bey, obgleich die Sache unter den Augen der Zuschauer vorging. Ein solcher Kampf dauerte zuweilen etliche Stunden, bis sich alle Kämpfer mit einander gemessen hatten. Wir finden auch in diesem Stücke zwischen diesen Insulanern, und einigen Völkern der Alten, als sie anfingen, sich aus dem Stande der Wildheit heraus zu arbeiten, einige Ähnlichkeit.

Die Otahiten haben noch eine andere Art von Zeitvertreib, der uns nach unserer Art sehr gefährlich vorkommt. Es besteht diese in einer für uns sehr gefährlichen Art von Schwimmen. Es sind einige Orte an der Küste, wo der Zugang der Insel nicht, wie an andern Orten, durch eine Reihe von Felsenklippen versperret ist, und wo folglich die Wellen sehr hoch an die Küste schlagen und sich brechen. Die Brandung ist daselbst so fürchterlich, daß kein Europäisches Boot darin würde aushalten können, viel weniger, daß der beste Europäische Schwimmer sich

darein wagen würde. Aber der Otaheite findet hier, wo andere die schrecklichste Gefahr glauben, einen Schauplatz des Vergnügens. Zwischen den Klippen schwimmen sie zum Zeitvertreibe hin und her. Wenn sich eine Welle nahe bey ihnen bricht, so tauchen sie sich unter, und kommen mit einer ungemeinen Leichtigkeit auf der andern Seite wieder zum Vorscheine. Sie treiben zuweilen einen Kahn weit vor sich her in die See, springen alsdenn hinein, und treiben ihn wieder gegen die Küste. Und dieses Spiel treiben sie verschiedene Mahle hinter einander.

Nun wenden wir uns zu den ernsthafteren Beschäftigungen der Otahiten. Da sie mit den übrigen Bewohnern der Welt in keiner Verbindung stehen, so fehlen ihnen auch diejenigen Triebfedern, wodurch Industrie und Thätigkeit bey einem Volke in Bewegung gesetzt wird. Mit sich allein zufrieden, schränkt sich ihre Beschäftigung bloß in solche Dinge ein, wodurch ein jeder seine eigenen Bedürfnisse befriediget, oder was zu seines Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, sich anschafft. Obgleich die Otahiten sich weit mehr, als andere wilde Völker, dem cultivirten Zustande nähern, so kommen sie doch darin mit ihnen überein, daß die Fische ihr liebstes Nahrungsmittel, und das Fischen ihre angenehmste Beschäftignng ist. Man hat diejenigen Völkerschaften, welche von Fischen lebten, und die die Alten Ichthyophagen nannten, insgemein für die wildesten und grausamsten gehalten; allein bey den Otahiten trifft der sonst als allgemein

angenommene Satz nicht zu. Sie sind wirklich geselliger, als manche Völker, die schon einen Anfang im Ackerbaue gemacht haben. Allein man muß auch dieses dabey bemerken, daß der Fischfang nicht die einzige Beschäftigung der Otahiten ist, sondern daß sie noch andere Arten, die schon der Geselligkeit angemessener sind, kennen. Wir wollen von jedem ins besondere reden.

Was also erstlich ihre Fischerey anbelangt, so treiben sie solche theils mit Netzen, theils mit Angelhaken. Ihre Netze bereiten sie aus Schnuren, die sie aus Baumrinden verfertigen, und die ungefähr so dick sind, als ein dünner Bindfaden. Aus diesen knüpfen sie Fischernetze. Außer dem bereiten sie aus den Fibern der Cocosnuß eine Art von Garn, dessen sie sich zu eben diesem Behufe bedienen. Aus einer nesselartigen Staude, die auf ihren Gebirgen wächst, verfertigen sie die besten Angelschnuren von der Welt. Sie ziehen damit die stärksten Fische aus dem Wasser, und laufen nicht Gefahr, daß die Schnur reissen werde, so sehr auch die muntersten Fische sich los zu reissen arbeiten. Aus einem groben breiten Grase, dessen Blätter den Schwertlilien ähnlich sind, wissen sie Zugnetze zu verfertigen. Diese Netze machen sie zuweilen 240 Fuß lang, und fischen damit in seichtem und stillem Wasser; vermöge seiner eigenen Schwere stürzt dieses Netz so nahe über den Boden hin, daß ihnen fast kein einziger Fisch entwischen kann. Zu einer andern Art von Fischerey brauchen sie Harpunen; sie verfertigen solche aus Rohr, und spi-

tzen sie mit hartem Holze zu; so unzureichend dieses Werkzeug auch scheinen möchte, so ist es doch unter ihren Händen eben so brauchbar und zuverlässig, Fische zu fangen, als die mit Eisen gespitzten immer seyn können.

Ihre Angelhaken sind von zweyerley Art, und jeder derselben ist für die Absicht ihrer Bestimmung so wohl der Einrichtung und Form, als auch den Materialien nach, gut ausgesonnen. Die eine Art, die sie Witti-Witti nennen, wird zum Nachsichziehen gebraucht. Der Stiel ist aus der glänzendsten Perlenmutter gemacht, die man finden kann. Die inwendige Seite, welche die helleste ist, wird hinten angebracht. An diese Angelhaken wird ein Busch weisser Hundshaare und Schweinsborsten so befestigt, daß er dem Schwanze eines Fisches einiger Maßen ähnlich ist; folglich ist an dem Angelhaken die Lockspeise zugleich mit befestigt. Die Angelruthe bestehet aus einem Stecken von Bambu, und die Schnur ist aus der Pflanze Frewa gemacht. Wenn der Fischer auf seinen Fang ausfährt, so sieht er sich, um die fischreichen Stellen zu entdecken, nur nach den Vögeln um; wo diese in Schwärmen über dem Wasser flattern, daselbst ist er gewiß, eine Menge von gewissen Fischen zu finden, um welche die Vögel beständig herum schwärmen. Er fährt mit seinem Kahne dahin, und kehrt niemahls, ohne einen reichen Fang gethan zu haben, zurück. Die andere Art von Angelhaken wird gleichfalls aus Perlenmutter, oder einer andern harten Muschel verfertigt. Sie können

Widerhaken, wie an unsern Angeln sind, daran machen; sie schnitzen nähmlich die Spitze so, daß sie sich einwärts krümmt. Sie machen sie von allerhand Größen und Gattungen. Jeder Fischer verfertigt seine Werkzeuge selbst. Die Muschelschale wird zuerst vermittelst der scharfen Seite von einer Schale in viereckige Stücke zerschnitten, und mit einem Korallensteine, der rauh genug ist, die Stelle einer Feile zu vertreten, so weit ausgefeilt, bis die Außenlinie des Angelhakens da ist. Alsdenn bohren sie mit einem Stein in die Mitte ein Loch, und stecken das hohle Ende eines Stückes Bambu hindurch, und quirlen es zwischen den Händen herum. Wenn das Loch weit genug ist, so nehmen sie Korallen, und feilen damit so lange daran, bis der Angelhaken ausgefeilt ist. Sie brauchen hierzu nicht viel Mühe und Zeit; in einer halben Stunde ist alles fertig, so daß sie sogleich auf den Fischfang ausfahren können.

Nun wollen wir noch von den übrigen Arbeiten der Otahiten reden. Von der Verfertigung ihrer Boote haben wir bereits gehandelt. Sie brauchen hierzu ein steinernes Beil, einen beinernen Meißel, Raspel aus Korallen, und anstatt einer Feile oder eines Glätteisens die rauhe Haut eines Seefisches oder Korallensand. Nicht weniger haben wir auch die Art, wie sie ihre Kleider verfertigen, kennen gelernt. Hierbey ist nur noch die Art ihrer Färberey übrig. Wir haben zwar schon eines und das andere davon angeführt, aber wir wollen sie doch

näher beschreiben. Den Saft derjenigen Feigen, woraus sie ihre Farbe bereiten, sammeln die Weiber in einem Gefäße auf, worin ein wenig von dem Wasser der Cocosnuß ist; es gehören aber viele Feigen dazu, ehe mit dem Safte derselben das Wasser der Cocusnuß gehörig gesättiget ist. Wenn sie einen gehörigen Vorrath davon beysammen haben, so werden die Blätter von einer Pflanze, Eton, in denselben gelegt, und wohl durchgefeuchtet, alsdenn auf ein Plantanen-Blatt gelegt, und auf diesem so lange hin und her gewendet, bis sie ganz geschmeidig werden. Hierauf fängt man an, sie sanft auszudrücken, und nach und nach drückt man sie immer mehr aus, doch so behutsam, daß man sie nicht zerreisse. So wie sie geschmeidiger und lockerer werden, feuchtet man sie immer mehr mit dem Safte an; in ungefähr fünf Minuten kommt die Farbe zuerst auf den Adern der Blätter zum Vorscheine, und in Zeit von zehn Minuten sind sie ganz damit angefüllt. Hierauf preßt man sie mit aller Gewalt aus, und seigt den Saft während dem Auspressen zugleich durch. Zu diesem Durchseigen bereiten die Knaben ein gewisses grasartiges Gewächs, welches sie Mah nennen, indem sie solches zwischen ihren Zähnen, oder zwischen kleinen Stecken durchziehen, bis die grüne Rinde, und die darunter liegende kleyenartige Substanz abgestreift ist, und nichts als das bloße Gewebe der zarten Fibern noch übrig ist. In dieses werden die Blätter der Eton gewickelt, so daß der Saft während dem Auspressen durch diese Hülle hindurch träufeln, und also durchseigen

muß. Hierauf füllt man die ausgepreßten Blätter von neuem mit dem Feigensafte und Cocosnußwasser an, und drückt sie wieder aus, bis alle färbende Kraft aus den Blättern heraus ist, und der durchlaufende Saft nicht mehr roth wird. Die zarten Fasern vom Muh, welche von der Farbe tief durchdrungen sind, hebt man als eine Bürste auf, und trägt damit die Farbe auf das Tuch. Der ausgedrückte Saft wird in Bechern aus Plantanenblättern aufgehoben.

Bey dünnen Tüchern wird nur der Saum, bey dicken hingegen die ganze Oberfläche gefärbt; doch kann man es eigentlich nicht färben nennen, weil mehr ein Saft als eine Farbe aufgetragen wird. Man überstreicht nähmlich nur die eine Seite des Tuchs damit, und braucht die Fibern des Muh's nur zum Aufdrücken der Farbe. Doch ist auch die beste von ihren Farben nicht dauerhaft, sondern von sehr vergänglicher Schönheit. Jene Weiber, die sich mit Zubereitung und Auftragung der Farben beschäftigen, lassen etwas Farbe auf ihren Nägeln und Fingern sitzen, und solche roth gefärbte Finger werden für eine besondere Schönheit gehalten. Die gelbe Farbe wird aus der Wurzel der morinda citrifolia gezogen; man schabt solche klein, und weicht sie in Wasser; hat sie nun eine Zeit lang im Wasser gelegen, so seigt man sie durch, und taucht das Tuch darein.

Eine andere beträchtliche Beschäftigung, womit sich die Otahiten stark abgeben, ist die Ver-

fertigung der Matten. Einige derselben sind feiner und besser, als wir sie in Europa haben. Die gröbere Gattung dient ihnen zum Lager; die feinern tragen sie als Kleider bey nassem Wetter. Auf die feinen verwenden sie sehr viele Mühe, besonders auf diejenigen, die aus der Rinde hibiscus tiliaceus gemacht werden. Eine andere Gattung von Matten nennen sie Vanne; diese sind weiß, glänzend und schimmernd, und werden aus den Blättern des Wharrou, einer Art des Pandanus, gemacht. Sie haben noch eine andere Art von Matten, die sie Mua nennen, welche sie aus vielerley Arten von Binsen und Gräsern bereiten; diese flechten sie mit unglaublicher Geschwindigkeit in einander. Auch wissen sie allerhand Körbe und Flechtwerk zu machen. Ihre Körbe sind nach tausenderley Mustern gemacht, und viele derselben ungemein zierlich. Männer und Weiber wissen mit dieser Arbeit umzugehen; sie machen große und kleine Körbe aus Cocosnußblättern. Unter andern lassen sich die Frauenspersonen des Morgens solche Blätter hohlen, und machen sich kleine Schirme daraus, womit sie, wenn sie in der Sonne gehen, ihre Gesichter beschatten. Sie sind eben so groß nicht, bedecken auch nicht den ganzen Kopf, sondern sind gleichsam nur eine Art von Binde, welche rings um den Kopf herum geht, und ein kleines Schirmchen hat, welches über die Stirn heraus ragt.

Aus diesem, was wir bisher von den Otahiten gesagt haben, erhellet zur Genüge, daß sie

in der Cultur bereits einen ansehnlichen Schritt vorwärts gethan haben, und nicht mehr im eigentlichen Stande der Wildheit leben. Sie haben auch schon von den Geräthschaften, die sie von den Europäern bekommen haben, einen guten Gebrauch machen gelernt. So bald sie einige eiserne Töpfe bekamen, lernten sie das Kochen, wovon sie vorher gar keinen Begriff hatten, und solches mit Erstaunen ansahen. Den Gebrauch des Eisenwerks lernten sie auch bald schätzen, und sogar ihre Frauenzimmer erkauften solches um persönliche Gunstbezeigungen.

Noch mehr aber werden wir von ihren Vorschritten in der Cultur überzeugt werden, wenn wir hören, daß man bereits die ersten Keime einiger Wissenschaften, die für den Verstand gehören, bey ihnen antrifft. Durch vieljährige Beobachtungen haben sie erstlich die Eintheilung der Zeit gelernt. Ihr Hauptmaßstab sind die Monathe. Zu jedem derselben rechnen sie neun und zwanzig Tage, haben auch für einen jeden einen besondern Nahmen. Jeder Tag ist in zwölf Theile abgetheilt, wovon sechs für den Tag, und eben so viele für die Nacht gehören. So lange die Sonne noch über dem Gesichtskreise ist, wissen sie aus der Höhe derselben diese Abtheilungen des Tages ziemlich genau zu treffen; allein wenige unter ihnen wissen solche nach dem Untergange der Sonne aus dem Fortrücken der Sterne anzuzeigen; doch sind einige unter ihnen, welche sich auch darein finden können. Dreyzehn Monathe nehmen sie zusammen, und

fangen alsdenn wieder von vorn an zu zählen; auf welche Art sie aber ihre Monathe berechnen, daß dreyzehn derselben genau ein Sonnenjahr ausmachen, davon haben die Engländer keine genaue Nachricht bekommen können.

Nächst diesem treffen wir auch eine Art von Rechnen bey ihnen an. Daß dieses in der Cultur den Verstandes schon einen gewissen Schritt voraus setze, ist daraus offenbar, daß selbst Zahlen, als Zeichen abstracter Begriffe, schon eine gewisse Übung des Verstandes erfordern Daher finden wir, daß, je tiefer Völker noch in dem Stande der Wildheit liegen, desto weniger Begriffe sie sich von großen Zahlen machen können. Die Otahiten stehen hier zwischen Wildheit und Cultur in der Mitte. Beym Zählen gehen sie von eins bis zehn, nach der Zahl ihrer Finger, haben aber doch für jede von diesen Zahlen einen besondern Nahmen. Sie zählen an den Fingern, und fassen gemeiniglich einen nach den andern, bis sie auf die Zahl kommen, die sie ausdrücken wollen. Wenn sie weiter als zehn zählen, so wiederhohlen sie den Nahmen dieser Zahl, und setzen das Wort mehr hinzu, z. B. zehn und eins mehr, zehn und zwey, drey, sechs u. s. w. mehr. Wenn sie auf zehn und zehn mehr, oder zwanzig kommen, so haben sie ein besonderes Wort, womit sie diese Zahl anzeigen; mit dieser Zahl zählen sie weiter, bis sie es in fortschreitender Zahl zehnmahl gebraucht, und folglich zwey hundert gezählt haben. Für diese Zahl haben sie wieder eine neue Benennung. Zur

Bezeichnung einer noch größern Zahl scheinen sie in ihrer Sprache keinen Ausdruck zu haben; denn zehn von ihren Benennungen, welche zwey hundert anzeigen, bedeuten zwey tausend, welches eine weit größere Zahl ist, als sie jemahls brauchen können.

Die Sprache der Otahiten ist weicher und melodischer, als die Sprache vieler andern Völker; sie ist voll selbstlautender Buchstaben, und kann daher von andern leicht nachgesprochen werden; sie selbst aber können die Sprachen anderer entweder gar nicht, oder doch nur mit der größten Schwierigkeit nachsprechen. So konnten sie die Worte King George, nicht anders, als durch Kihiargo nachsprechen. Diese Schwierigkeit entstehet unfehlbar nicht so wohl aus der Menge der Mitlauter, als von dem besondern Baue ihrer Sprachwerkzeuge. In der kurzen Zeit, als die Engländer auf dieser Insel waren, konnten sie nicht beurtheilen, ob diese Sprache wortreich oder nicht war; so viel aber konnten sie doch finden, daß sie sehr unvollkommen seyn müsse; denn sie wissen nichts von Inflexionen, von Veränderungen der Nenn- und Zeitwörter, u. dgl.; daher man sich, wenn man nur Worte in der Otahitischen Sprache weiß, ihnen leicht verständlich machen, und sie auch leicht verstehen kann, zumahl da sie in ihren Gesprächen ihre Worte mit Geberden begleiten, wodurch auch ein Ausländer ihre Meinung leicht verstehen kann.

Leute, deren Kost so einfach, und deren Lebensart so einförmig ist, die besonders von starken und berauschenden Getränken keinen allgemeinen Gebrauch machen, werden auch nicht viel von Krankheiten wissen; und in diesem Falle befinden sich auch die Otahiten. Doch haben die Engländer, da sie im Jahre 1769 auf dieser Insel waren, eine fürchterliche Krankheit unter ihnen angetroffen. Es wurden nähmlich die Eingebornen zuweilen mit krätzigen und schuppigen Ausschlägen, die einem förmlichen Aussatze nahe kamen, behaftet. Diejenigen, bey welchen diese Krankheit überhand genommen hatte, lebten von aller Gesellschaft ausgeschlossen, in kleinen Häuschen, die an einsamen Orten erbauet waren; daselbst wurden sie mit Lebensmitteln versorgt. Ob sie aber selbst Hoffnung zur Genesung hatten, oder den Überrest in Einsamkeit und Verzweiflung zubringen mußten, können wir nicht sagen. Da die Engländer im Jahre 1769 das zweyte Mahl auf dieser Insel waren, hatte die Lustseuche daselbst fürchterliche Verwüstungen angerichtet, ob sie schon bey ihrer ersten Landung noch keine Spur davon entdeckt hatten. Die Otahiten benennen diese Krankheit mit einem allgemeinen Nahmen, welcher so viel als Fäulniß bedeutet, und machen die fürchterlichste Beschreibung davon; sie sagen, daß denen Unglücklichen, die mit dieser Krankheit befallen würden, die Haare und Nägel ausfallen, und das Fleisch von den Gebeinen abfaule; daß diese Krankheit einen allgemeinen Schrecken unter ihnen erregt habe; daß die Kranken von ihren

nächsten Blutsverwandten verlassen würden, aus Furcht, die Krankheit möchte sich durch das Anstecken weiter verbreiten. Dennoch vermuthen die Engländer, daß diese Insulaner vielleicht ein Heilungsmittel möchten gefunden haben, weil sie niemanden angetroffen haben, bey dem sie sehr überhand genommen habe; sie schliessen daraus, daß entweder die Krankheit von selbst müsse geheilet seyn, oder ihnen die Heilkräfte gewisser Kräuter Dienste geleistet haben. Dem sey nun wie ihm wolle, so haben diese Leute, die bisher von dieser Krankheit befreyet waren, und an einem abgelegenen Ort der Welt ohne sonderliche Cultur lebten, diese Krankheit von den cultivirten Europäern zum Geschenke bekommen. Die Engländer schreiben den Franzosen diese Freygebigkeit zu.

Da die Otahiten, im Ganzen genommen, von Krankheiten befreyet sind, so hat auch die Arzeneykunst keine großen Schritte unter ihnen machen können. Die ganze Besorgung der Kranken fällt hier, wie an mehreren Orten, die von der Üppigkeit nicht mehr, als diese Leute, angesteckt, noch durch die Einsichten seiner Bewohner erleuchtet sind, dem Priester anheim. Die Heilungsart, deren sich diese bedienen, besteht vornehmlich in Gebethen und Ceremonien. Wenn der Priester seinen Kranken besucht, so wiederhohlt er gewisse Sprüche, welche ausdrücklich zu diesem Behufe abgefaßte Formeln zu seyn scheinen. Hiernächst macht er aus den Blättern des Cocosnußbaums ein sehr artiges Geflecht von

verschiedenen Gestalten, bindet einige derselben an die Finger, andere an die Zehen des Kranken, und läßt, wenn er weggehet, noch einige Zweige von der Thespecia populnea, die sie Emidho nennen, bey ihm zurück. Diese Ceremonien werden so lange wiederhohlt, bis der Patient entweder geneset, oder stirbt. Geneset er, so schreiben sie es ihren Arzeneymitteln zu; stirbt er aber, so sagen sie, die Krankheit sey unheilbar gewesen. C'est tout, comme chez nous, möchte man vielleicht sagen.

In der Wundarzeneykunst müssen sie es weiter als in der Arzeneywissenschaft gebracht haben; denn man trifft Leute unter ihnen an, deren fürchterliche Narben einen deutlichen Beweis davon geben. Jedoch läßt sich auch manches dagegen einwenden. Wenn man die bey Verrenkungen und Beinbrüchen erforderliche Wiedereinrichtung der Glieder ausnimmt, so kann der geschickteste Wundarzt nur sehr wenig zur Heilung des Kranken beytragen; das Blut selbst ist der beste Wundbalsam, und wenn die Säfte des Körpers gut sind, und der Kranke mäßig ist, so braucht die Natur zu Heilung der gefährlichsten Wunden weiter keine Beyhülfe, als daß der Schaden rein gehalten werde. Dennoch ist es nicht unnützlich, der Natur zuweilen zu Hilfe zu kommen. Wir wollen nur eine einzige Probe anführen, woraus man allenfalls die Art, wie die Otahiten ihre Wunden curiren, abnehmen kann. Es hatte sich ein englischer Matrose, da er auf dem Lande war, einen großen Splitter in den Fuß getreten, und

weil der Schiffsarzt nicht zugegen war, so wollte ihm einer seiner Cameraden den Splitter durch Hülfe eines Federmessers heraus nehmen; nachdem er aber den armen Kerl eine lange Zeit gequält, und ihm viele Schmerzen verursacht, aber dennoch nichts ausgerichtet hatte, stand er endlich davon ab. Ein Indianer sah es, und rufte einen seiner Landsleute; dieser besah den Fuß des Matrosen, lief an den Strand, und hohlte eine Muschelschale, brach solche mit seinen Zähnen spitzig ab, und öffnete in weniger als einer Minute den Fleck, wo der Splitter steckte, und zog solchen heraus. Während dieser Operation ging ein anderer Indianer in den Wald, und brachte eine Art von Gummi, strich solchen auf ein kleines Stück Zeug, und legte solches auf die Wunde, welche in zwey Tagen vollkommen damit geheilt war. Ob nun schon bey den Otahiten die Haupt-Curen in den Händen der Priester sind, so treiben diese dennoch nicht so viel abergläubisches Zeug, als andere Wilde; ein neuer Beweis, daß sich die Otaheiten immer weiter von dem Stande der Wildheit entfernen, es müßte denn die Art ihrer Aderlässe, wie sie Bougainville beschreibt, das Gegentheil hiervon beweisen. Nach seiner Erzählung kommt der Chirurgus, wenn er einem Patienten zur Ader lassen will, mit einem etwas scharf geschnittenen Prügel, haut ihn sanft über den Kopf, und wenn das Blut genug geronnen hat, verbindet er die Wunde, und wäscht sie Tages darauf mit frischem Waßer aus, und der Kranke wird gemeiniglich davon gesund.

Nun ist noch übrig, daß wir von denjenigen Gebräuchen reden, die bey den Otahiten bey Todesfällen und Leichenbegängnissen üblich sind. So bald man weiß, daß ein Eingeborner von Otahiti todt ist, versammeln sich dessen Anverwandten in seinem Hause, und betrauern dessen Verlust theils durch lautes Wehklagen, theils durch stille, aber echtere Zeichen des Schmerzens. Die, welche ihm am nächsten verwandt, und über sein Absterben wirklich gerührt sind, schweigen; die andern aber stoßen den einen Augenblick ein übereinstimmendes, jämmerliches Geschrey aus, und lachen und schwatzen den andern Augenblick hernach, als ob sie der Verlust nichts angienge. Auf diese Art bringen sie den Überrest des Tages, an dem sie sich versammeln, und die folgende Nacht zu. Am Morgen des nächsten Tages wird der Leichnam in dortigen Zeug eingehüllt, auf eine Bahre gelegt, und von Trägern, die solche auf die Schultern nehmen, in Begleitung des Priesters an den Strand des Meeres herab getragen; ehe sie sich auf den Weg machen, sagt der Priester zuerst einige Gebethe über den Leichnam her, und wiederhohlt während der Leichen-Procession mehrere dergleichen Sprüche. Wenn sie am Rande des Wassers anlangen, legt man den Leichnam an dem Strand nieder; der Priester fängt alsdenn wieder an zu bethen, schöpft mit der Hand ein wenig Wasser, und spritzt es gegen, doch nicht auf den Leichnam hin. Hierauf trägt man denselben 120 bis 150 Schritte zurück, bringt ihn aber hernach bald wieder an den Strand, wo das Bethen und Sprengen des Was-



Vorstelung eines Tupapow oder Verwesungs-Hauses in Otaheite unter welchem der Leichnam beigesetzt wird nebst Abbildung des in seiner Trauertracht dabei umherwandernden vornehmsten Leidtragenden von der Familie des Verstorbenen. [...]nderer Insulaner rettet sich um diesen Leidtragenden aus dem Wege zu kommen auf [...]inen Brodfrucht Baum.

sers von neuem angeht. Auf solche Art wird er verschiedene Mahle hin= und hergetragen, und jedes Mahl wird gegen den Körper Wasser gesprengt, und gebethet.

Während dieser Zeit wird ein kleiner Platz umzäunet, und in demselben ein kleines Begräbnißhaus erbauet. In demselben werden vier Pfosten in die Erde geschlagen, um die Bahre darauf zu setzen, und hier bleibt der Leichnam stehen, bis er verfaulet ist. Diese Verwesungshäuser, welche Tupapow genannt werden, sind nach dem Range der verstorbenen Personen bald größer, bald kleiner. Gemeiner Leute ihre sind gerade nur so lang, daß die Bahre bedeckt ist, und mit einem Gegitter umgeben werden kann. Sie legen sie unter dem Schatten dick belaubter Bäume an, und so geringe auch der Todte ist, so hat doch für ihn jedermann eine gewisse Ehrerbiethung. Vornehme Leute zeigen auch hier ihre Pracht. Sie bauen Häuser, die manchmahl über dreyßig Schuh lang sind, und schmücken sie nach Gutbefinden aus. Man findet solche Begräbnißhäuser, wobey viele zierliche Kisten von Menschenbeinen stehen, und an den Ästen der Bäume herum zierliche Körbe hangen, in welchen Köpfe und Beine von Schildkröten und andern Fischen sind, die sie bey dem Begräbnisse dahin gelegt haben. Der Leichnam wird nach dem Stande und dem Range des Verstorbenen mit mehr oder weniger Tuch umwickelt, und viele Leute ermangeln nicht, eine Menge gutes Tuch um den Leichnam herum zu legen, ja manchmahl die ganze äußere Seite des Hauses

damit zu behängen. Außerdem bringen sie auch Guirlanden, die ihre Priester von der Palmnußfrucht und von Cocosblättern in geheimnißvolle Knoten zusammen flechten, und legen solche nebst einer Pflanze, die bey ihnen den Leichenfeyerlichkeiten geweihet ist, und Ethee no Morai genannt wird, daselbst nieder, lassen auch nicht weit davon etwas Lebensmittel und Wasser zurück. Man sollte glauben, daß dieses letzte eben die Bedeutung habe, wie bey andern wilden Völkern, bey welchen man eben diese Gewohnheit antrifft, daß sie solche für die Verstorbenen zum Genusse nach diesem Leben hinlegen, und dadurch zu erkennen geben, daß sie eine schwache Vorstellung von einem abgesonderten Zustande der Seele haben; allein die Otahiten legen solches als ein Opfer für ihre Götter hin. Sie glauben aber deßwegen nicht, daß ihre Götter essen, sondern sie bringen diese Opfer nur als ein Zeichen der Ehrfurcht und Dankbarkeit. Vorn an der Begräbnißstelle ist eine Querstange, wo die Anverwandten des Verstorbenen stehen, um ihnen den Zoll ihrer Betrübniß zu entrichten, und um sie herum liegen viele und kleine Stückchen Tuch, mit welchen die Zähren und Blutstropfen der Leidtragenden aufgefangen werden; denn in dem ersten Anfalle des Schmerzens ist es gebräuchlich, sich mit einem Seehundszahn zu verwunden. Nicht weit von dem Begräbnißhause, wird gemeiniglich noch ein anderes Haus erbauet, in welchem sich die vornehmste leidtragende Mannsperson während der Trauerzeit aufhält. Wenn der Leichnam verfault ist, werden die Gebeine

ordentlich begraben. Man kann nicht sagen, was diese Völker für einen Beweggrund haben mögen, ihre Todten über der Erde verfaulen zu lassen; ob es seinen Grund in ihren Religions-Meinungen habe, weil ihre Begräbnißplätze zugleich die Orte ihres öffentlichen Gottesdienstes sind, oder ob es aus Ehrfurcht gegen den Verstorbenen herkömmt, oder ob es ein Gebrauch ist, wovon die Otahiten selbst keinen Grund angeben können.

Was die Gebräuche bey der Beysetzung anbelangt, so hatte Herr Banks, der mit dem Capitain Cook auf dieser Insel war, die Neugierde, solche in der Nähe mit anzusehen. Zu diesem Ende mußte er selbst an der Trauer Antheil nehmen, weil man ihm unter keiner andern Bedingung den Zutritt gestatten wollte. Er kam also des Abends an den Ort, wo der Leichnam war. Die Tochter des Verstorbenen empfing ihn daselbst in Gesellschaft von verschiedenen andern zu dieser Feyerlichkeit gehörigen Personen, unter welchen sich auch ein Knabe von ungefähr vierzehn Jahren befand. Unser Engländer mußte sich nackend ausziehen, und anstatt seiner Europäischen Kleidung wickelte man ihm ein schmahles Stück von Otahitischem Zeug mitten um den Leib, und färbte ihn bis an die Schultern mit Wasser und Kohlen so lange, bis er über und über schwarz wie ein Neger war. Eben diese Ceremonie nahm man mit verschiedenen andern Personen, und unter andern auch mit einigen Frauenzimmern vor, die sich gleich ihm nackend ausziehen muß-

ten. Der Knabe wurde hierauf vom Kopf bis auf die Füße schwarz gemahlt. Nun setzte sich die ganze Procession in Bewegung. Der vornehmste Leidtragende murmelte bey dem Leichnam etwas her, das vielleicht ein Gebeth seyn mochte, und machte es nochmahls so, als er an sein Haus kam. Diejenigen Indianer, welche nicht zum Trauergeleite gehörten, flohen auf das eilfertigste von demselben, oder versteckten sich in dem Walde in Schlupfwinkel. Wo die Procession vor einem Hause vorbey ging, da verließen die Eigenthümer solches eiligst, und so lange die Leichen-Ceremonie dauerte, ließ sich kein einziger Indianer sehen. Der Leichnam wurde auf die vorhin beschriebene Art in das Begräbnißhaus gesetzt. Hierauf kamen zwey Personen von dem Leichen-Conduct zu dem vornehmsten Leidtragenden, und sagten: immatata, d. i. es ist niemand da. Auf diese Anzeige wurde die Gesellschaft entlassen; ein jeder wusch sich, und zog seine gewöhnlichen Kleider wieder an.

So bald der Leichnam in dem Tupapow beygesetzt ist, gehet das Wehklagen von neuem an. Die Weiber versammeln sich, und werden von der nächsten Anverwandtinn an die Thüre des Behältnisses geführt, wo sich die erste einen Seehundszahn verschiedene Mahle in das Obertheil des Kopfs stößt. Das Blut, welches häufig darnach strömt, wird sorgfältig auf Stückchen Zeug aufgefangen, und unter die Bahre geworfen. Die andern Weiber folgen dem Beyspiele ihrer Anführerinn, und diese Feyerlichkeit wird alle zwey

bis drey Tage wiederhohlt, so lange es der Eifer und die Betrübniß der Leidtragenden zulassen. Auch die Thränen, die bey dieser Gelegenheit vergossen werden, werden auf Stückchen Tuch aufgefangen, und dem Verstorbenen dargebracht. Einige von den jungen Leuten schneiden ihre Haare ab, und werfen sie als ein Todtenopfer unter die Bahre. Dieser Gebrauch gründet sich auf die Meinung, daß die Seele des Verstorbenen um den Platz schwebe, wo der Leichnam beygesetzt ist, daß sie das Betragen der Überlebenden beobachte, und an den Zeichen ihrer Zärtlichkeit und Betrübniß ein Wohlgefallen habe. Mit diesen Ceremonien machen die Weiber den Anfang, und die ersten zwey oder drey Tage über scheinen die Männer bey dem Verluste des Verstorbenen ganz unempfindlich zu seyn; nach Verlauf der ersten Tage aber fangen auch diese an, ihre Rolle zu spielen. Die nächsten Anverwandten gehen dabey wechselsweise in einem seltsamen Trauerstaate gekleidet. Der nächste Leidtragende hält einen langen flachen Stock, dessen Rand mit Seehundzähnen besetzt ist, in der Hand, und läuft gleichsam, als wenn ihn der Schmerz wahnsinnig gemacht hätte, auf alle diejenigen, die er erblickt, los, und wenn er einen derselben einhohlet, so schlägt er mit diesem zackigen Prügel jämmerlich auf ihn los, welches nothwendig schmerzhafte Wunden machen muß. Dieses ist auch die Ursache, warum das Volk, so bald eine Trauer-Procession zum Vorscheine kommt, so schnell entflieht.

Diese Trauer-Processionen währen in gewissen Zwischenzeiten fünf Monathe fort, werden aber allmählig nicht mehr so häufig als im Anfange gehalten, und nehmen immer mehr ab, je näher sie dem Ablaufe der gedachten Zeit kommen. Wenn diese Zeit vorbey ist, so werden die Überbleibsel des Leichnams von der Bahre hinweg genommen, die Gebeine sehr reinlich abgeschabt und gewaschen, und dem Rang der Personen gemäß, entweder innerhalb oder außerhalb eines Morai begraben. Wenn der Verstorbene ein Earih oder Oberhaupt gewesen ist; so wird seine Hirnschale nicht wie die übrigen Gebeine begraben, sondern in feines Tuch eingewickelt, und in ein hierzu gemachtes Kästchen gelegt, welches ebenfalls in dem Morai beygesetzt wird. Dieses Kästchen wird Ewharre no te Orometua, d. i. das Haus eines Lehrers, oder Meisters, genannt. Ein schönes Morai oder Begräbnißort zu haben, ist ein Vorzug, wonach man unter diesem Volke am meisten trachtet, und dieses ist gleichsam der einzige Maßstab, wonach der Rang beurtheilet wird. Wenn diese letzte Feyerlichkeit, nähmlich die Beerdigung der Gebeine, vorüber ist, hört die ganze Trauer auf, es sey denn, daß einige Frauenspersonen noch im Ernste betrübt wären, und in diesem Falle ist es nichts Außerordentliches, daß sie sich oft wider alles Vermuthen mit dem Seehundszahne zu verwunden pflegen, wenn die Empfindung der Traurigkeit wieder rege bey ihnen wird, und es gilt alsdenn gleich, wo und in was für Umständen sie sich befinden mögen. Ist die Traurigkeit verflossen, so haben deßwegen die Ce-

remonien noch kein Ende. Der Priester fährt mit dem Hersagen seiner Gebethe fort, und läßt sich von den Hinterbliebenen reichlich dafür bezahlen; es werden auch noch immer Opfer nach dem Morai gebracht. Einige von den Dingen, die zu solcher Zeit aufgestellt werden, sind eigentliche Sinnbilder. So deutet zum Beyspiele ein junger Plantanenbaum den Verstorbenen, und ein Federbusch die angeflehete Gottheit vor. Der Priester begibt sich mit einigen von den Anverwandten dahin, die mit kleinen Gaben versehen sind, und tritt dem Sinnbilde der Gottheit gegen über, wiederhohlet vor demselben sein Gebeth nach gewissen vorgeschriebenen Formeln, flechtet zugleich einige Blätter des Cocosbaums in verschiedene Gestalten zusammen, und legt solche hernach gerade auf den Fleck, an welchem die Gebeine ruhen; dann wenden sich alle Anwesenden mit einem durchdringend tönenden Ausrufe, der nur bey solchen Gelegenheiten gebraucht wird, an die Gottheit. Wenn der Priester weggehet, wird auch der Federbusch weggethan, und die gebrachten Lebensmittel läßt man verfaulen, oder verdorren. Und hiermit endigen sich die Trauer-Ceremonien.

Nun wollen wir noch einige Gebräuche der Otahiten anführen, die wir unter keine der vorhergehenden Rubriken bringen konnten. Es ist ein Zeichen der Ehrerbiethung, wenn man sich den Oberleib bis auf die Hüfte entblößet, und da man in Otahiti alle Theile des Leibes mit der größten Gleichgültigkeit entblößet, so schei-

net es in einigen Gegenden ein Zeichen einer besondern Ehrerbietbung zu seyn, wenn man sich vom Unterleibe an weiter hinabwärts entblößet, wie es wirklich an einigen Orten Mode ist. Wenn die Otahiten Zeichen ihrer freundschaftlichen Gesinnungen geben wollen, so bedienen sie sich grüner Zweige, und biethen solche einander an. Nimmt ihn der andere an, so ist der Freundschaftsbund bestätigt. Hierauf gibt man einander Geschenke, und von dem Augenblicke an verschwindet alles Mißtrauen.

Verschiedene Particular-Züge, woraus man den moralischen Charakter dieser Insulaner einiger Maßen kennen lernen kann, verdienen auch noch unsere Aufmerksamkeit. Erstlich entdecken wir bey ihnen einen unmäßigen Hang zur sinnlichen Liebe und den fürchterlichsten Ausschweifungen der üppigen Sinnlichkeit. Ihre Königinn Oberea hatte nicht nur erklärte Liebhaber und Beyschläfer aus ihrem Volke, sondern überließ sich auch, gleich den übrigen Otahitischen Schönen, den Engländern ohne die geringste Zurückhaltung. Sie luden gleich anfänglich die Europäischen Fremdlinge durch die nachdrücklichsten und deutlichsten Geberden zum Genusse ihrer Reitzungen, und spotteten ihrer mit einem ärgerlichen Muthwillen, wenn sie ihren lockenden Winken nicht folgen wollten. Der Vater brachte seine Tochter, und der Bruder seine Schwester an den Strand, und bothen sie daselbst feil. Junge Mädchen werden von ihrer ersten Kindheit an zu den liederlichsten pantomimischen Tänzen gewöhnt, deren

Bewegungen selbst bey den Griechen und weichlichen Asiaten nicht schlüpfriger, und zur Erweckung erstorbener Begierden geschickter seyn konnten. Junge nur eben aufblühende Mädchen von eilf bis zwölf Jahren werden öffentlich mit einer gewissen Feyerlichkeit in den Geheimnissen der irdischen Venus eingeweihet, wovon einst die Engländer Augenzeugen waren. Ein junger Mensch feyerte in Gegenwart einer großen Menge von Einwohnern diesen Dienst. Die freymüthige Art, mit der er zu Werke ging, bewies ganz unläugbar, daß er diese Handlung im geringsten nicht für etwas Unschickliches oder Unanständiges hielt, sondern, daß sie dem Gebrauche seines Landes, und den Sitten seiner Landsleute vollkommen gemäß war. Unter den Anwesenden befanden sich manche Frauenzimmer von Stande, und die Königinn selbst gab dem Mädchen Anleitung, wie es sich zu verhalten habe, ungeachtet es keiner Unterweisung nöthig zu haben schien. Ja es gibt hier eine Art von Üppigkeit, die keine Nation, die uns vom Anfange der Welt bis jetzt bekannt worden sind, je erreicht hat, und den sich die ausschweifendste Einbildungskraft nicht vorstellen kann. Eine sehr beträchtliche Anzahl der vornehmsten Leute in Otahiti, beyderley Geschlechts, haben nähmlich eine Gesellschaft unter sich errichtet, worin ein jedes Frauenzimmer einer jeden Mannsperson gemeinschaftlich ist. Solcher Gestalt haben sie eine beständige Abwechselung, so oft ihnen die Lust ankommt, und es eräugnet sich der Fall oft, daß der nähmliche Mann und die nähmliche

Frau es nicht zwey Tage mit einander halten. Diese Gesellschaften werden Arreoyes genannt, und die Mitglieder derselben halten gewisse Zusammenkünfte unter einander, denen sonst niemand beywohnen darf. Die Männer belustigen sich mit Wettringen, und die Weiber tanzen, ihrer willkührlichen Verbindung mit verschiedenen Männern ungeachtet, den oben beschriebenen Timoradi-Tanz, und dieses mit den muthwilligsten Geberden. So arg dieses auch immer seyn mag, so ist es doch gegen die schrecklichen Folgen dieser Wollust noch gar nichts. Wenn irgend eine von den Frauenspersonen schwanger wird; so wird das arme Kind gleich erstickt, damit dem Vater dessen Erziehung nicht zur Last fallen, und die Mutter in der Vergnügung ihrer teufelischen Lüste nicht gehindert werden möge. Es geschiehet zwar bisweilen, daß der Hang zur Ausschweifung, der eine Person antreibt, in diese Gesellschaft zu treten, alsdenn, wenn sie Mutter wird, von jener angebornen Liebe, welche die Natur allen Geschöpfen zur Erhaltung ihrer Jungen eingepflanzt hat, überwältigt wird. Doch auch in diesem Falle ist es ihr nicht erlaubt, das Leben ihres Kindes zu schonen, es sey denn, daß sie einen Mann finden kann, der sich dessen als Vater annehmen will; in diesem Falle wird zwar dem Morde vorgebeugt, beyde Theile aber werden aus der Gesellschaft ausgeschlossen, und die Frauensperson wird mit dem Nahmen Whannownow, d. i. Kindergebärerinn, belegt, welches ein Schimpfnahme ist, ungeachtet es nach allen Grundsätzen wahrer Weisheit, Menschen-

Liebe und gesunden Vernunft, keinen rühmlichern Titel geben kann. Die Mitglieder dieser Gesellschaft selbst sind so weit entfernt, sich eine Schande aus dieser Gesellschaft zu machen, daß sie sich nicht das geringste Bedenken machen, öffentlich zu gestehen, daß sie aus der Gesellschaft der Arreoyes sind. Woher soll man diese ungewöhnliche Sittenverderbniß erklären, die zwar in großen durch Weichlichkeit und Luxus verdorbenen Staaten begreiflich ist, aber mit der geringen Ausbildung der Insulaner und der Reinigkeit in andern sittlichen Dingen, in einem offenbaren Widerspruche steht? Woraus läßt sich der Abscheu vor den Ehen, und der so hohe Grad von Sinnlichkeit, der in den Müttern bey den Wilden den sonst so starken Trieb der Mutterliebe, und in Männern die Neigung zu den zärtlichsten Verbindungen erstickt? Woher die gänzliche Abwesenheit von Eifersucht, von der man gewöhnlich glaubt, daß sie in heißen Gegenden physisch nothwendig sey? Woher der Mangel aller Schamhaftigkeit, einer Tugend, die zwar gewisse im äußersten Grade wilde Nationen nicht erkennen, aber wenn sie einmahl mit ihr bekannt sind, nicht so öffentlich und ungescheut mit Füßen treten. Der Psychologe hat hier Gelegenheit genug, sein Nachdenken zu üben.

Ein anderer Hauptzug in dem Charakter der Otahiten ist ihre Neigung zum Diebstahle, welche sie mit den meisten Wilden gemein haben. Die Engländer haben hiervon manche lächerliche, aber auch manche ihnen empfindliche Proben er-

fahren. Ferner sind sie in ihren Gemüthsbewegungen sehr geschwinde und heftig, halten aber nicht lange darin aus. Sie sind wirklich wie die Kinder; wenn ihnen eine oder die andere heftige Leidenschaft aufsteigt, so treten ihnen die Thränen in die Augen, aber sie sind auch, wie die Thränen der Kinder, eben so leicht vergessen.

Sie haben nie gelernt, ihre Empfindungen zu verstellen, oder zu unterdrücken, und da sie keine besondere Fertigkeit im Denken haben, vermittelst dessen sie sich des Vergangenen unaufhörlich bewußt seyn, oder das Zukünftige voraus sehen sollten; so wirkt jede Veränderung in dem Augenblicke ihrer Entstehung auf sie, und sie zeigen die Beschaffenheit der äußeren Umstände, wie ein Wetterglas, an, verändern sich aber eben so schnell, wenn sich eine neue Veranlassung zeigt.

Sie haben die Geschicklichkeit nicht, wie wir, von Tag zu Tag einen gewissen Entwurf zu verfolgen, und wissen nichts von der unablässigen Ängstlichkeit und dem Bestreben nach einem Gegenstande, der gleich beym ersten Erwachen des Morgens unsre ganze Aufmerksamkeit auf sich zieht, und nicht eher weicht, als bis uns der Schlaf die Augen zudrückt. Sie sind deßwegen aufrichtig, offenherzig, weder mißtrauisch, noch verrätherisch, weder grausam noch rachgierig.

Und so haben wir nun die Otahiten auf der guten und auf der schlimmen Seite geschildert. Es ist wahr, sie haben vor andern Wilden vie-

les voraus; aber im Ganzen genommen, sind sie noch weit von der wirklichen Cultur entfernt, dienen aber zu einem Beweise, durch wie unendlich viele Stufen der Mensch von der rohesten Wildheit bis zu dem gesitteten Zustande durchgehen muß. Der Psychologe sucht diese Schattierungen auf, und erklärt viele Erscheinungen unter seinen Landsleuten, aus Entdeckungen, die er bey auswärtigen Völkern macht.

Von den Wilden in Neuseeland.

Dieses Land ist zuerst von einem Holländischen Seefahrer, mit Nahmen Abel Jansen Tasman, im Jahre 1642 entdeckt worden. Er wurde in der Straße, welche die zwey Inseln, die dieses Land ausmachen, von einander trennt, und die man jetzt Cooks-Straße nennt, von den Eingebornen angegriffen, und ging deßwegen nicht aus Land; doch gab er ihm, den General-Staaten zu Ehren, den Nahmen Staatenland. Von dieser Zeit an wurde dieses Land nicht weiter besucht, und man hielt es insgemein für einen Theil des südlichen festen Landes, bis es der Capitain Cook umschiffte, und fand, daß es aus zwey großen Inseln bestehe, die sich zwischen dem 34. und 48. Graden südlicher Breite, in der westlichen Länge vom 181. bis 194. Grade erstrecken. Die Straße, welche zwischen beyden Inseln durchgeht, ist vier bis fünf Seemeilen breit. Die nördlichste von diesen Inseln wird von den Einwohnern Eaheinomauwe, und die südlichste Tovy, oder Távái Poenámuh genannt, doch weiß man nicht gewiß, ob der letzte Nahme der ganzen südlichen Insel, oder nur einem Theile derselben beygelegt wird; denn dieser Nahme heißt buchstäblich übersetzt so viel, als das Wasser des grünen Talks, woraus man schließt, daß er nur denjenigen Theil der Insel bedeute, wo die Einwohner eine Art

grüner Steine herbekommen, aus welchen sie ihre Zierathen und Werkzeuge verfertigen. Diese Insel ist größten Theils ein gebirgiges und allem Ansehen nach unfruchtbares Land, und schlecht bewohnt. Die nördliche Insel hingegen hat ein weit besseres Ansehen. Sie hat zwar auch viele Gebirge; allein es sind keine nackenden und unfruchtbaren Felsen, sondern die Berge sind mit Holz bedeckt, und in jedem Thal ist ein Wasserbach. Der Boden in den Thälern und Ebenen ist zwar leicht, aber durchgängig fruchtbar, und es ist sehr wahrscheinlich, daß wenn Europäische Pflanzen, Früchte und Getreide hier gepflanzt würde, selbe sehr wohl gedeihen würden. Der Winter scheint hier nicht sonderlich strenge zu seyn, und im Sommer ist die Wärme nicht so abwechselnd, sondern gleichförmiger, als in unsern Gegenden. Eine beträchtliche Strecke des Landes ist mit dem schönsten Grün bedeckt, und die Europäer haben daselbst über vierhundert neue Pflanzen angetroffen, die noch von keinem Botaniker beschrieben worden sind. Unter der Menge dieser Pflanzen aber haben sie wenig eßbare Pflanzen gefunden, außer wilden Sellery und einer Art von Kresse, die an der Seeküste wächst, und einen Kohlbaum, der ihnen eine vortreffliche Mahlzeit verschaffte. Auch unter den Bäumen, Gesträuchen und Pflanzen haben sie keinen gefunden, der Obst getragen hätte, außer eine einzige Beere, die weder einen lieblichen Geschmack noch Geruch hatte. Das Land scheint in den innern Theilen volkreicher zu seyn, als an der Küste; allein die Europäer haben sich zu kurze

Zeit daselbst aufgehalten, um genaue Nachricht davon geben zu können.

Was die Gestalt der Einwohner anbelangt, so sind die Männer überhaupt von der größten Statur, die man unter den Europäern antrifft. Sie sind untersetzt, von starken Gliedmaßen, und fleischig, aber nicht so fett, wie die üppigen Einwohner in den Südsee-Inseln; sie sind ungemein thätig und stark, besitzen in ihren Handarbeiten eine außerordentliche Geschicklichkeit, die sich in allem zeigt, was sie vornehmen. Ihre Farbe ist braun, und bey wenigen einzelnen Personen dunkler, als die Farbe eines Spaniers, wenn er der Sonne ausgesetzt ist; bey vielen ist sie nicht einmahl so dunkel. Sie haben ein schwarzes Haar, so wohl auf dem Haupte, als am Bart; ihre Zähne sind dagegen so weiß, wie Elfenbein, und außerordentlich eben. Die Weibspersonen haben in ihren Gesichtszügen gar nichts weibliches Zärtliches, sie sind auch eben nicht schön, und machen sich dadurch noch häßlicher, daß sie sich die Gesichter mit rothem Ocker oder Bergroth und Öhl schminken. Diese Schminke ist gemeiniglich frisch und noch naß auf ihren Wangen und Stirnen, daher sie auch gemeiniglich die Nase desjenigen, der sich die Lust ankommen läßt, ihnen einen Kuß zu geben, roth färben, wovon viele Engländer, als sie da waren, einen in die Augen fallenden Beweis gaben. Die Gesichter der Mannspersonen sind nicht durchgehends so geschminkt; doch fanden die Engländer einen, der sich den ganzen Leib, und sogar die Kleider





Ein Einwohner von Neu=Seeland

in seiner gewöhnlichen Kleidung die aus Schilf Blättern zusamengeknüpft ist, welche zu diesem Behufe in schmale Streiffen geschnitten sind, davon die Enden 8 bis 9 Zoll lang in Gestalt grober Borsten frei herabhangen, in seinem Gürtel siehet man das steinerne Patuh-Patuhstecken, und in der Hand halt er eine Art von hölzerner Streit Axt, die dort im Gebrauch ist, und deren unteres Spitzes Ende zugleich statt einer Lanze dienet.

mit trockenem Bergroth gefärbt hatte, und über dieß noch ein Stück von dieser Farbe in der Hand hatte, womit er unaufhörlich bemühet war, seinen Staat beständig neu aufzutragen, wenn die Farbe nur ein wenig ausgelöscht zu seyn schien. Das einzige unterscheidende Stück, welches die Frauenspersonen haben, ist ihre Stimme, welche ungemein sanft ist, und daran kennt man sie auch; denn die Kleider sind bey beyden Geschlechtern einerley: außer dem haben sie auch mehr Munterkeit und Heiterkeit, als die Mannspersonen, und die jungen Mädchen sind ins besondere so ausgelassen muthwillig, wie ein unbändiges Füllen. Dem Ansehen nach genießen sie eine dauerhafte Gesundheit. Da Unmäßigkeit und Müßiggang vielleicht die einzigen Quellen aller kritischen und chronischen Krankheiten sind, welche Laster man bey den Neuseeländern gar nicht findet; so ist es auch kein Wunder, daß diese Leute eine vollkommene und ununterbrochene Gesundheit genießen. Die Engländer haben in allen Städten und Dörfern, und überall, wo sie diese Leute zu sehen bekommen haben, nirgends einen angetroffen, der mit einer Krankheit behaftet gewesen wäre, oder sonst ein körperliches Gebrechen gehabt hätte; auch sahen sie unter der großen Menge derer, die sie nackend sahen, keine einzige Person, die einen Ausschlag der Haut, oder sonst ein Merkmahl, dergleichen Geschwüre und Ausschlag hinter sich lassen, an sich gehabt hätte. Noch ein anderer Beweis, von der guten Gesundheit der Neuseeländer ist dieser, daß, wenn einer eine Wunde an sich hat, solche gar

leicht heilet, welches ein untrüglicher Beweis von der Güte des Bluts und der übrigen Säfte ist; daher es auch auf dieser Insel eine Menge alter Leute gab, die ihres hohen Alters ungeachtet dennoch nicht kraftlos waren, und ob sie gleich nicht mehr so viel Leibeskräfte hatten, als junge Leute, so fehlte es ihnen dennoch nicht an Heiterkeit und Munterkeit.

Die Gemüthsbeschaffenheit, so wohl der Männer als Weiber, scheint gegen ihre Landsleute sanftmüthig und leutselig zu seyn; sie gehen auf das zärtlichste und liebreichste mit einander um, aber gegen ihre Feinde sind sie unversöhnlich, und schenken ihnen nie das Leben. Die Engländer hatten weit mehr Mühe, mit den Neuseeländern in eine Art von Unterhandlung zu kommen, als mit den Otahiten, und so wie sich nur ein Engländer am Lande blicken ließ, so fingen sie Feindseligkeiten mit ihnen an. Alle Indianer, wo nur Europäer hinkamen, geriethen durch das Schießgewehr der letztern in eine Art von Verlegenheit, aber bey den Neuseeländern hatte es eine gerade entgegen gesetzte Wirkung, und so wurden sie dadurch nur desto muthiger. Als die Europäer einst gelandet, und sich ein wenig vom Ufer entfernt hatten, kamen vier Indianer plötzlich aus dem Walde heraus gesprungen, und wollten sich des Bootes bemächtigen. Man schoß eine Musketen-Kugel über ihre Köpfe hinweg; der Schuß befremdete sie ein wenig, sie sahen sich um, schwenkten ihre Lanzen, und setzten den Europäern aufs neue zu. Man schoß zum zweyten

Mahle über sie weg, nunmehr achteten sie nicht einmahl mehr des Knalles, sondern sie hoben ihre Spieße auf, und machten Anstalten, solche ins Boot zu werfen. Wie endlich die Engländer Ernst machten, und einen von ihnen todt schossen, so waren sie zwar erstaunt, erhohlten sich aber doch bald wieder, und als sie merkten, daß sie nichts ausrichten konnten, so zogen sie sich zurück. Dieser Vorfall machte sie aber doch nicht muthlos. Sie versammelten sich am Ufer, und warteten, ob die Engländer landen würden. Da ihnen diese ihr Verlangen bekannt machten, einen Handel mit ihnen anzufangen, und begehrten, daß sie die Waffen nieder legen sollten, so waren sie zwar zum ersten geneigt, aber in das Letzte wollten sie nicht willigen. Überhaupt war diese Nation unter allen Wilden in der Südsee die kriegerischste. So kriegerisch aber die Mannspersonen auf dieser Insel sind, so verbuhlt sind die Weibspersonen; doch beobachten sie dabey noch einige Art von Wohlstand; und dieses ist gewiß auffallend. Die Otahiten, die gewiß mehr Geselliges an sich haben, als die Neuseeländer wissen nicht einmahl, was Wohlanständigkeit sey, und verknüpfen mit keiner Art von Handlungen den Begriff der Schande; diese beobachten im Gegentheil in ihrer Aufführung und in ihren Gesprächen so viel bescheidene Zurückhaltung, als man unter gesitteten Völkern in Europa nur finden kann. Die Frauenspersonen sind zwar nichts weniger als unerbittlich, und gestatten andern gern gewisse Gunstbezeugungen; dennoch überschreiten sie die äußersten Gränzen der Ehr-

barkeit nicht so sehr, als die Otahiten. Diese tragen kein Bedenken, alles, womit sie die Natur beschenkt hat, in ihrer natürlichen Blöße sehen zu lassen; die Neuseeländerinnen im Gegentheil sind Feinde von allen öffentlichen Entblößungen. Manns- und Weibspersonen haben, außer ihrer gewöhnlichen Kleidung, noch ein besonderes Stück, wodurch sie die heimlichen Glieder bedecken. Wenn die Weibspersonen ihre Gunstbezeugungen verkauften, oder vermietheten, so geschah es nicht anders, als mit der Bewilligung der ganzen Familie, und mit der Bedingung einer stillschweigenden Delicatesse selbst in dem Genuß der Reizungen. Wenn einer von den Europäern einer jungen Frauensperson einen Antrag that, so verwarf sie solchen zwar nicht, sie gab ihm aber doch zu verstehen, daß die Einwilligung ihrer Anverwandten dazu erfordert werde, und diese wurden gemeiniglich vermittelst eines gehörigen Geschenkes bewirkt: allein wenn nun auch dieser vorläufige Vergleich berichtigt war, so mußte er seine nur für eine Nacht genommene Frau doch auf eine eben so anständige Art behandeln, als man hier zu Lande mit einer Frau umgehen muß, die man auf Zeitlebens für die seinige erkennt; und wenn sich der Liebhaber etwa Freyheiten heraus nahm, wodurch der Wohlstand verlezt wurde, so konnte er sicher darauf rechnen, daß aus dem ganzen Handel nichts wurde. Einer unter ihnen wendete sich einst in einer solchen Absicht an eine Familie von gewissem Stande, und erhielt eine Antwort, die ihrem wörtlichen und wahren Verstande nach,

in unsrer Sprache übersetzt, so lauten würde: ein jedes von diesen jungen Frauenzimmern wird es sich zur Ehre rechnen, daß Sie sich die Mühe geben, um sie anzufragen; Sie müssen mir aber vorher ein anständiges Geschenk machen, und alsdenn kommen, und bey uns übernachten; denn das Tageslicht darf ja nicht Zeuge von dem seyn, was zwischen Ihnen beyden vorgeht.

Die Neuseeländer haben, wie alle anderen Wilden, eine herrschende Neigung zum Stehlen, und sie brauchen hierzu so wohl Gewalt als List. Die Engländer erfuhren beydes. Sie hatten einst einer Anzahl Indianer, die auf Kähnen um ihr Schiff herum schwärmten, ein Stück Tuch in der Absicht geschenkt, um sich durch Wohlthaten ihre Freundschaft zu erkaufen. Allein sie verfehlten ihre Absicht. So bald es dunkel wurde, stimmten die Indianer ihren Kriegsgesang an, und machten einen Versuch, den Anker der Engländer wegzuschleppen. Als es diese merkten, so feuerten sie einige Musketen-Schüsse über ihre Köpfe weg; allein anstatt sich dadurch abschrecken zu lassen, wurden sie noch mehr zum Zorn gereizt: sie ruderten zwar weg, droheten aber, daß sie des andern Morgens wieder kommen wollten. Allein sie warteten nicht, bis es Tag wurde, sondern wollten die Engländer in der Nacht überraschen; als sie sie aber auf guter Hut fanden, so hielten sie es für das beste, dießmahl ohne vielen Lärmen wegzugehen. Des Morgens kamen sie in verstärkter Anzahl wieder, und suchten dasjenige nun mit Gewalt zu hohlen,

was sie in der Nacht durch List nicht bekommen konnten. Die Engländer riefen ihnen zu, von ihrem Vorhaben abzustehen; sie bequemten sich auch endlich dazu, und stellten sich ganz freundlich an. Nunmehr fingen sie mit den Engländern einen Handel an, und wollten ihnen ihre Waffen verkaufen. Bey den zwey ersten Gewehren, die sie verkauften, ging alles ganz ehrlich und ordentlich zu; als sie aber den bedungenen Preis für ein drittes bekommen hatten, so weigerten sie sich, solches heraus zu geben, und waren so unverschämt, solches von neuem feil zu biethen. Die Engländer bezahlten es ihnen auch von neuem, aber das Gewehr wurde noch nicht geliefert, und sie waren so unverschämt, die Bezahlung das dritte Mahl zu fordern. Nunmehr wurden die Engländer des Handels müde, und gaben den Indianern ihr Mißfallen deutlich zu erkennen. Allein die Betrüger ließen sich dadurch nicht irre machen, sondern ruderten mit allerhand spaßhaften Zeichen der Verachtung davon. Man feuerte zwar einige Schrote auf den Dieb, und eine Kugel durch sein Boot; aber dieses hatte keine andere Wirkung, als daß er sich nur weiter entfernte. Die andern Indianer bekümmerten sich nicht im geringsten um ihren verwundeten Landsmann, sondern setzten ihren Handel mit den Engländern fort. Sie verkauften ihnen eine Zeit lang noch verschiedenes, ohne den geringsten Betrug dabey zu versuchen. Zuletzt gefiel es einem, mit etlichen Stücken Tuch davon zu rudern, ohne dasjenige, was er dagegen zu geben versprochen hatte, zurück zu geben. Man schoß

nach ihm, und dieß brachte ihn zwar zur Flucht, aber nicht auf ehrlichere Gedanken. Zu einer andern Zeit erhaschte ein Indianer einen Hirschfänger von einem Engländer, zog sich schnell damit zurück, und schwenkte das Gewehr jauchzend über seinen Kopf. Der Engländer verstand keinen Spaß, und schoß mit Schrot auf den Dieb, und traf ihn auch wirklich. Dieser hörte nun zwar auf zu jauchzen, gab aber dennoch den Hirschfänger nicht zurück, sondern schwenkte ihn beständig um den Kopf. Der Engländer schoß ihn darauf todt. Seine Landsleute kamen herbey, um sich des Hirschfängers zu bemächtigen, aber der Engländer kam ihnen hierin zuvor. Dergleichen Auftritte eräugneten sich verschiedene, bis sich die Engländer in einen gewissen Credit bey ihnen gesetzt hatten. So lange sie von den Indianern als Feinde angesehen wurden, die nur an ihre Küste gekommen wären, um sich zu bereichern, trugen die Indianer nicht das geringste Bedenken, es auf Kosten der Engländer eben so zu machen, und folglich, wenn sie den Gegenwerth für eine Sache, die sie feil bothen, empfangen hatten, packten sie oft so wohl das Verkaufte, als den Kaufpreis, mit aller Gelassenheit zusammen, als ob es eine rechtmäßige Beute wäre, die sie Leuten abgenommen hätten, welche nur aufs Plündern ausgegangen wären. Nachdem aber einmahl ein freundschaftlicher gegenseitiger Umgang unter beyden Nationen fest gesetzt war, hatten die Engländer nicht mehr Ursache, sich über Diebereyen zu beschweren. Es scheint also, daß, da die Indianer allen Frem-

den, die zu ihnen kommen, als Feinde ansehen, sie aus eben dem Grunde sich berechtigt halten, sie zu bestehlen, so gut sie können. Und aus einem ähnlichen Grunde mag wohl der Vorwurf hergekommen seyn, den man allen Wilden macht, daß sie eine Neigung zum Stehlen hätten. Sie bestehlen nur Fremde, niemahls aber, oder doch wenigstens selten, ihre eigenen Landsleute.

Wie weit diese Insulaner noch von dem äußersten Grade des geselligen Lebens entfernt sind, ist daraus besonders abzunehmen, weil sie, nach Art der gräßlichsten Wilden in Amerika, Menschenfleisch fressen. Die erste Vermuthung, die die Engländer davon hatten, war ihnen dermaßen auffallend, und kam ihnen so fremde vor, daß sie die größte Mühe und Behutsamkeit anwendeten, hinter die Wahrheit der Sache zu kommen, und zu ihrem größten Erstaunen fanden sie auch ihre anfänglichen Vermuthungen durch redende Beweise bestätigt. Dieser Gebrauch scheint anfänglich durch die Noth entstanden zu seyn. Obgleich diejenigen, die in einem Gebiethe zusammen wohnen, eine Art von Freundschaft gegen einander haben, so liegen doch die einzelnen Gebiethe einander beständig in den Haaren, und ein jedes kleines Gebieth stehet mit allen andern beständig in Feindschaft. Eine Ursache davon ist unter andern der Mangel an Lebensmitteln. Ihre vornehmste Speise sind zwar die Fische, wie wir weiter unten bemerken werden. Da nun diese nur an der Seeküste, und nicht immer gefangen werden; so sind die landeinwärts

wohnenden Stämme, und zuweilen auch die, welche an der Seeküste wohnen, in beständiger Gefahr, Hungers zu sterben. Wenn es sich nun zuträgt, daß einem oder dem andern Stamme entweder wegen der Lage ihres Wohnplatzes, oder aus andern Ursachen, der Zugang zum Fischfange abgeschnitten ist; so haben sie nichts zu essen, als Hunde und einige Kräuter. Gebricht es ihnen durch einen Zufall an diesen, so muß die Noth auf das höchste steigen. Der Hunger waffnet sie alsdenn nicht nur gegen ihres gleichen, sondern erstickt auch alle übrigen Empfindungen. Kommt es zum Kriege, so wird den Sieger nichts hindern, seinen Hunger mit dem Leibe seines erschlagenen Gegners zu stillen. Aus diesen Ursachen scheint dieser abscheuliche Gebrauch bey den Neuseeländern anfänglich entstanden zu seyn, und sich auch in der Folge erhalten zu haben. Denn man darf nicht glauben, daß dieses Unheil aufhöre, wenn die Noth, die dasselbe verursachet hat, vorüber ist; sondern es ist vielmehr wahrscheinlich, daß, wenn der Hunger diesen Gebrauch auf Seiten der einen Partie einmahl eingeführet hat, er auf Seiten der andern aus Rachsucht ebenfalls werde angenommen werden. Es hat zwar Leute gegeben, die zu behaupten gesucht haben, daß es eine ganz gleichgültige Sache sey, ob der todte Leichnam eines Feindes gegessen, verbrannt oder in die Erde gegraben werde, und daß nur Vorurtheil und Gewohnheit bey uns einen Schauder über den Gedanken, Menschenfleisch zu essen, errege; allein, wir können doch mit Grunde behaupten, daß der

Gebrauch, Menschenfleisch zu essen, aus was für Ursachen er auch entstehen mag, dennoch beziehungsweise, und in Absicht auf seine Folgen höchst verderblich ist, weil er offenbar auf die Ausrottung eines Grundsatzes abzielet, der die vornehmste Sicherheit des menschlichen Lebens ist, und durch den die Hand des Mörders mehr, als durch alle Begriffe von Pflicht, oder durch die Furcht der Strafe zurück gehalten wird.

Unter Leuten, die gewohnt sind, die Todten zu essen, muß der Tod selbst vieles von seinem Schrecken verloren haben; und wo man sich über den Anblick des Todes wenig entsetzt, da wird man auch keine große Abneigung vor dem Morde fühlen. Die Vorstellung von dem, was Pflicht ist, und die Furcht vor der Strafe kann alsdenn leichter unterdrückt werden, als das ursprünglichste Gefühl der Natur, oder als diejenigen Empfindungen, welche frühes Vorurtheil und Anhänglichkeit an die Gewohnheit in unsre Natur gepflanzt hat. Das Entsetzen des Mörders entsteht nicht allemahl aus der Strafbarkeit der verübten That, sondern oft aus ihren natürlichen Wirkungen. Wer sich nun mit der Wirkung bekannt gemacht hat, der wird auch ungleich weniger Entsetzen fühlen. Ein Neuseeländer also, der aus langer Gewohnheit einen menschlichen Körper zu einer Mahlzeit zubereiten, denselben mit eben so kaltem Blute in Stücke schneiden kann, als unsere Köchinnen mit einem geschlachteten Huhn thun, wenn sie Fricassee daraus machen wollen, der wird sich ge-

wiß auch nichts daraus machen, einen Menschen todt zu schlagen. Und hieraus lassen sich auch verschiedene Auftritte, die sich bey dem Aufenthalte der Engländer auf Neuseeland eräugnet haben, erklären, wenn sie bey dem Tode der Ihrigen, die von den Engländern gewaltsamer Weise sind getödtet worden, über den Anblick des Todes so wenig Empfindlichkeit geäußert haben. Als derjenige Indianer, der einem Engländer seinen Hirschfänger gestohlen hatte, erschossen wurde, bekümmerten sich seine Landsleute nicht um seinen Leichnam, sondern sie suchten nur seine Waffen in Sicherheit zu bringen. Als bey einer andern Gelegenheit vier Indianer erschossen, und drey von den Engländern gefangen wurden, erhohlten sich diese letztern so bald von ihrem Schrecken, daß sie vergnügt und wohlgemuth wurden, und mit gutem Appetit aßen. So bekannt sind diese Leute mit dem Tode dadurch geworden, daß sie ihre ermordeten Feinde aßen.

Daß nun aber dieses kein bloßes Vorgeben sey, sondern daß die Neuseeländer wirklich diesen abscheulichen Gebrauch haben, wollen wir aus wirklichen Geschichten beweisen. In einer jeden Bucht, wo die Engländer landeten, fanden sie Knochen von aufgezehrten Menschen auf den Stellen, wo Feuer gebrannt hatte. Es brachte einst ein alter Mann den Engländern verschiedene Menschenköpfe an Bord, worunter einige waren, denen sie falsche Augen eingesetzt, und sie mit Ohrengehängen geschmückt hatten, als ob sie noch lebendig wären. Einer von diesen

Köpfen schien das Haupt eines jungen ungefähr vierzehnjährigen Menschen zu seyn; den Contusionen nach, welche an der einen Seite zu sehen waren, mußte er viele heftige Schläge bekommen haben, und nahe am Auge fehlte wirklich ein ganzes Stück vom Knochen. Wenn man hier die Gewohnheit gehabt hätte, Kriegsgefangene zu machen, so würde dieser Mensch unfehlbar einer geworden seyn; aber man wußte gewiß, daß er in einem Treffen, welches wenige Tage vorher vorgefallen war, getödtet worden war, und daß man sein Fleisch, wie der andern ihres, gegessen hatte. Einen andern Beweis von dieser unmenschlichen Gewohnheit fanden die Engländer, da sie einst drey junge Indianer in ihre Gewalt bekamen, und solche wieder an das Land bringen wollten. Diese Leute freueten sich zwar, als sie die Nachricht davon bekamen; als sie aber den Ort bemerkten, wo sie an das Land gesetzt werden sollten, veränderten sie ihre Mienen, und bathen, daß man sie nicht an diesem Orte aussetzen möchte, weil er von ihren Feinden bewohnt würde, die sie tödten und fressen würden. Den stärksten Beweis aber bekamen sie einige Zeit hernach. Sie sahen nähmlich etwas auf dem Wasser schwimmen, welches sie anfänglich für ein todtes Seekalb hielten; als sie aber darauf zuruderten, fanden sie, daß es der Leichnam einer Frauensperson war, die allem Ansehen nach schon vor einigen Tagen gestorben seyn mußte. Sie erkundigten sich bey einigen Personen, die sie am Ufer antrafen, und erfuhren, daß es eine Anverwandte von ihnen sey, die eines natürlichen To-

des gestorben wäre; daß man nach Landesgebrauch einen Stein an den Leichnam gebunden, und solchen in die See geworfen hätte, daß aber solcher durch einen Zufall losgekommen seyn müßte. Sie trafen diese Leute eben über dem Essen an, wie sie einen Hund verzehrten. Sie sahen hier einige Körbe, und in denselben einige rein abgeschabte Knochen, die sie bey genauer Untersuchung für Menschengebeine hielten. Sie konnten nunmehr nicht daran zweifeln, daß das Fleisch davon gegessen worden war, da sie sie in einem Speisekorbe fanden; an dem noch übrigen Fleische sah man auch augenscheinlich, daß es gebacken worden war, und in den Knorpeln am Ende des Knochens fanden sich noch die Spuren der Zähne, welche dieselben abgenaget hatten. Um aber allen bloßen Muthmaßungen, die sich bloß auf Umstände und äußern Anschein gründeten, ein Ende zu machen, fragte man die Einwohner geradezu: was dieses für Gebeine wären? Die Indianer antworteten ohne alles Bedenken: das Gebein eines Mannes. Man fragte sie ferner, wo das Fleisch hingekommen sey? und sie versetzten, sie hätten es gegessen. Aber, fragte man sie weiter, warum sie es mit der Frauensperson, die auf dem Wasser geschwommen wäre, nicht auch so gemacht hätten? Die Antwort war: die Frau starb an einer Krankheit, und über das war sie unsre Anverwandtinn, und wir essen nur die Leiber unserer Feinde, die im Gefechte umkommen. Auf diese Frage, wer denn der Mann gewesen sey, dessen Knochen man bey ihnen gefunden hätte, sagten sie, daß

vor ungefähr fünf Tagen eine Anzahl von ihren Feinden in einem stark bemannten Boote in diese Bay gekommen wären, wovon sie sieben getödtet hätten, und der gedachte Mann wäre mit unter denselben gewesen. Einer von den Engländern, die dabey waren, fragte sie, ob sie noch einige Menschengebeine hätten, an welchen das Fleisch noch wäre? und als sie zur Antwort gaben, daß sie alles Fleisch bereits aufgezehrt hätten, stellten sich die Engländer, als ob es ihnen unglaublich vorkomme, daß die vorhin gemeldeten Gebeine wirklich von einem Menschen wären, und sagten, es möchten Knochen von einem Hunde seyn: einen von den Indianern schien dieser Zweifel wirklich zu verdrießen, er ergriff seinen eigenen Vorderarm, streckte solchen mit einem gewissen Unwillen vor sich hin, und sagte, daß der Knochen, den der Engländer damahls in der Hand hatte, zu diesem Theile eines menschlichen Körpers gehört habe; und um sie zu überzeugen, daß das Fleisch wirklich gegessen worden sey, faßte er seinen eigenen Arm mit seinen Zähnen, und stellte sich, als ob er äße; über dieß nagte er und biß noch an dem Knochen, den ein Engländer in der Hand hatte, zog ihn durch den Mund, und gab zu verstehen, daß es ein rechter Leckerbissen gewesen sey. Nunmehr wird man wohl nicht mehr zweifeln, daß der abscheuliche Gebrauch, Menschenfleisch zu essen, wirklich unter den Einwohnern dieser Küste herrsche.

Wir haben bisher die Neuseeländer im Ganzen und überhaupt kennen lernen; nun wollen

wir ihre Sitten und Meinungen auch über einzelne Gegenstände insonderheit kennen lernen. Wir machen, wie wir bisher gewohnt sind, auch hier mit der Religion den Anfang; aber wir müssen ebenfalls auch hier den Mangel näherer Nachrichten bekennen, und wir bedauern, daß wir hiervon keinen weitläufigern Bericht geben können, als wir von den Engländern, die die einzigen sind, die dieses Volk kennen lernten, empfangen haben. Diese Wilden glauben ein höchstes Wesen, fügen ihm aber noch mehrere Untergottheiten an die Seite. Bloß diesen letztern schreiben sie einen Einfluß auf die Welt zu; von dem Ursprunge der Welt und der Erzeugung des menschlichen Geschlechts haben sie eben die Begriffe, als die Einwohner von Otahiti; doch scheinen sie noch unwissender zu seyn, als diese; denn die Engländer hatten einen Eingebornen von Otahiti mitgenommen, und dieser war in Vergleichung mit den Neuseeländern ein großer Philosoph. Tupia, so hieß dieser Mann von Otahiti, verrichtete hier das Amt eines Lehrers; zu gewissen Zeiten versammelte sich eine große Menge Volks um ihn herum, der er predigte, und die ihm in der tiefsten Stille und mit der größten Aufmerksamkeit zuhörte. Es scheinet also wirklich, daß diesem Volke vernünftige Begriffe von Gott beygebracht werden könnten, wenn es nur gute Lehrer hätte, die es unterrichteten. Von einem äußern Gottesdienste haben die Engländer auch noch keine Spur entdeckt; sie fanden hier keine Gotteshäuser, wie in Otahiti; doch fanden sie etwas, das sie für eine Religions-Sache

erklärten. Sie trafen ein Feld an, das mit süßen Erdäpfeln bepflanzt war; auf demselben fanden sie einen kleinen viereckigen mit Steinen umgebenen Platz, in dessen Mitte ein scharf gemachter Stecken, deren sie sich anstatt eines Spaten zu bedienen pflegen, in die Erde gesteckt, und ein Korb voll Farrenkrautwurzel aufgehängt war. Als die Engländer nach der Bedeutung hiervon fragten, sagten ihnen die Neuseeländer, daß dieses ein Opfer für die Götter wäre, wodurch der Eigenthümer dieses Feldes ihren Segen und eine reiche Ärnde zu erhalten hoffte. Dieß ist alles, was wir von ihrer Religion wissen.

Eben so wenig wissen wir von ihrer bürgerlichen Verfassung zu sagen. Sie stehen unter einem Könige, der den Nahmen Teratu hatte; wie weit sich aber sein Reich und seine Herrschaft erstrecke, können wir nicht sagen, indem die Engländer von ihm weiter nichts, als den bloßen Nahmen erfahren haben. Sein Reich scheint, in Vergleichung mit andern Indianischen Monarchen, ziemlich weitläufig zu seyn; denn in einer Strecke an der Küste von 80 Seemeilen wurde er durchgängig als König erkannt, und vielleicht erstreckt sich sein Reich noch weiter, als wo die Engländer hingekommen sind. Außer diesem scheinen aber auch noch viele unabhängige Völkerschaften auf dieser Insel zu seyn, die weder ihn noch einen andern für ihr Oberhaupt erkennen. Es ist dieses aus den vielen Kriegen, die beständig auf dieser Insel geführt werden, abzunehmen; wo die Engländer anlandeten, sagten ih-

nen die Einwohner, daß sie nicht weit von ihren Feinden wären. In der Gegend, wo der Terata regierte, sind viele Oberhäupter, die unter ihm stehen, und für welche jedermann eine große Ehrerbiethung hatte. Diese waren meistens alte Leute, die sich auch in der Kleidung von dem gemeinen Volke unterschieden. Sie stellen die Unterobrigkeiten und Richter vor, und tragen auch kein Bedenken, bey sich eräugnenden Gelegenheit selbst auf der Stelle die Strafen auszuüben. Die Engländer beschwerten sich einst bey einem solchen Oberhaupt über einen Diebstahl, der von einem mit ihm an Bord gekommenen Mann war begangen worden. Der Richter gab ihm sogleich von Obrigkeitswegen einige derbe Ribbenstöße und Schläge; und der Dieb, der doch sonst ein handfester Kerl war, sah sie als eine rechtmäßige Strafe an, und litt sie geduldig, ohne sich zu widersetzen. Diese Würde war an einigen Orten erblich, an andern hing sie von der Wahl ab; wer aber das Wahlrecht ausübe, wissen wir nicht.

Diejenigen kleinen Parteyen, die besonders in den südlichen Gegenden des Landes wohnen, scheinen gänzlich von einander unabhängig zu seyn. Diejenigen, die zu einer Partey gehören, scheinen verschiedene Dinge, insonderheit ihre besten Kleider und Fischernetze, mit einander gemein zu haben. Die besten Kleider, die sie vermuthlich im Kriege erbeutet haben mögen, werden in einer hierzu erbaueten kleinen Hütte verwahret, die gemeiniglich mitten in ihren befestigten Dörfern ist. An den Netzen muß eine Familie gemein=

schaftlich arbeiten; in einem jeden Hause wird etwas davon gestrickt, die verschiedenen Theile aber hernach gesammelt, und zusammen gesetzt.

Bey der Nachbarschaft kleiner und von einander unabhängiger Staaten, die nicht durch gewisse Bündnisse und Verträge in Freundschaft gehalten werden, ist der Krieg eine alltägliche Sache. Eben dieses treffen wir bey den Neuseeländern an. Man könnte es zwar für befremdend finden, daß in einem Lande, wo so wenig durch Krieg zu gewinnen ist, oft Krieg geführet werde; allein wenn man die Umstände genau überlegt, so wird man es so gar befremdend nicht finden. Wir haben oben schon bemerkt, daß der Mangel an Lebensmitteln einer von den vornehmsten Beweggründen sey, wodurch bey ihnen Krieg entstehe. Hierzu kommt die Rachsucht, die allen Wilden eigen ist; und endlich der Gebrauch, den sie von ihren erschlagenen Feinden machen, daß sie sie nähmlich essen, macht es allerdings glaublich, daß oft Krieg unter ihnen entstehen könne, und es ist höchst wahrscheinlich, daß sie zuweilen Jagd auf einander machen, bloß um sich einen guten Braten zu verschaffen. Diese Leute leben also in beständigen Feindseligkeiten gegen einander. Aus dieser Ursache ist auch fast jedes Dorf befestigt, weil sie beständig einen Überfall besorgen müssen. Wir wollen ihre Festungen zuerst kennen lernen, und eine derselben, welche die Engländer genau in Augenschein genommen haben, beschreiben.

Dieses befestigte Dorf lag auf einem kleinen Felsen, der vom festen Lande abgesondert, und zur Zeit der Fluth mit Wasser umgeben war. Die Gegend kam den Engländern so romantisch und anmuthig vor, als man nur ersinnen konnte. In der Masse dieses Felsen war ein großes durchgehendes Loch, welches den größten Theil desselben einnahm, und die Figur eines Bogens gleich dem gewölbten Joche einer Brücke vorstellte. Die innere Wölbung dieses Bogens war mehr als 60 Fuß senkrecht über der See erhaben, welche zur Fluthzeit durch den untern Theil desselben hindurch floß. Oberhalb dem Bogen war der ganze Gipfel des Felsen nach Landesgebrauch umzäunet, der innere eigentliche Wohnplatz aber konnte nur 5 bis 6 Häuser fassen. Der einzige Zugang hinauf war ein sehr schmahler und steiler Pfad. Nicht weit davon stand ein anderes auf gleiche Art befestigtes, aber größeres Dorf. Da die Engländer noch in einer gewissen Entfernung waren, so bathen sie sich die Erlaubniß aus, dieses Hippàh, so nennen sie ihre befestigten Dörfer, zu besehen. Die Bewohner bewilligten solches, und führten sie selbst hinein. Dieses Städtchen hieß Wharretouwa, und liegt auf einer hohen Landspitze oder Vorgebirge, welches in die See hinaus läuft. Von beyden Seiten wird das Hippàh von der See benetzt, und an diesen ist es ganz unzugänglich. Die zwey andern Seiten liegen gegen das Land hin, und sind wohl befestigt; die eine von diesen Seiten, an welcher das Land sehr steil ist, liegt gerade gegen den Strand zu; die andere ist eben, und stößt auf einen Berg, dessen

Rücken ziemlich schmahl ist. Das ganze Hippàh ist mit einer ungefähr zehn Fuß hohen Pallisade umgeben, die aus starken, mit Weiden zusammen geflochtenen Pfosten besteht. Die schwache Seite, welche gegen das Land hinliegt, wird noch außerdem durch zwey besondere Graben beschützt, wovon der innere eine Erderhöhung hat, und mit einer Reihe Pallisaden verstärkt ist. Diese inneren Pallisaden stehen zunächst am Städtchen und auf der Erderhöhung, jedoch in einer solchen Entfernung vom Gipfel derselben, daß zwischen ihnen und dem innern Graben Platz genug für die Leute ist, welche daselbst gehen und ihre Waffen gebrauchen müssen. Die äußern Pallisaden stehen zwischen den beyden Graben, und sind dergestalt schräge in den Boden hinein getrieben, daß ihre oberen Enden sich über den innern Graben neigen. Die Tiefe dieses Grabens, von unten an bis hinauf zu dem Gipfel gerechnet, beträgt 24 Fuß. Innerhalb dicht an der Pallisaden-Reihe stehet ein 20 Fuß hohes, 40 Fuß langes und 6 Fuß breites Gerüste; dieses ruhet auf starken Pfosten, und ist zum Standplatze für die Vertheidiger der Festung bestimmt, von da sie die Belagerer durch Wurfspieße und Steine beschädigen können, dergleichen Munition ganze Haufen daselbst in Bereitschaft liegen. Ein anderes solches Gerüste übersiehet den steilen Zugang vom Strande her, und stehet gleichfalls innerhalb der Pallisaden. Auf dieser Seite des Bergs gibt es einige kleine Außenwerke und Hütten, die nicht zu Vorposten, sondern zu Wohnungen solcher Leute da sind, die aus Mangel an Platz

nicht inwendig in der Festung wohnen können, und doch unter dem Schutz derselben leben wollen. Die Pallisaden laufen um die ganze Rundung des Bergs, so wohl gegen die See, als gegen das Land hin, rings um das Städtchen herum, und da der darin eingeschlossene Boden ursprünglich ein spitziger Hügel gewesen ist, so haben sie solchen abgetragen, aber nicht zu einer, sondern zu mehrern Ebenen gemacht, die sich, wie ein Amphitheater, stufenweise über einander erheben, und deren jede mit einer besondern eigenen Pallisade umgeben ist. Sie hangen indessen alle durch enge Gäßchen an einander, die man aber im Nothfalle leichtlich versperren könnte, so, daß wenn auch der Feind die äußere Pallisade eingenommen hätte, diese Örter dennoch einer nach dem andern hartnäckig vertheidigt werden könnten, und der Feind manchen Sturm würde wagen müssen, ehe er von dem ganzen Platze Meister wäre. Diese Burg hat nur einen einzigen Zugang, und dieser besteht aus einem ungefähr 12 Fuß langen Wege, der mit dem steilen Pfade vom Strande herauf zusammen hangt. Dieser Weg gehet unter einem von den Streitgerüsten durch, und kann dergestalt versperrt werden, daß es eine sehr schwere und gefährliche Unternehmung seyn würde, durch denselben einzudringen. Ein solcher Ort ist allemahl fest genug, daß ein Volk, das keine anderen Waffen hat, als die hier zu Lande üblich sind, sich immer gegen eine ansehnliche Macht, die mit gleichen Waffen streitet, wehren kann. Diese Plätze sind auch mit allen Nothwendigkeiten ver-

sehen, außer daß sie gemeiniglich einen Mangel an Wasser haben. Dennoch müssen sie ein Hülfsmittel haben, es mag auch bestehen, worin es will, wodurch sie zu diesem unentbehrlichen Bedürfnisse gelangen können; denn außer diesem würden ihnen die andern Lebensmittel, die sie dorthin zusammen bringen, als Wurzeln und gedörrte Fische, nichts helfen.

Da dieses Volk in beständigen Feindseligkeiten lebt, so haben sie fast ein jedes Dorf zu einer solchen Festung gemacht; dieses ist aber auch die Ursache, daß sie sehr wenig angebauetes Feld haben. Eben dieses aber wird wieder eine neue Ursache zu Feindseligkeiten, und verschiedene Übel bringen auch hier einander wechselsweise hervor. Der Mangel an Lebensmitteln ist eine Ursache zum Kriege, und dieser erzeugt wieder den Mangel, so daß Hunger und Krieg die ärgsten Übel sind, die dieses Volk drücken. Dergleichen befestigte Dörfer trifft man besonders an denjenigen Gegenden häufig an, wo zwey Völker an einander gränzen, und man kann aus der Menge derselben einen beynahe richtigen Schluß machen, daß man sich nahe an den Gränzen eines Volks befinde. Es ist aber gewiß etwas Sonderbares, daß eben die Erfindsamkeit, die ihnen den Plan zu dem bewundernswürdigen Baue ihrer Festungen eingegeben, und die Emsigkeit, die ihnen die Ausführung desselben, ohne Hülfe der nöthigen Werkzeuge, erleichtert hat, nicht auch hinreichend gewesen ist, sie bey ähnlichen Gelegenheiten auf eine andere Art des Schießgewehrs hinzuleiten,

als bloß auf Wurfspieße; denn sie haben keine Art von Bogen, um Pfeile abzuschiessen, auch keine Schläuder, um sich das Werfen eines Steins zu erleichtern; und es ist dieses um so viel seltener, da es weit leichter ist, Schläudern, Pfeile und Bogen auszusinnen, als den Plan einer Festung anzulegen; ersteres findet man in der ganzen Welt, bey allen rohen Völkern, letzteres aber nur bey wenigen. Auch an denen Orten, wo man keine solchen Festungen antrifft, und die Häuser nur einzeln stehen, findet man dennoch auf den Bergen sehr lange mit Kriegs-Ammunition, nähmlich Steinen und Wurfspießen, versehene Streitgerüste, zu welchen vermuthlich die Einwohner im äußersten Nothfalle ihre Zuflucht nehmen. Auf diese Streitgerüste stellen sie sich, wenn sie angegriffen werden, und bedienen sich ihrer Waffen mit gutem Erfolge. Diese Forts scheinen auch nur Schutzwehren gegen einen plötzlichen Überfall zu seyn; denn da sie mit keinen Lebensmitteln versehen sind, so würden auch die besten Streiter keine lange Belagerung darin aushalten können.

Was ihre Waffen anbelangt, so haben sie erstlich einen langen Speer oder eine Lanze. Diese ist ungefähr vierzehn bis funfzehn Fuß lang, an beyden Enden spitzig, und die Spitzen sind bisweilen aus Knochen gemacht. Dieses Gewehr halten sie, wenn sie es brauchen wollen, in die Höhe, und schwenken es herzhaft. Alsdenn fassen sie es gerade in der Mitte an, so, daß der hintere Theil dem vordern das Gleichgewicht hält,

und werfen es gegen ihren Feind los: dieser Wurf mißlingt weit seltener, weil sie die Lanze in der Mitte anfassen, als wenn sie nur das Ende in der Hand hielten, und solche alsdenn abfliegen ließen. Das andere Gewehr ist der Wurfspieß, oder eine Art von Streitaxt, die sie Pätuh-Pätuh nennen. Es ist dieses ein Gewehr, welches einer Schippe ähnlich, und aus einem grünen Talkstein verfertigt ist. Es ist sehr spitzig, und mit einem kurzem Handgriffe versehen. Unter allen ihren Waffen verlassen sie sich auf ihren Pätuh-Patuh am meisten. Sie haben ihn mit einem starken Riemen an das Gelenke der Hand angebunden, damit man es ihnen nicht aus der Hand winden könne. Wenn sie ihren langen Speer gegen den Feind abgeschossen haben, so greifen sie sogleich zu dieser Streitaxt, und gehen ihm damit auf den Leib. Sie hauen damit mit solcher umgestümen Wuth auf den Kopf, daß, wenn sie ihn recht treffen, sie ihm die Hirnschale gänzlich spalten. Daß sie ihrem Feinde kein Quartier geben, haben wir oben schon bemerkt. Dieses Gewehr tragen sie auch als ein Ehrenzeichen; die Vornehmen haben solches im Gürtel stecken, sehen es für einen kriegerischen Putz an, und glauben, daß ohne dasselbe ihr Anzug nicht vollständig sey: es ist bey ihnen, was bey Standespersonen in Asien der Dolch, und bey den Europäern der Degen ist. Außer diesem führen sie auch Schläudern, um Steine damit in die Ferne zu werfen. Von Schutzgewehren wissen sie nichts. Ihre Oberhäupter haben außer den jetzt beschriebenen Waffen auch

eine Art von Commando-Stab zum Zeichen der Würde: es ist dieses eine schneeweisse Wallfisch-Rippe, welche über und über mit Schnitzwerk versehen, und mit Hundshaaren und Federn geschmückt ist; bisweilen ist es auch nur ein langer Stock, der eben so geziert, und mit einer Art von Muscheln, die der Perlenmutter gleich kommt, eingelegt ist. Diejenigen, die dieses Ehrenzeichen trugen, waren gemeiniglich alte Leute, oder solche, die wenigstens über die mittleren Jahre hinaus waren.

Wenn sie in das Treffen gehen, greifen sie niemahls ihren Feind überhaupt, oder in geschlossenen Gliedern an; denn davon wissen sie gar nichts: sondern jeder sucht seinen Mann. Ehe sie einander anfallen, stimmt ein jeder von beyden Theilen sein Kriegslied an, fordert den andern durch das Schwingen der Lanze heraus, und tanzt mit erschrecklichen Geberden, um sich in einen gewissen Grad mechanischer Wuth hinein zu arbeiten, die bey allen ungesitteten Völkern eine nothwendige Vorbereitung zum Gefechte ist; denn eine kaltblütige Herzhaftigkeit, und jene Stärke der Seele, welche sich selbst genug ist, die Empfindung der Gefahr zu überwältigen, ohne das Hülfsmittel nöthig zu haben, durch Aufwiegelung der Leidenschaften die Vorstellung davon zu dämpfen, dürfen wir bey Wilden nicht suchen, sondern sie ist ein Vorrecht edler und durch die Vernunft gebildeter Seelen. Sie ziehen zwar mit kaltem Blute gegen einander zu Felde; aber wenn es zu einem wirklichen

Angriffe kommen soll, finden sie es für nöthig, sich in eine Hitze von Leidenschaften hinein zu arbeiten, so wie auch bey uns manche Leute nicht glauben, daß sie herzhaft seyn können, wenn sie sich nicht vorher ein wenig betrunken haben. Dieser Kriegstanz, wodurch sie sich in Wuth setzen, ist etwas Fürchterliches. Er besteht in vielerley heftigen Bewegungen und abscheulichen Verdrehungen der Glieder, wobey auch das Gesicht seine Rolle spielt. Sie strecken die Zunge unglaublich lang zum Halse heraus, und ziehen die Augenlieder so gewaltig hinauf, daß das Weisse so wohl unten als oben, und auf beyden Seiten zum Vorscheine kommt, und einen Kreis um die Iris macht. Sie unterlassen, mit einem Worte, nichts, was die menschliche Gestalt nur entsetzlich und abscheulich machen kann. Dabey schwenken sie ihre Speere, schütteln ihre Wurfspieße, und hauen mit dem Pätuh-Pätuh in der Luft herum. Zu diesem gräßlichen Tanze pflegen sie auch zu singen; die Melodie dieses Gesangs ist zwar wild, aber doch nicht unangenehm, und jeder Absatz endigt sich mit einem lauten und tiefen Seufzer, den sie alle mit einander zugleich ausstoßen. So entsetzlich aber auch die Bewegungen sind, so kann man doch die Stärke, die abgemessene Genauigkeit und Behendigkeit, die sie dabey zeigen, nicht ohne Bewunderung ansehen. Nach diesen Vorbereitungen gehen sie auf einander los, und gerathen allemahl hart an einander. Sie fechten Mann gegen Mann, es sey zu Wasser oder zu Lande; das Blutvergießen muß natürlicher Weise sehr groß seyn, da, nach

Beschaffenheit ihrer Waffen, ein jeder seinen Gegner mit einem einzigen Streiche zu Boden schlagen kann, und folglich, wenn der erste Schlag trifft, nicht zum zweyten Mahle zuzuschlagen braucht. Diejenigen, die im Treffen bleiben, werden von ihren Feinden, die das Schlachtfeld behaupten, gefressen.

Von der Art, wie diese Völker zur See streiten, waren die Engländer Augenzeugen. Als sie sich der Insel näherten, und die Wilden sie mit Gewalt abtreiben wollten, fingen sie es auf folgende Art an. Sie kamen in ihren Kähnen herbey gefahren, und in einem jeden derselben stand einer von den Oberhäuptern mit seinen Commando-Stabe. Wenn sie sich bis auf eine gewisse Weite dem Schiffe genähert hatten, hielten sie stille. Die Anführer standen alsdenn von ihren Sitzen auf, und zogen eine gewisse Kleidung von Hundsfellen an, die vermuthlich bey solchen Gelegenheiten gebräuchlich ist. In diesem Staate hielten sie ihren Commando-Stab oder sonst ein Gewehr in die Höhe, und theilten ihren Leuten die Befehle aus. Sie forderten hierauf die Europäer zum Treffen auf; die Ausforderungsworte waren beynahe einerley; als: häromai, häromai, häre juta a Pätuh-Pätuh Oge: d. i. kommt ans Land, kommt ans Land, wir wollen euch mit unserm Pätuh-Pätuh tödten. Sie fingen darauf ihren Schlachtgesang und Kriegstanz an, und näherten sich; aber da sie gegen das Feuergewehr der Europäer mit ihren Steinen nichts ausrichten konnten, so mußten sie sich jederzeit

zurück ziehen. Wenn sie unter einander einen Seekrieg haben, so fechten sie eben so, wie zu Lande, nur mit dem Unterschiede, daß sie nach den gewöhnlichen Vorbereitungen mit Steinen auf einander werfen, und alsdenn in die Schiffe springen: wer dem andern den ersten Streich versetzt, ist Meister.

Die Verwandtschaft der Materie bringt uns ganz natürlich auf ihren Schiffsbau, worin sie eine größere Geschicklichkeit zeigen, als die meisten andern Wilden. Ihre Kähne sind lang und schmahl, und an Gestalt den Booten gleich, deren man sich in Neuengland zum Wallfischfange bedient. Sie haben zweyerley Arten derselben, die sie so wohl zum Kriege als zum Fischen brauchen. Die größten scheinen zum Kriege erbauet zu seyn, und es haben in denselben vierzig, achtzig bis hundert streitbare Männer Platz. Sie sind gemeiniglich gegen siebenzig Fuß lang, fünf Fuß breit, und vier Fuß tief. Der Boden ist spitzig mit geraden Seiten, folglich wie ein Keil gestaltet, und aus drey Stücken der Länge nach zusammen gesetzt, die bis auf zwey oder anderthalb Zoll dick ausgehöhlet, und durch starkes Flechtwerk an einander befestigt sind. Jede Seite bestehet aus einem einzigen ganzen Bret; die Seitenwände aber sind sehr schicklich auf den Boden gefügt, und an demselben befestigt. Eine beträchtliche Anzahl von Querhölzern läuft vom obern Rande einer Seite bis zum andern hin, ist an beyden Seiten sehr wohl befestigt, und dient zur Verstärkung des Bootes. Der Spiegel am

Vordertheile ragt 5 bis 6 Fuß über den Körper des Kahns hinaus, und ist ungefähr fünftehalb Fuß hoch; der Spiegel am Hintertheile ist auf dasselbige Ende befestigt, wie der hintere Pfosten eines Schiffes auf den Kiel, und ist ungefehr 14 Fuß hoch, zwey Fuß breit, und anderthalb Zoll dick. Beyde Spiegel bestehen aus Bretern, die mit erhabener Arbeit geziert sind, von welchen aber die Zeichnung das Schnitzwerk weit übertrifft. Sie haben auch Kähne, die ganz plump gemacht sind, und nur aus einem bloßen Stücke Holz bestehen, welches durch das Feuer ausgehöhlet ist. Übrigens sind alle Schiffe nach gleicher Art gebauet, und die wenigsten sind unter zwanzig Fuß lang. Einige von der kleinen Gattung haben Seitenrahmen, und bisweilen werden ihrer zwey mit einander verbunden. An den kleinen Booten, die bloß zur Fischerey gebraucht werden, stellt das Schnitzwerk am Spiegel eine menschliche Figur mit dem gräßlichsten Gesichte vor, das sich denken läßt, welchem eine ungeheuere lange Zunge aus dem Munde hangt; die Augen sind Muschelschalen. Die größern hingegen, die hier Kriegsschiffe zu seyn scheinen, sind mit durchbrochener Arbeit prächtig geziert, und außer dem mit frey herab hangenden Franzen von schwarzen Federn geschmückt, die dem Kahne ein artiges Ansehen geben. Auch sind manchmahl die Seitenbreter am obern Rande nach einem seltsamen Geschmacke ausgeschnitzt, und mit weissen Federbüschen geziert, die auf einem schwarzen Grunde angebracht sind.

Die Ruder sind klein, leicht und artig gemacht. Das breite Ende oder die Schaufel ist oval, oder vielmehr an Gestalt einem Baumblatte ähnlich, unten spitzig, in der Mitte am breitesten, und verliert sich allmählig in den Stiel oder Schaft. Das ganze Ruder ist von einem Ende bis zum andern ungefähr sechs Fuß lang, wovon für den Stiel oder den Schaft, bis oben an das Ende, wo man das Ruder faßt, 4 Fuß, und für den untern breiten Theil, oder für das Blatt, 2 Fuß zu rechnen sind. Vermittelst dieser Ruder treiben sie ihre Schiffe mit einer erstaunenden Geschwindigkeit fort. Dagegen sind sie im Segeln desto ungeschickter; sie wissen nicht anders, als gerade vor dem Winde hinzusegeln, und verstehen die Kunst nicht, sich gegen den Wind zu helfen. Ihre Segel bestehen aus Netzwerk oder Matten, welche zwischen zwey Stangen aufgespannt sind, die an dem obern Ende des Kahnes, eine zur rechten, und die andern zur linken Hand, aufrecht befestigt sind, und als Masten und Raen zu gleicher Zeit dienen müssen. Zwey Stricke versehen die Stelle der Schroten, und sind zu diesem Ende oben an den Gipfel jeder Stange befestigt. So unbequem und unbehülflich auch diese Zurüstung ist, so segeln sie bey günstigem Winde doch ziemlich schnell damit, und anstatt des Steuerruders wird der Kahn von zwey Männern regiert, die am Hintertheile desselben sitzen, und deren jeder ein Ruder zu dieser Absicht gebraucht.

Ehe wir die häusliche Einrichtung der Neu-

seeländer kennen lernen, müssen wir zuvor die Naturgüter, die sie auf dieser Insel haben, untersuchen. Es gibt hier keine anderen vierfüßigen Thiere, als Hunde und Ratzen; wenigstens bekamen die Engländer keine anderen zu sehen, und es gibt auch der letzteren Thiere so wenig, daß verschiedene von den Reisenden niemahls welche gesehen haben. Die Hunde halten sich bey den Menschen auf, und diese ziehen solche bloß, um sich davon zu nähren. Es könnte zwar möglich seyn, daß es, besonders in dem innern Theile des Landes, Thiere gebe, die den Engländern nicht zu Gesichte gekommen sind; allein es ist aus dem Grunde nicht wohl wahrscheinlich, weil der vornehmste Kleiderputz dieser Leute in Fellen und Haaren der Thiere, welche sie haben, bestehet, und die Engländer außer Hundsfellen und Vogelhäuten nie die Haut eines andern Thieres gesehen haben. Es gibt zwar Seekälber an der Küste, und die Engländer sahen auch einmahl einen Seelöwen; allein es sind diese Thiere sehr selten; denn ob man gleich hier und da einen Zahn von diesen Thieren sieht, welchem die Eingebornen gemeiniglich die Gestalt einer einfachen starken Haarnadel geben, die sie als einen unschätzbaren Zierath an der Brust tragen, so fanden doch die Engländer nicht eine einzige Haut von diesen Thieren bey ihnen. Es gibt auch Wallfische an der Küste, und obgleich die Bewohner derselben weder die Kunst, noch eine Art von Werkzeugen zu besitzen scheinen, womit ein solches Thier gefangen oder getödtet werden könnte, so haben doch einige unter ihnen Pätuh-Pätuhs,

die aus den Beinen eines Wallfisches oder eines andern Thieres, das demselben gleich kommt, gemacht zu seyn scheinen.

Von Vögeln gibt es gleichfalls nicht vielerley Arten, und unter denselben ist keine den in Europa bekannten Arten gleich. Verschiedene von den dasigen Änten und Meerraben scheinen den Europäischen ziemlich gleich zu kommen, daß man sie ohne genaue Untersuchung für eben dieselben halten würde; so gibt es auch Eulen, Falken und Wachteln daselbst, die dem ersten Anblicke nach von den Europäischen wenig unterschieden sind. Die Seeküste wird auch von vielen solchen Vögeln besucht, die man an dem großen Weltmeere findet, besonders von Albatroßen, schwarzen Erdmöven, und Pintados; auch findet man solche Vögel daselbst, die man sonst Penguinen nennt, die denjenigen Vögeln gleich kommen, die die Franzosen Nuance nennen; diese Vögel scheinen eine Mittelgattung zwischen Fisch und Vögeln zu seyn; denn ihre Federn, besonders die in den Flügeln, sind nur ganz wenig von Schuppen verschieden, und die Flügel selbst, deren sie sich bloß zum Tauchen, und nicht zur Beförderung ihrer Bewegung, auch alsdenn nicht, wenn sie auf der Oberfläche des Wassers sind, bedienen, können vielleicht mit eben so viel Recht Floßfedern genannt werden. Die Insect-Arten sind nicht zahlreicher, als die Vögel. So wenig Thiere es aber auf dem Lande gibt, desto reicher ist die See. Jede Bucht wimmelt von Fischen, die nicht nur eine gesunde Kost, sondern auch von eben

so leckerhaftem Geschmacke sind, als unsre Europäischen Arten. Überall kann man mit Angeln Fische genug fangen, und wenn man vollends das Netz zieht, kann man sich reichlich damit versorgen. Die See liefert Fische von mancherley Art. Auch findet man verschiedene Arten von Stechrochen, Fluß- und Meeraalen, nicht minder allerhand Schalfische, Meerschnecken, Muscheln und Austern.

Unter den Producten des Pflanzenreichs behaupten die Bäume den ersten Rang; denn es gibt hier ungeheure Waldungen von Bauholz, voll von den geradesten, reinsten und größten Stämmen. Ihrer Größe, ihres körnigen Holzes und augenscheinlicher Dauerhaftigkeit wegen taugen sie zu allen Arten von Gebäuden und zu jedem andern Behufe, ausgenommen zu Masten, für welche sie zu hart und zu schwer sind. Es ist hier ein Baum, so groß als eine Eiche, der sich durch seine schöne Scharlachblüthe auszeichnet, und dessen Holz so außerordentlich hart und schwer ist, daß man ihn besonders zum Mühlenbaue brauchen könnte. Deßgleichen wächst noch ein anderer Baum in den Sümpfen, der hoch, gerade und stark genug ist, um für die größten Schiffe Masten zu geben. Ein großer Theil des Landes ist mit Kräutern bedeckt, die sehr geil in die Höhe wachsen; die wenigsten davon sind in Europa bekannt. Küchengewächse gibt es wenige. Die Einwohner des Landes hatten auch Kürbisse, und bedienten sich derselben zu Gefässen von verschiedener Art und Nutzen. Hier wächst auch derjenige

Baum, aus welchem die Otaheiten ihr Tuch verfertigen. Die Neuseeländer machen zwar auch dergleichen Zeug; aber der Baum ist hier so selten, daß sie nicht genug davon bereiten können, um sich damit zu kleiden, oder einen andern erheblichen Gebrauch davon zu machen; sie tragen es daher bloß zum Zierath in den Löchern, die sie sich in die Ohren stechen. Dagegen haben die Eingebornen eine Pflanze, die ihnen anstatt des Hanfes und Flachses dient, und die alle anderen übertrifft, die man in andern Ländern zu eben derselben Absicht braucht. Von dieser Pflanze findet man hier zweyerley Arten. Die Blätter derselben sind bey beyden Gattungen den Blättern der Schwertlilie ähnlich; die Blüthen sind zwar nicht so groß, aber die kleinen Büschel, in denen sie zusammen wachsen, sind in größerer Anzahl, als bey jenen. An der einen Gattung sind sie gelb, und an der andern dunkelroth. Aus den Blättern dieser Pflanze verfertigen sie mit weniger Zubereitung nicht nur alle ihre gewöhnliche Kleidung, sondern auch alle Arten von kleinen Schnüren, Angelschnüren und allerhand Stricke, die allem, was wir aus Hanf machen, an Stärke so weit vorzuziehen sind, daß man sie gar nicht einmahl mit einander in Vergleichung setzen kann. Aus eben dieser Pflanze wissen sie durch eine andere Zubereitung lange dünne Fäserchen zu ziehen, die wie Seide glänzen, und schneeweiß sind. Diese sind ebenfalls ungemein stark, und werden zu ihren feinern Kleidern gebraucht; auch ihre Netze machen sie aus diesen Blättern, und zu diesen Gebrauche ist die Zubereitung dersel-

ben noch weit einfacher, als zu den vorigen. Sie spalten solche alsdenn bloß der Länge nach in gehörige schmahle Streifen, und knüpfen hernach ihre Netze daraus, deren einige von ungeheurer Größe sind.

Dieses sind die Naturgüter, die auf dieser Insel angetroffen werden. Nun wollen wir sehen, wie sich die Einwohner derselben bedienen. Wir wollen zuerst von der Einrichtung ihrer Häuser reden. Ungeachtet sie recht gutes Bauholz haben, so brauchen sie es doch nicht so, daß sie sich bequeme und dauerhafte Wohnungen daraus machten. Ihre Wohnungen sind, wenn man die Größe wegrechnet, nicht viel besser, als bey uns ein Hundsstall. Sie sind selten über achtzehn bis zwanzig Fuß breit, und von der Stange an, die oben von einem Ende bis an das andere hinläuft, und die innere Dachspitze ausmacht, bis herab auf den Boden, fünf bis sechs Fuß hoch. Die erste Anlage dieser Gebäude, oder was man die Zimmer:.beit daran nennen könnte, ist von Holz, und bestehet gemeiniglich aus dünnen Stangen; die Wände aber sind von Heu aufgeführt, womit auch das Dach bedeckt ist. Man muß gestehen, daß dieser Theil des Baues sehr sauber ist, indem sie das Heu sehr eben und sehr genau zusammen zu fügen wissen; auch sind die Häuser bisweilen mit Baumrinde getäfelt, daß also die Bewohner derselben gegen die Kälte hinlänglich darin geschützt seyn können. Das Dach ist abhängig, und die Thür ist an einem Ende des Hauses, aber

kaum hoch genug, daß ein Mann auf Händen und Füßen hinein kriechen kann. Nahe an dem Eingange ist ein viereckiges Loch, das ihnen so wohl zum Fenster, als auch zum Rauchfange dient; denn der Feuerherd liegt an demselben Ende, fast mitten zwischen den beyden Seiten. Gemeiniglich nahe an der Thür, oder sonst an einem Orte im Hause, ist ein Bret befestigt, das nach ihrer Art mit Schnitzwerk geziert ist, und dieses schätzen sie eben so hoch, und halten es für keinen geringern Zierath, als wir Europäer mit Gemählden thun. Die beyden langen Seitenwände und das Dach sind ungefähr zwey Fuß weit über das vordere und hintere Ende des Hauses hinaus gebauet, so daß von beyden Enden eine Art von einem bedecktem Vorhofe daraus entsteht, in welchem zur Bequemlichkeit der Familie Bänke befindlich sind. Der innerhalb des Gebäudes zum Feuerherde bestimmte Ort ist durch hölzern oder steinerne Seitenwände eingeschlossen, und in der Mitte dieses hohlen Vierecks wird das Feuer angezündet. Der Fußboden ist längs der innern Seite der Wände hin dick mit Stroh bedeckt, und auf diesem schläft die Familie.

Bey ihren Häusern haben sie eine Art von Reinlichkeit, wovon es vielleicht unter keinem Indianischen Volke ein Beyspiel gibt. Jedes Haus, oder jedes kleine Gehöfe von drey bis vier Häusern ist mit einem Abtritte versehen, und auf dem Boden sieht man nicht die geringste Unsauberkeit. Alles, was von Speisen weggeworfen wird, und anderes Auskehricht wird hier in ordentliche Dün-

gerhaufen zusammen geschüttet, die sie vermuthlich zur Besserung für ihre Felder brauchen. Sie thun es hierin mancher gesitteten Stadt von Europa zuvor. Bis auf das Jahr 1760 hat es in Madrid, der Hauptstadt Spaniens, keine Abtritte gegeben, sondern der Koth wurde des Nachts aus den Fenstern auf die Straße geschüttet, wo denn eine Menge Leute beschäftigt waren, denselben mit Schaufeln aus den obern Theilen der Stadt nach der untern wegzuschaffen; hier blieb er liegen, bis er ausgetrocknet war, und alsdenn wurde er weggeführt, und außerhalb der Stadtthore abgeworfen. Als der jetzt regierende König zur Regierung kam, ließ er einen Befehl bekannt machen, daß jeder Eigenthümer eines Hauses ein heimliches Gemach bauen, und Rinnen und Cloaken auf öffentliche Kosten erbauet werden sollten. So vernünftig dieser Befehl war, so widersetzten sich doch die Spanier diesem Befehle, als einem Eingriffe in die natürlichen Rechte des Menschen, und sträubten sich hartnäckig gegen die Vollziehung des Geboths. Man ersann allerhand Einwendungen dagegen, und besonders ließen es sich die Ärzte angelegen seyn, den König zur Beybehaltung der alten hergebrachten Freyheit seines Volks zu bewegen. Es wäre beynahe zu einem Aufstande gekommen. Endlich aber drang der König durch, und der gesittete Spanier mußte mit Gewalt zu einer Reinlichkeit gezwungen werden, welche der ungesittete und rohe Neuseeländer aus eigenem Antriebe beobachtet.

Ihr Hausgeräthe und ihre Werkzeuge beste-

hen in sehr wenigen Stücken, und sind gemeiniglich in einer einzigen Kiste verwahrt. Ihre Speisekörbe, ihre Kürbisse, worin sie ihr Wasser aufbewahren, und die Hämmer, womit sie die Farrenkrautwurzeln schlagen, damit sie genießbar werden, liegen außerhalb ihrer Hütten. Ihr ganzer Reichthum bestehet in einigem schlecht gemachten Werkzeuge, in ihren Kleidern und Waffen, und in ein Paar Federn zum Kopfputze. So schlecht auch ihre Häuser sind, so dienen sie ihnen doch dazu, daß sie vor der Strenge der Witterung verwahrt sind, ob sie sich gleich nicht viel daraus machen, ob sie auf ihren Auswanderungen zur Einsammlung verwahrt sind, oder nicht. Bisweilen pflegen sie bey dergleichen Gelegenheiten einen Schirm gegen den Wind hin aufzurichten; oft aber gebrauchen sie nicht einmahl diese Vorsicht, sondern schlafen mit ihren Weibern und Kindern bloß unter ein wenig Strauchwerk, wobey sie ihre Waffen rings um sich herum legen.

In ihren Speisen sind sie eben so einfach, wie in ihren Wohnungen. Ihre Speisen sind nach der Jahreszeit verschieden. Der größte Theil derselben bestehet aus Fischen, zu denen sie anstatt des Brots die Wurzel einer Art von Farrenkraut essen. Diese Wurzel trocknet man über dem Feuer, und schlägt sie hernach mit einem Stecken oder Hammer so lange, bis die Rinde oder äußere dürre Haut abfällt; das übrigbleibende ist eine weiche, etwas klebrige und süße Substanz, die nicht von unangenehmem Geschmacke ist, aber drey bis viermahl mehr unschmackhafte holzartige Fasern

hat, als Fleisch. Einige essen diese Wurzeln sammt den Fasern, allein der ungleich größere Theil der Einwohner bringt die Fasern wieder aus dem Munde, und läßt sie in ein Körbchen fallen, das unter einem jedem steht; in dieses Körbchen werfen sie alles, was sie von ihren Speisen übrig lassen und nicht genießen; von da wird es an den gemeinen Ort, wohin sie alle ihre Unreinigkeiten werfen, gebracht. Außer diesem sind Fische ihre gemeinste Speise, wenn sie nicht zuweilen einen Hund schlachten, oder einen Seevogel fangen. Daß Farrenkrautwurzeln und Fische, sogar auf der Küste und den benachbarten Bergen, nicht allemahl zu haben sind, ist daraus offenbar, weil man hier und da einen Vorrath von solchen gedörrten Wurzeln und Fischen antrifft; ein deutlicher Beweis, daß sie diese Lebensmittel nicht in Überfluß haben, ist auch dieser, weil sie sich mit den Engländern nicht gern in einen Kauf einlassen wollten, als sie solche von ihnen verlangten, um sie mit in die See zu nehmen, Das Land bringt nicht einmahl so viel solcher Lebensmittel hervor, als hinreichend ist, den Hunger seiner eigenen Einwohner zu stillen, welches Gelegenheit zu tausend Feindseligkeiten und Befehdungen gibt. Da sie keine Geschirre haben, worin sie Wasser sieden können, so schränkt sich ihre ganze Kochkunst nur auf Backen und Braten ein. Sie backen ihre Speisen fast eben so, wie die Einwohner auf den Inseln der Südsee. Wenn sie Fleisch braten, befestigen sie solches an einem Stecken als an einem Bratspieße, und stellen solchen so auf die Erde, daß er sich gegen das Feuer neigt.

Um dieses zu bewerkstelligen, legen sie einen Stein hinter das untere Ende des Stockes, damit er nicht ausgleite; sodann halten sie ihn schräge gegen das Feuer, und stützen ihn durch einen andern Stein, auf welchem die Mitte des Steckens ruht; nachdem sich die Spitze des Steckens mehr gegen das Feuer hin, oder weiter von demselben hinweg neigen soll, rücken sie den Stein mehr oder weniger gegen denselben heran. Diese Lebensmittel sind nicht in allen Gegenden der Insel in gleicher Menge zu haben. In den nördlichen Theilen der Insel bauen sie Yamwurzeln, süße Erdäpfel und Cocos; aber in den südlichen Theilen findet man nichts dergleichen, und diese müssen sich mit Farrenkrautwurzeln und Fischen begnügen. So viel man weiß, ist Wasser der einzige Trank, den sie kennen; und wenn sie wirklich kein Mittel haben, sich zu berauschen, so sind sie in dieser Absicht glücklicher, als alle bisher bekannten Völker.

Was ihre Art sich zu kleiden anbelangt, so ist die Kleidung eines Neuseeländers für einen Fremden beym ersten Anblicke die roheste, die man sehen kann. Sie wird aus den Blättern derjenigen Pflanze, die wir oben mit unsern Schwertlilien verglichen haben, verfertigt. Diese Blätter werden in drey bis vier Streifen gespalten, und die Streife, wenn sie dürre sind, dergestalt mit einander verbunden und zusammen geknüpft, daß ein Zeug heraus kommt, der ein Mittelding zwischen Netzarbeit und Tuch ist. Alle die äußern Spitzen dieser Streifen, welche acht bis neun

Zoll lang sind, hangen an dem obern Ende des Zeuges heraus, gleich den rauhzottigen Matten, die man bisweilen bey uns auf den Fußboden des Vorplatzes und vor die Thüren unsrer Zimmer legt. Aus zwey Stücken von solchem Tuche macht sich der Neuseeländer eine vollkommene Kleidung. Das eine wird mit einer Schnur um die Schultern gebunden, und reicht bis an die Knie herab; vorn ist es ganz offen, kann aber vermittelst einer großen aus Knochen verfertigten Nadel, die am Ende der obgedachten Schnur hangt, leichtlich in einer beliebigen Gegend zusammen gestochen werden; das andere Stück Zeug wird um den Unterleib gebunden, und reicht beynahe bis auf die Erde hinab, so daß der ganze Fuß davon bedeckt ist. Die Männer tragen ein solches Unterkleid nur bey besondern Gelegenheiten; gemeiniglich haben sie nur einen Gürtel um den Leib gebunden, und an diesem ist ein Band befestigt, das zu einem sehr sonderbaren Gebrauche dient. Die Einwohner auf den Inseln der Südsee schlitzen die Vorhaut auf, daß sie die Eichel nicht bedecken kann; diese Leute hingegen ziehen sie vorwärts über die Eichel zusammen, und damit solche durch das Einschrumpfen des Gliedes nicht zurück gezogen werde, binden sie das Band, welches von ihrem Leibgürtel hinab hangt, um das Ende desselben. Die Eichel scheint auch der einzige Theil des Leibes zu seyn, den sie mit Sorgfalt bedecken; denn sie werfen oft ihre ganze Kleidung mit der sorgfältigsten Gleichgültigkeit von sich, aber den Gürtel und das Band niemahls; sie geriethen auch allemahl in die augenscheinlich-

ste Verwirrung, so oft sie von den Engländern ersucht wurden, das Band abzunehmen, und willigten niemahls darein, ohne die äußerste Abneigung und Scham blicken zu lassen. Wenn sie ihre Oberkleider anhaben, und mit eingebogenen Knien auf der Erde sitzen, so sehen sie einer kleinen mit Stroh gedeckten Hütte einiger Maßen ähnlich. So häßlich aber auch diese Kleidung ist, so taugt sie doch für Leute, die oft, ohne allen andern Schutz gegen den Regen, unter freyem Himmel schlafen. Indessen haben sie doch, außer diesen groben, zottigen Matten, noch zweyerley Gattungen Tuch, dessen Oberfläche glatt ist; diese sind auf eine sehr sinnreiche Art gemacht. Die eine Gattung ist so grob, als unser gröbstes Segeltuch, und demselben in Absicht auf die Lage und Anordnung der Fäden einiger Maßen ähnlich, aber zehnmahl so stark; die andere Gattung besteht aus vielen Fäden, die in der Richtung, welche man den Aufzug nennen könnte, sehr nahe an einander liegen; den Einschlag aber machen nur wenige quer über die ersten hinlaufende Fäden aus, um das Ganze mit einander zu verbinden. Diese letzten Fäden liegen ungefähr einen halben Zoll weit von einander, fast wie man solches an den rund geflochtenen so genannten Strohtellern sieht, die man auf die Tische legt, um die Schüsseln darauf zu setzen. Diese Gattung Tuch ist manchmahl gestreift, und hat allemahl ein gutes Ansehen; denn sie wird aus den Fäserchen derjenigen Pflanze verfertigt, welchen man, wie wir oben gemeldet haben, durch die Zubereitung einen seidenartigen Glanz geben kann.

Man macht dieses Tuch in einer besondern Rahme, die so groß, als das zu verfertigende Stück Tuch, und gemeiniglich fünf Fuß lang, und vier breit ist; über diese Rahme werden die Fäden, welche über die Länge des Zeuges hinlaufen, und enge beysammen liegen, oder der Aufzug gespannt, und die Einschlagsfäden werden einzeln in die Quere mit bloßer Hand hinein gearbeitet. An diese beyden Gattungen von Tuch sticken sie die vier äußern Randseiten buntfarbig; und diese Farbe siehet fast so aus, wie unsere Fußteppiche, oder vielmehr wie die mit Wolle gestickten Modeltücher, welche junge Mädchen in den Näheschulen zu verfertigen pflegen. Diese Tücher werden nach verschiedenen Mustern, und mit einer Sauberkeit verfertigt, worüber man sich in Betracht dessen, daß sie keine Nähnadeln haben, billig wundern muß. Ihr größter Kleiderstaat aber bestehet in Pelzwerk, welches ihnen ihre Hunde liefern. Mit diesem gehen sie so sparsam um, daß sie es in kleine Streifen zerschneiden, und solche in einer gewissen Weite von einander auf die Kleider nähen. Gedachte Streifen sind auch oft von verschiedenen Farben, und werden detgestalt aufgesetzt und angeordnet, daß sie in der That ein ganz artiges Ansehen machen. Statt des Pelzwerks zieren sie ihre Kleider zuweilen mit Federn; doch ist dieses nicht so gewöhnlich, als mit Hundsfellen.

Die Weiber scheinen sich, gegen die beynahe allgemeine Gewohnheit des schönen Geschlechts, weniger aus den Kleidern zu machen, als die

Männer. Sie tragen einen kurzen Rock, und unter demselben einen Gürtel, mit einem Büschel stark riechender Kräuter. Ihre Haare tragen sie bald kurz abgeschnitten, bald über die Schultern hinab hangend. Wenn sie es auch wachsen lassen, so binden sie es doch niemahls auf dem Wirbel des Kopfes zusammen. Es scheint dieses ein Vorzug und Unterscheidungsstück der Männer zu seyn, daß sie das Haupthaar auf dem Wirbel des Kopfs zusammen binden, und Federn von allerhand Vögeln hinein stecken, wie es ein jeder nach seinem Geschmacke für das zierlichste hält; bisweilen stecken sie auch auf jede Seite der Schläfe eine, dergestalt, daß sie sich vorwärts neigt. Sonst ist die Kleidung der Weiber von eben dem Zeuge, und nach eben der Form gemacht, als wie die Kleidung der Männer; das Unterkleid aber binden sie fest um den Leib, legen es auch niemahls ab, außer wenn sie in das Wasser gehen, um Seekrebse zu fangen; und bey solcher Gelegenheit sind sie so behutsam, daß sie sich alle Mühe geben, um von keiner Mannsperson gesehen zu werden. Einige Engländer landeten eines Tages auf einer kleinen Insel, und überraschten zufälliger Weise einige Weibspersonen, die mit eben dieser Fischerey beschäftigt waren. Die keusche Diana konnte nebst ihren Gefährten bey Erblickung des Aktäons in keine größere Verlegenheit gerathen, als die verschämten Neuseeländerinnen bey dem Anblicke dieser Mannspersonen. Einige versteckten sich zwischen den Klippen, andere bückten sich so lange im Wasser nieder, bis sie sich aus dem Seegrase, welches unten auf dem Grunde zu finden

war, einen Gürtel und eine kleine Schürze gemacht hatten, ihre Blöße zu bedecken: und doch schien ihnen dieser Schleyer noch nicht hinreichend zu seyn; denn als sie mit dieser Bedeckung heraus kamen, waren sie noch immer in Verlegenheit, ihre Schamhaftigkeit möchte durch die Gegenwart von Mannspersonen gekränkt werden.

Beyde Geschlechter stechen sich Löcher in die Ohren, und durch die beständige Ausdehnung werden die Löcher endlich so groß, daß man einen Finger hinein stecken kann. Sie tragen allerley Zierathen in denselben, Tuch, Federn, Knochen von großen Vögeln, und bisweilen gar einen hölzernen Stecken; wenn sie von den Engländern Nägel bekamen, so steckten sie solche auch in diesen dem Putze geweihten Ort; überhaupt stecken sie alles hinein, was sich durch die Löcher zwingen läßt. Die Weiber ziehen bisweilen die weißen Federn der Albatrossen hindurch, und diese breiten sich vor und hinter dem Ohre in einem Busche aus, der zuweilen so groß ist, wie eine Faust. Dieses sieht zwar sehr sonderbar, aber doch nicht häßlich aus. Außer dem Schmucke, den sie unmittelbar durch die Ohrenlöcher stecken, ziehen sie noch Schnuren hindurch, an welchen noch mehr Zierathen hangen, als Meißel und Pfriemen, die aus grünem Talkstein verfertigt sind, und bey ihnen sehr hoch gehalten werden, deßgleichen die Nägel und Zähne ihrer verstorbenen Anverwandten, Hundszähne, und überhaupt alles, was sie nach ihrer Meinung Kostbares bekommen können. Die Weiber tragen auch Arm-

und Fußbänder. Sie machen solche aus den Knochen der Vögel, aus Muscheln, und sonst aus andern Dingen, die sie durchbohren, und auf einen Faden anreihen können. Die Männer tragen bisweilen an einer um den Hals gebundenen Schnur ein Stück grünen Talkstein, oder ein Stück von einem Wallfischbeine, welches fast wie eine Zunge gestaltet, und mit einer geschnitzten Figur gezieret ist, die einen Mann vorstellen soll; und diesen Putz schätzen sie sehr hoch. Zuweilen durchbohren sie auch den Knorpel zwischen den beyden Nasenlöchern, und sticken eine Feder durch, die auf beyden Seiten hervor ragt.

Beyde Geschlechter pflegen sich auch den Leib mit schwarzen Flecken, die sie Amoco nennen, zu zeichnen. Dieses ist der nähmliche Zierath, und wird auch auf die nähmliche Art gemacht, wie das Tättowiren in Otaheita; hier aber sind die Männer mehr und stärker gezeichnet, als die Frauenspersonen. Die letzteren färben sich gemeiniglich nur die Lippen: zuweilen sind sie wohl auch an andern Theilen des Leibes mit schwarzen Fleckchen versehen; doch ist dieses nicht allgemein. Die Männer scheinen im Gegentheile diesem Schmucke mit jedem Jahre einen Zuwachs zu geben, so daß einige sehr alte Männer beynahe vom Kopfe bis zu den Füßen damit bedeckt sind. Außer dem Amoco lassen sie sich auch andere Zeichen von sehr besonderer Gattung eindrucken. Es sind dieses Furchen, ungefähr eine Linie tief, und eben so breit, fast wie man die Rinde eines jungen Baumes, der noch nicht über ein Jahr alt

ist, aufzuschlitzen pflegt. Die beyden Seiten dieser Furchenlinien werden hernach noch über dieß zackenförmig gemacht; und da alles dieses gänzlich schwarz ist, so sehen sie abscheulich aus. Bey alten Männern ist fast das ganze Gesicht mit Zeichen bedeckt; ganz junge Mannspersonen überschwärzen sich nur die Lippen; wenn sie etwas älter werden, so tragen sie einen schwarzen Flecken auf einem Backen, und einen über dem einen Auge; und so fahren sie von Jahr zu Jahr fort, immer mehr dergleichen Zeichen aufzutragen, damit sie bey zunehmenden Jahren immer ein ehrwürdigeres Ansehen bekommen mögen. So abscheulich nun ein solcher Anblick für die Europäer war, so bewundernswürdig ist die Geschicklichkeit, womit sie die Zeichen in die Haut eindrücken. Auf dem Gesichte stellen diese Zeichen gemeiniglich schneckenförmige Linien vor, die sehr zierlich und so gleichförmig gezogen sind, daß sie auf der einen Seite mit denen auf der andern ganz genau überein stimmen; und auf dem Leibe sehen sie ungefähr so aus, wie das Laubwerk, welches man ehemahls auf der eingelegten Arbeit zu machen pflegte, und wie die in einander geschlungenen Rankenzierathen auf dem Silbergeschirre. Sie beobachten dabey eine große Mannigfaltigkeit, daß unter hundert Personen nicht zwey sind, die auf gleiche Art gezeichnet sind. Diese Zeichen sind, so wohl ihrer Gestalt als Menge nach, an den verschiedenen Theilen der Küste von einander verschieden; und der Hintere, der in Otaheita am meisten bezeichnet ist, ist in Neuseeland bisweilen der einzige ungezeichne=

te Theil, oder ist doch wenigstens durchgängig weniger gezeichnet, als ein anderer. Über dieses beschmieren sie ihre Leiber mit Bergroth, reiben solches trocken in die Haut, oder vermischen es mit Öhl, und schmieren alsdenn große Flecken darauf; wenn man daher diesen blühenden Schönheiten einen Kuß gibt, so wird die That allemahl auf dem Gesichte des Übertreters angeschrieben. Diese Besalbung mit Öhl ist äußerst ekelhaft. Sie nehmen nichts anders dazu, als das ausgeschmolzene Fett von Fischen und Vögeln; Leute von einem gewissen Stande brauchen zwar frisches Fett dazu; aber bey gemeinen Leuten ist es immer so stinkend, daß man sie schon von weitem riecht, wie die Hottentotten. Auch sind ihre Köpfe nicht rein vom Ungeziefer, ob sie gleich so wohl beinerne als hölzerne Kämme haben; sie brauchen solche aber nicht zur Reinigung, sondern sie stecken sie zum Staat aufrecht in die Haare.

Ein Volk, bey welchem die Industrie nicht durch den Handel unterstützt wird, wird nicht mehr thun, als es just zu seinen eigenen Bedürfnissen braucht. Für andere zu arbeiten, um von andern wieder andere Vortheile dagegen zu bekommen, dieser erste Grundsatz des gesellschaftlichen Lebens ist den Neuseeländern so, wie den meisten andern Wilden, ganz unbekannt; die Beschreibung ihrer Beschäftigung wird also ganz natürlich sehr kurz ausfallen. Ob sie gleich in den meisten Stücken von dem cultivirten Zustande noch sehr weit entfernt sind; so haben sie doch schon einen Anfang im Feldbaue gemacht,

welche man sonst für den ersten Schritt des gesellschaftlichen Lebens hält. Hierin sind sie sehr geschickt; natürlicher Weise kann man es auch von einem Lande vermuthen, wo der, welcher säet, die Ärnde unmittelbar genießt, und wo es, außer den Früchten derselben, sehr wenige andere Lebensmittel gibt. Auf ihren Feldern ist das Erdreich so locker, als es in einem Garten zu seyn pflegt, und überall, wo eine Wurzel hervor sprossen soll, erhöhen sie das Erdreich ein wenig. Diese erhöheten Erdhäufchen sind alle regelmäßig in Reihen aufgeworfen, und stellen überall ein Fünfeck vor, so wie auf den Würfeln die Zahl fünf; sie sind durchgängig nach der Schnur gezogen. Das Werkzeug, dessen sie sich dazu bedienen, ist ein langer, am untern Ende scharf gemachter Stecken; nicht weit oberhalb diesem scharfen Ende ist ein kurzes Stück Holz in die Quere befestigt, damit man dieses Instrument desto leichter in die Erde stoßen kann. Dieses Instrument ist ihr Pflug und ihr Spaten; mit demselben graben sie Felder um, die sechs bis sieben Morgen groß sind, ungeachtet das Werkzeug nicht über drey Zoll breit ist. Der lockere und sandige Boden macht, daß ihnen diese Arbeit nicht sehr sauer wird. Der Feldbau und die Weberarbeit werden in den nördlichen Gegenden am meisten getrieben; hingegen an der südlichen Küste ist der Krieg ihre meiste Beschäftigung. Außer den vorhin gemeldeten Früchten pflanzen sie auch Cocosbäume, und die Kürbisse säen sie in kleine Vertiefungen oder Gräben. Jedes Feld ist gemeiniglich mit Rohr eingezäunt, das so dicht an einander steht, daß

kaum eine Maus dazwischen durchkriechen kann. Von ihrer Fischerey haben wir oben geredet.

Was ihre übrigen Beschäftigungen anbelangt, wie sie ihre Arbeit unter einander theilen, und was einem jeden insonderheit davon zufalle, davon haben wir nichts erfahren. Es scheint, daß die Männer das Feld bauen, Netze stricken, Vögel fangen, Waffen verfertigen, Häuser bauen, Schnitzwerk machen, und in ihren Booten auf den Fischfang fahren; die Weiber hingegen Farrenkrautwurzel ausgraben, Meerkrebse und andere Schalenfische nahe am Ufer fangen, die Lebensmittel bereiten, und Tuch weben. Die Frauenspersonen scheinen hier weniger geachtet zu seyn, als auf Otahiti; aber beyde Geschlechter essen doch hier mit einander in Gesellschaft. Zu ihren verschiedenen Arbeiten haben sie auch verschiedene Werkzeuge. Sie haben Hobel, Äxte und Meißel; und da sie keine Metalle haben, so nehmen sie zu ihren Hobeln und Äxten eine Art schwarzen harten Stein, oder auch einen grünen Talkstein, der nicht nur hart, sondern auch zähe ist; ihre Meißel aber machen sie aus Menschenknochen, oder aus Jaspiß; wenn sie den letzten dazu gebrauchen, so schlagen sie von einer großen Masse dieses Steins kleine scharfeckige Stückchen ab, die fast die Gestalt eines Flintensteins haben. Unter allen ihren Geräthschaften aber schätzen sie ihre Äxte am höchsten, und sie konnten nie dazu gebracht werden, eine zu verkaufen, wenn ihnen die Engländer auch noch so viel dafür geben wollten. Ihre kleinen aus Jaspiß verfertigten Werk-

zeuge, deren sie sich zur äußeren Ausarbeitung des feinen Schnitzwerks bedienen, werden so lange gebraucht, bis sie stumpf sind, alsdenn aber weggeworfen, weil sie kein Mittel haben, solche zu schleifen.

Es ist nun nichts mehr übrig, als daß wir noch etwas von den Ceremonien sagen, die sie bey Begräbnissen beobachten. Die Engländer haben nicht genug erfahren können, wie sie mit ihren Todten umgehen; denn die Berichte, die sie von den Eingebornen bekamen, stimmten gar nicht mit einander überein. In den nördlichen Gegenden, sagen sie, begraben sie solche in die Erde, in den südlichen aber werfen sie sie in das Meer. Unter was für Gebräuchen aber solches geschehe, konnten sie nicht erfahren. Im Anfange, als die Engländer an der Insel anlandeten, wurde ein Eingeborner von den Engländern erschossen, den sie den folgenden Tag auf dem Strande unbegraben liegen sahen. Ein alter Mann näherte sich dem Leichname mit einem grünen Zweige, den er abgebrochen hatte, und, nachdem er einige Ceremonien gemacht hatte, warf er den Zweig gegen den Leichnam hin. Einige Zeit hernach kamen einige Indianer über den Fluß mit einem Flußholze, legten den Leichnam auf eine Art von Bahre, und trugen ihn weg. Ob sie diese Ceremonie jederzeit bey der Beerdigung beobachten, oder ob sie nur auf den damahligen Vorfall ihren Bezug hatte, können wir nicht sagen. So viel ist gewiß, daß die Engländer, so lange sie

in diesem Lande waren, kein Grab gesehen haben, und die Einwohner, wenn sie darüber gefragt wurden, beobachteten ein geheimnißvolles Stillschweigen. Wo aber auch der Begräbnißort seyn mag, oder worin ihre Gräber bestehen; so sind die Überlebenden selbst die Denkmähler der Todten; denn man sieht auf der ganzen Insel nicht eine einzige Person, deren Leib nicht mit Narben gezeichnet gewesen wäre, die von den Wunden herrühren, die sie sich bey dem Verluste eines Anverwandten, oder eines Freundes, zum Zeugnisse ihrer Betrübniß mit eigener Hand versetzt hatten. Diese Narben sind zuweilen so tief, daß sie das ganze Gesicht verstellen. Die Engländer waren einst Augenzeugen von einer solchen Trauer-Ceremonie. Eine Frau, welche den Tod eines ihrer Anverwandten bedauerte, saß ganz allein auf dem Boden. Die Thränen liefen ihr beständig über die Wangen herab, und sie wiederhohlte einige Worte in einem leisen aber traurigen Tone. Am Schlusse eines jeden Spruchs zerfetzte sie sich die Arme, das Gesicht und die Brust mit einer Muschelschale, die sie in der Hand hielt, und sie trieb dieses so arg, daß sie fast ganz mit Blut bedeckt war, und in der That den mitleidvollsten Anblick erregte, den man nur erdenken kann. Da die Narben bey einigen tiefer sind, als bey andern, so scheint dieses von dem Grade der Traurigkeit, wodurch einer mehr oder weniger gerührt worden ist, herzukommen. Diese Ceremonie beobachten sie auch, wenn einer ihrer Anverwandten im Kriege umkommt.

Dieses ist nun alles, was wir von den Gebräuchen und Meinungen der Neuseeländer von den Engländern erfahren haben. Da sie so wohl in der Sprache, als auch vielen andern Dingen, mit den Einwohnern auf den Südsee-Inseln eine so große Ähnlichkeit haben; so ist es sehr zu vermuthen, daß sie einen gemeinschaftlichen Ursprung haben, und sie haben wirklich eine Sage, daß ihre Voraltern aus einem Lande, mit Nahmen Hievije, hergekommen seyn. Was sie aber für ein Land meinen, ist völlig ungewiß.

Von den Wilden in Neuholland, oder Südwallis.

Dieses Land ist größer, als irgend ein anderes Land der bekannten Welt, das nicht den Nahmen eines festen Landes, oder eines Welttheils führt. Der Capitain Cook schiffte an der östlichen und nordöstlichen Küste hin, und entdeckte, daß es sich vom 11ten bis 38ten Grade südlicher Breite erstreckte; wenn man den Lauf, den gedachter Capitain nahm, in eine gerade Linie bringt, so beträgt solche über 400 deutsche Meilen, und macht im Quadratmaße viel mehr aus, als ganz Europa. Man kann sich leicht einbilden, daß in einem so ungeheuern Striche Landes die Einwohner sehr verschieden seyn müssen. Cook hat nur die östliche Küste beschifft, und uns von den dasigen Einwohnern Nachricht gegeben, wovon wir hier einen umständlichen Auszug geben wollen.

Gegen Süden, ungefähr unter dem 33. oder 34. Grade ist das Land niedrig und flach; gegen Norden ist es mehr bergig, aber doch nicht so, daß man es ein gebirgiges Land nennen könnte, und die Hügel und Berge zusammen machen in Vergleichung mit den Thälern und Ebenen nur einen geringen Theil der Oberfläche aus. Im Ganzen ist es eher unfruchtbar, als fruchtbar;

doch findet man auf den Anhöhen wechselsweise Wälder und Auen, und die Ebenen sind an vielen Orten mit Gras bewachsen. So weit die Engländer in das Innere des Landes gekommen sind, fanden sie von der Küste keinen Unterschied. Hier und da schien zwar der Boden durch einigen Anbau verbessert werden zu können; aber viele solcher Stellen gab es nicht; der größte Theil kann nicht urbar gemacht werden; daher findet man auch hier keine Spur vom Ackerbaue.

In Betracht der Größe dieses Landes scheint die Anzahl seiner Einwohner allerdings geringe zu seyn; die größte Anzahl, die die Engländer an verschiedenen Orten, wo sie angelandet waren, jemahls gesehen haben, belief sich nie über dreyßig Personen, und dieß nur ein einziges Mahl, da in einer Bay, welche die Engländer Botanik-Bay nannten, Männer, Weiber und Kinder sich auf einen Felsen versammelt hatten, um das Schiff im Vorbeysegeln zu betrachten. Selbst in denjenigen Fällen, wo sie offenbar Miene machten, daß sie die Engländer angreifen wollten, und also Leute nöthig hatten, brachten sie nie über vierzehn bis funfzehn streitbare Männer zusammen. Da sie in die vorhin genannte Bay einliefen, so wurde gleich Lärmen. So bald sie von den Indianern entdeckt wurden, deren ungefähr zehn waren, verließen diese ihre Feuerstätte, wo sie beysammen gewesen waren, und zogen sich zurück auf eine Anhöhe, von der sie die Bewegungen der Engländer bemerken konnten; zu diesen stießen noch vier andere; diese verstärkte Macht zog

sich, da sich die Pinasse der Engländer dem Lande näherte, auf den Gipfel des Bergs, und da die Pinasse längs der Küste hinlief, so nahmen sie eben den Weg, ohne daß sich ihre Anzahl vergrößerte. Da sie merkten, daß das Schiff näher kam, machten sie drohende Geberden, schwenkten ihre Waffen, und gaben den Engländern durch Zeichen zu verstehen, daß sie an das Land kommen sollten. Ihre Anzahl vermehrte sich aber nicht. Sie sahen an den Landspitzen einige wenige Hütten, und verschiedene Einwohner, aber in geringer Anzahl. Ein Dorf, welches sie bemerkten, bestand nicht mehr als aus sechs bis acht Häusern. Man möchte vielleicht sagen, daß die den Wilden gewöhnliche Gleichgültigkeit Ursache gewesen sey, daß sich nicht mehr Eingeborne des Landes bey der Annäherung eines Europäischen Schiffes haben sehen lassen; allein sie waren nichts weniger als gleichgültig, sondern wollten sich der Landung der Engländer im Ernste widersetzen, und würden unfehlbar mit mehr Mannschaft ausgerückt seyn, wenn sie mehr Leute gehabt hätten. Aus den vorhin genannten Indianern kamen ihrer zwey den Berg herab, und forderten, als Vorfechter, die Engländer heraus; sie wurden aber durch das Schießgewehr der Engländer verjagt; diese gingen an das Land, und fanden nur wenige Kinder hinter einigen dort liegenden Baumrinden versteckt. Nach dem Abzuge der Engländer, da alle Furcht vorbey war, kamen die Indianer aus ihren Schlupfwinkeln heraus: die Engländer konnten aber auch hier nicht mehr, als höchstens achtzehn Personen, zählen. Am fol-

genden Tage rückten sie aufs neue gegen den Strand; aber auch hier war der Trupp nicht stärker, als vierzehn bis funfzehn Personen. Zu einer andern Zeit, als die Engländer eine Streiferey in das Land gethan hatten, hatten sich die Indianer gegen sie versammelt; es waren aber nicht mehr als 22 mit Lanzen bewaffnete Personen. Zu einer andern Zeit erschienen auf einmahl zwölf Kähne; es befanden sich aber in allen nicht mehr als zwölf Männer in denselben. Nachdem sich die Engländer eine Zeit lang da aufgehalten hatten, und nunmehr mit den Einwohnern vertraut worden waren, bekamen sie verschiedene Mahle Besuch von den Eingebornen; sie gingen auch an das Land, trafen aber niemahls über zwanzig bis dreyßig Personen an. Hieraus ist der Schluß zu machen, daß dieses Land an keinem Theile der Küste stark bevölkert sey; und in den innern Theilen des Landes muß die Volksmenge noch geringer seyn. Die Engländer haben zwar von diesem großen Lande weiter nichts, als längs der Ostseite die Seeküste, gesehen, und zwischen dieser und der westlichen Küste liegt freylich ein ungeheurer Strich Landes, der noch nicht untersucht worden ist; allein es ist doch überaus wahrscheinlich, daß dieser ungeheure Strich entweder ganz öde, oder wenigstens noch weniger bevölkert und bewohnt seyn müsse, als die Gegenden, welche die Europäer kennen. Ohne Ackerbau würden die Einwohner in den innern Theilen des Landes unmöglich zu allen Zeiten des Jahrs genug Unterhalt finden; es ist aber höchst unwahrscheinlich, daß die Bewohner der Küste von ei-

nem Feldbaue, der weiter landeinwärts getrieben würde, gar nichts wissen sollten; und eben so unwahrscheinlich ist es, daß, wenn sie etwas davon wüßten, man keine Spur unter ihnen finden sollte. Denn so viel ist ausgemacht, daß man in dem ganzen Districte, wo die Europäer hingekommen sind, nicht einen einzigen Fuß breit angebautes Feld gesehen habe; und es läßt sich daher sehr wohl behaupten, daß in denen Gegenden, wo die See nicht das Ihrige zum Unterhalte der Einwohner beyträgt, das Land unbewohnt seyn müsse. Es ist indessen schwer zu errathen, durch was für Mittel die Bevölkerung in diesem Lande so eingeschränkt ist und erhalten wird, daß der Einwohner nicht mehrere werden, als das Land ernähren kann. Ob sie sich vielleicht, wie die Einwohner von Neuseeland, unter einander selbst aufreiben, um nicht Hungers zu sterben; oder ob sie durch zufällige Hungersnoth weggeraffet werden, oder ob es irgend sonst eine Ursache daselbst gibt, welche der Vermehrung des menschlichen Geschlechts hinderlich ist: das wird sich näher bestimmen lassen, wenn man mit der Zeit nähere Bekanntschaft mit diesem Lande bekommen wird.

Eigentlich haben die Engländer nur mit einem einzigen Zweige dieser Völkerschaft Umgang gehabt, nähmlich an dem Platze, wo ihr Schiff eine Zeit lang liegen bleiben, und ausgebessert werden mußte. Es ist dieses die Gegend, welche die Engländer Endeavour Revier nannten. Es liegt diese unter dem 15. Grade südlicher Breite, und

dem 215.' westlicher Länge. Hier war es, wo der Capitain Cook mit seinem Schiffe Endeavour auf eine Korallenklippe stieß, und mit genauer Noth gerettet wurde. Er brachte sein Schiff an das Land, legte es auf die Seite, und besserte es aus. Hier war es also, wo er Gelegenheit hatte, mit den Einwohnern dieser Gegend bekannt zu werden; und er ist vielleicht der einzige Europäer, der mit diesem Volke in eine solche Bekanntschaft gekommen ist.

Während der Zeit, als die Noth die Engländer zwang, sich hier aufzuhalten, trafen sie einmahl vier Eingeborne des Landes an, welche einen kleinen Kahn bey sich hatten, der von Holz gemacht, und mit Seitenrahmen versehen war. Diese wurden so dreist, daß sie bis auf einen Musketenschuß an das Schiff kamen, da die Engländer nicht thaten, als ob sie die geringste Aufmerksamkeit auf sie hätten. Hier machten die Engländer alle erdenklichen Zeichen, um sie zu sich einzuladen, und gaben ihnen zugleich zu verstehen, daß sie nichts von ihnen zu befürchten hätten; während dieser Zeit kamen die Wilden näher, und hielten ihre Lanzen in die Höhe, aber nicht auf eine drohende Weise, wie vorher, sondern ihnen zu verstehen zu geben, daß sie auch Waffen hätten, sich zu rächen, wenn ihnen etwas zu Leide geschehen sollte. Die Engländer warfen ihnen allerhand Dinge zu, womit sie sonst die Wilden zu gewinnen pflegten, kleine Stückchen Tuch, Nägel, Glaskorallen, Papier und andere Kleinigkeiten; aber alles dieses sa-

hen sie mit Gleichgültigkeit an. Endlich warfen sie ihnen einen kleinen Fisch zu, und dieses Geschenk schien ihren Bedürfnissen angemessen zu seyn; denn sie äußerten nicht nur die lebhafteste Freude darüber, sondern gaben auch den Engländern durch Zeichen zu verstehen, daß sie ihre Mitgefährten ebenfalls herbey hohlen wollten, und ruderten unverzüglich gegen den Strand hin. Sie kamen bald wieder, und brachten noch zwey andere Indianer mit, welche jetzt ohne Furcht und Mißtrauen sich den Engländern näherten. Während der Zeit waren auch einige Engländer an das Land gegangen. Da die Indianer wieder zurück fuhren, und die Europäer daselbst antrafen, so wurden sie bald so bekannt mit einander, daß sie ihre Waffen ablegten, und sich neben sie hinsetzten. Die Engländer gaben sich alle mögliche Mühe, sie zu überführen, daß sie gar nicht die Absicht hätten, ihnen etwas zu Leide zu thun. Dieses hatte die Wirkung, die die Engländer verlangten. Die Indianer kamen zu ihnen an Bord, und die Engländer fuhren fort, ihnen allerhand Kleinigkeiten zu schenken, unter andern auch etliche Rechenpfennige, welche sie an eine Schnur banden, und als einen Zierath an den Hals hängten. Wenn sie in größerer Anzahl an Bord kamen, so brachten sie zwar ihre Lanzen mit; um aber den Engländern alle Gelegenheit zum Mißtrauen zu benehmen, legten sie solche ab. Dennoch aber eräugneten sich verschiedene Zwischenspiele, die das wechselseitige Vertrauen zu unterbrechen schienen, und welche uns etwas von dem unge-

bildeten Charakter dieses Volks sehen lassen. Es kamen einst einige Indianer an Bord, da die Engländer eben eine große Schildkröte zubereiteten. Anfangs bathen sie sie durch Zeichen, ihnen eine zu geben; und als sie sich dessen weigerten, bezeugten sie so wohl mit Blicken als Geberden großen Unwillen und Zorn darüber. Man both einem Indianer ein Stück Zwieback an; er riß es dem Engländer begierig aus der Hand, und warf es über Bord. Sie wendeten sich darauf an einen jeden, der ihnen etwas im Schiffe zu befehlen zu haben schien, und erneuerten ihr Anliegen; als sie endlich sahen, daß alles vergebens war, so brauchten sie Gewalt, erhaschten wirklich zwey von den Schildkröten, und schleppten solche nach der Seite des Schiffes hin, wo ihr Kahn lag; aber die Engländer jagten ihnen solche wieder ab. Dennoch wollten sie ihr Vorhaben durchsetzen, und machten von neuem etliche ähnliche Versuche, die ihnen aber eben so wenig gelangen. Voll Zorn gingen sie ans Land, ergriffen ihre Waffen, rissen einen Feuerbrand unter einem siedenden Pechkessel hervor, liefen damit gegen den Wind, und ehe es noch die Engländer, welche auf dem Lande waren, gewahr wurden, was sie im Schilde führten, stand schon das Gras rings um sie herum in Brand. Das Gras war so dürr als Stoppeln, es brannte mit unglaublicher Wuth, und verursachte den Engländern an ihren Sachen, welche sie am Lande hatten, einen merklichen Schaden. Die Engländer schossen deßwegen mit Kugeln und Schrote unter sie, verwundeten einige, und die übri-

gen machten sich auf die Flucht. Die Engländer glaubten, daß sie nun nichts mehr von ihnen zu besorgen hätten; allein es währte nicht lange, so hörten sie ihre Stimme aufs neue in dem Walde; die Engländer gingen dem Schalle nach, und hatten Gelegenheit, sich einiger Wurfspieße derselben zu bemächtigen. Die Indianer setzten sich in einer Weite von ungefähr drey hundert Schritten nieder, und die Engländer stellten sich auf einen Berg, wo sie ihre Bewegungen beobachten konnten. Sie waren nicht lange in dieser Stellung, als ihnen ein Indianischer Greis entgegen kam, und eine Lanze ohne Spitze trug. Die Engländer winkten ihm mit einer Art von Freundschaft; er wendete sich darauf zu seinen Landsleuten, und redete mit ihnen. Sie lehnten hierauf ihre Lanzen an einen Baum, und näherten sich den Engländern ganz friedfertig. Diese gaben ihnen die Wurfspieße, deren sie sich bemächtigt hatten, wieder zurück, und die Indianer bezeigten sich aufs neue wieder ganz friedfertig. Im Ganzen sind sie mehr Poltrons, als tapfer und kriegerisch. Noch ein lustiger Vorfall eräugnete sich, woraus man den Charakter dieser Nation ebenfalls kennen lernen kann. Einer von den Engländischen Matrosen hatte sich von seiner Partie entfernt, und gerieth unversehens unter eine Partie Indianer. Sie hatten ein Feuer angezündet, und waren eben beschäftiget, sich eine Mahlzeit am Feuer zu bereiten. Der Matrose war unbewaffnet, und erschrak anfangs sehr; doch hatte er so viel Gegenwart des Geistes, daß er nicht davon lief, und urtheilte ganz

vernünftig, daß er wahrscheinlicher Weise desto gewisser in Gefahr gerathen würde, je mehr er sich merken ließe, daß er solche besorge: anstatt sich also durch die Flucht zu retten, ging er zu den Indianern, stellte sich ganz aufgeräumt, und both ihnen sein Messer an, weil er nichts anders bey sich hatte, das ihnen, seiner Meinung nach, gefallen könnte. Der erste Indianer nahm es an, reichte es dem, der neben ihm saß, und so ging es aus einer Hand in die andere, bis der, welcher es zuletzt bekommen hatte, ihm solches wieder zurück gab. Er glaubte nun, daß es Zeit wäre, sich zu empfehlen, allein die Indianer wollten ihn nicht so geschwinde gehen lassen. Sie betrachteten ihn sehr neugierig und aufmerksam, insbesondere seine Kleider; sie betasteten seine Hände, und schienen es dem Ansehen nach recht genau untersuchen zu wollen, ob sein Körper eben so gebauet wäre, als der ihrige. Sie gingen sehr freundschaftlich mit ihm um, und nach Verlauf einer Stunde gaben sie ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er nun wieder zu den Seinigen gehen könne. Er ließ es sich nicht zweymahl sagen, und nahm seinen Abschied. Der Charakter dieses Volks scheint also wirklich etwas zweydeutig zu seyn. Die Entschlossenheit, mit welcher sich zwey von denselben der Landung der Engländer widersetzten, als sie sich mit zwey stark bemannten Booten der Küste näherten, und ihre Hartnäckigkeit schien deutlich anzuzeigen, daß sie nicht nur von der Natur herzhaft, sondern auch mit den Gefahren des Kriegs bekannt wären, und aus Gewohn=

heit so wohl, als aus Natur ein kühnes und streitbares Volk seyn müßten. Allein an allen andern Orten, wo die Engländer hernach landeten, betrugen sie sich sehr feige und schüchtern; denn so bald sich die Engländer nur sehen ließen, flohen sie in aller Eilfertigkeit zurück. Diesen Widerspruch in ihrem Charakter könnte man also auf diese Art heben, daß sich jene nur bey Gelegenheit einmahl so kriegerisch angestellt haben, und, ihrer natürlichen Furchtsamkeit unbeschadet, dieselbe damahls unterdrückt haben, weil sie glaubten, die Engländer würden sogleich laufen, wenn sie ihnen nur die Spitze biethen würden.

Ehe wir die besondere Beschreibung dieser Leute und ihre Gebräuche liefern, müssen wir vorher die Naturgüter, womit dieser große Landstrich versehen ist, anführen. Wir machen den Anfang mit dem Gewächsreiche. Von Bäumen gibt es in diesem Lande nicht vielerley Arten. Die Engländer fanden hier nicht mehr als zwey, die man für Bauholz gelten lassen könnte; dahin gehört vorzüglich der Gummibaum, der von allen hier wachsenden der größte ist. Er kommt in der Größe unsern Eichenbäumen bey, und hat ein schweres hartes Holz, das von eben so dunkler Farbe ist, als das lignum vitae. Seine Blätter sind spitzig, wie Weidenblätter. Aus denselben schwitzt ein röthliches Gummi heraus, welches dem so genannten Drachenblute nicht unähnlich ist. Die Einwohner hauen in den Stamm dieser Bäume eine Art von Stufen, wovon im-

mer eine drey Fuß weit von der andern steht, damit man desto bequemer hinauf steigen kann. Die andere Art von Bäumen, die man zum Bauholze brauchen kann, wächst hoch und gerade, fast wie eine Fichte; ihr Holz ist gleichfalls hart und schwer, und gleicht einiger Maßen dem Holze der Amerikanischen immergrünen Eiche. Hiernächst gibt es hier auch einen Baum, der eine sehr weiche Rinde hat, die sich leicht abstreifen läßt, und eben dieselbe ist, deren man sich in Ostindien zum Kalfatern der Schiffe bedient. Nächst diesem gibt es auch einige wenige Staudengewächse, und verschiedene Arten von Palmbäumen. Von den letzten fanden die Engländer dreyerley Arten. Die erste, welche in dem südlichen Theile stark wächst, hat Blätter, die wie ein Windfächer gestaltet sind; der Kohl, den man auf diesen Bäumen findet, ist klein, aber ungemein süß und schmackhaft; und die Nüsse, die er trägt, geben ein sehr gutes Futter für die Schweine. Die zweyte Art ist dem ächten Westindischen Kohlbaume ähnlich; sie hat große und zackige Blätter, wie der Cocosbaum, und trägt ebenfalls so genannten Palmkohl; er ist aber nicht so süß, wie der vorher gedachte, aber dagegen weit größer. Die dritte Gattung, die wie die zweyte nur allein in den nördlichen Gegenden zu finden ist, wächst selten höher, als zehn Fuß, hat kleine und zackige Blätter, wie eine gewisse Art von Farrenkraut, trägt aber keinen Kohl, sondern eine Menge Nüsse von der Größe einer großen Kastanie, nur sind sie runder. Die Engländer fanden an allen den Orten,

wo die Indianer Feuer gehabt hatten, viele Schalen von dergleichen Nüssen zerstreuet liegen, und schlossen daraus, daß solche eßbar seyn müßten; allein sie erfuhren bald das Gegentheil: wer einen Versuch machte, solche zu essen, mußte seine Erfahrung theuer genug bezahlen; denn diese Frucht erregte ihnen ein heftiges Erbrechen. Auch sogar die Schweine der Engländer wurden krank davon. Man vermuthet, daß das Giftige dieser Frucht sich allein in dem Saft derselben befinde, wie bey der Amerikanischen Cassava, und glaubt, daß das Fleisch derselben, wenn es gedörret ist, nicht nur gesund, sondern auch nahrhaft genug sey. Außer diesen gibt es auch noch Mangrove-Bäume, und einige Arten von Stauden, die in Europa nicht angetroffen werden. Eine Art davon trug eine elende Art von Feigen, eine andere eine Frucht, die der Farbe, nicht aber der Gestalt nach, eine Ähnlichkeit mit den Pflaumen hat, und auf den Seiten flach ist, wie ein Käse; eine dritte Gattung trug eine Art purpurfarbener Äpfel, die, wenn man sie eine Zeit lang liegen ließ, zu genießen waren, und wie Zwetschgen schmeckten.

Die Kräuterforscher finden hier einen Reichthum von neuen und unbekannten Pflanzen; es gibt aber nur sehr wenig eßbare darunter. Auf einem kleinen Kraute, dessen lange, schmahle, grasartige Blätter dem so genannten Katzenschwanze gleichen, findet man ein hellgelbes Harz, das dem Gummigutti gleich kommt, und nur darin von ihm unterschieden ist, daß es nicht

färbt. Es scheint wirklich, daß die Eingebornen einige Kenntniß von Kräutern haben, denn sie unterscheiden viele derselben durch besondere Nahmen. Sie haben eine Pflanze, die dem West-indischen Cocos ähnlich ist; sie hat einen Geschmack, wie Spinat; die Wurzel davon aber ist nicht gut zu genießen; sie wächst vornehmlich an sumpfigen Orten. Auf den sandigen Hügeln wächst auch Portulak, der einen guten Geschmack hat; nicht weniger auch eine Art niedrig wachsender Bohnen, die sich flach auf dem Boden hinranken.

So reich dieses Land an Kräutern ist, so arm ist es an Thieren. Eines der merkwürdigsten Thiere dieses Landes ist das Känguruh, oder wie es die Engländer schreiben, Cancaroo; es ist so groß als ein Schaf; der Kopf, der Hals und die Schultern sind gegen die übrigen Theile des Leibes klein; der Schwanz ist ungefähr so lang als der Leib; am Rumpf ist er dick, und wird gegen das Ende hin immer dünner. Wenn es sich von einem Orte zum andern bewegen will, so hüpft es, anstatt zu laufen; die Säze, die es macht, sind sehr groß, wobey es sich immer auf den Hinterbeinen hält, die Vorderfüße aber hält es hart an die Brust gebogen; sie scheinen ihm auch bloß zum Graben oder Scharren zu dienen. Die Haut ist mit einem mausfarbigen Haare bedeckt, nur der Kopf und die Ohren nicht, als welche fast so, wie bey einem Hasen, aussehen. Die Engländer schossen einst eines dieser Thiere. Es war noch jung, und wog nicht mehr als 38

Pfund; die Vorderfüße waren nur 8 Zoll, und die Hinterfüße 22 Zoll lang. Sie fanden das Fleisch von sehr gutem Geschmacke. Zu einer andern Zeit schossen sie eins, das vier und achtzig Pfund wog, und bey einer genauen Untersuchung fanden sie, daß auch dieses nicht ausgewachsen war. Auch fanden sie hier ein Thier vom Geschlechte der Opossum, und bey genauer Untersuchung fanden sie, daß es viel Ähnlichkeit mit demjenigen Thier hat, welches Büffon unter dem Nahmen Phalanger beschreibt, aber doch nicht völlig einerley mit demselben ist. Auch gibt es eine Art von Iltis, Polecat, oder Stinkthier; die Einwohner nennen es in ihrer Sprache Quoll: auf dem Rücken ist es braun, mit weissen Flecken gesprengt, und der Bauch ist ganz weiß. Einige Engländer wollen auch Wölfe daselbst gesehen haben.

Was die See- und Wasservögel anbelangt, so findet man hier Holzgänse, Meerraben, Rothgänse von zweyerley Art, ungeheuer große Pelicane, und noch einige andere. An Landvögeln gibt es Raben, Papageyen, Cacaduh, Tauben, Wachteln, Trappen, Reiher, Kraniche, Falken und Adler. Von Tauben gibt es eine solche Menge, und sie halten sich so dicht beysammen, daß es den Engländern gar nicht schwer fiel, sehr viele auf einmahl zu schiessen. Sie sind sehr schön, und haben eine besondere Art von Hauben, die man in Europa nicht sieht. Unter andern kriechenden Thieren findet man hier verschiedene Arten von Schlangen, deren einige giftig, andere

aber unschädlich sind, auch Scorpionen und Eidechsen. Auch findet man hier unterschiedliche Gattungen von Ameisen; eine Art derselben, welche grasgrün ist, wohnet auf Bäumen, und bauet dort Nester von verschiedener Größe. Die Bauart dieser Nester ist ganz besonders. Sie bestehen aus mehreren Baumblättern, deren jedes einer Hand breit ist; von diesem biegen sie mehrere hinabwärts, und leimen die Spitzen dermaßen zusammen, daß sie die Gestalt eines Beutels bekommen. Der Leim, dessen sie sich hierzu bedienen, ist ein Saft, den sie bey sich führen, und den die Natur in ihren Körpern zubereitet. Die Engländer hatten zwar keine Gelegenheit, diese Arbeit von Anfange anzusehen, besonders wie sie es anfangen, daß sie die Blätter zuerst nieder beugen und krümmen; allein, an den bereits gebogenen sahen sie, wie diese Thiere ihre vereinigten Kräfte anstrengten, um solche krumm zu erhalten, indessen ein anderer Haufen dieser Thiere inwendig beschäftigt war, dieselben anzukleben, damit sie nicht wieder losreißen, und ihre ursprüngliche natürliche Lage und Gestalt wieder annehmen möchten. Damit die Engländer hiervon gewiß werden möchten, daß die Blätter bloß durch die angestrengten Kräfte dieser Thiere gebogen und nieder gehalten würden, jagten sie einst diese Thiere von ihren Standplätzen weg; augenblicklich nahmen die Blätter ihre natürliche Lage wieder an, und die starke Schnellkraft, womit dieses geschah, würde es jedem andern, als einem Augenzeugen, unwahrscheinlich gemacht haben, daß diese Thiere, durch eine noch

so vielfache Vereinigung ihrer Kräfte, eine solche Elasticität hätten überwältigen können. Es kam aber den Engländern ihre Neugierde theuer zu stehen; tausende fielen über sie her, und verursachten ihnen mit ihren Stacheln unsägliche Schmerzen. Eine andere Art von Ameisen ist ganz schwarz; diese wohnen inwendig in den Ästen eines gewissen Baums; aus diesen wissen sie das Mark fast bis an das äußerste Ende des grünen Zweiges heraus zu ziehen, so daß der Baum dadurch ganz ausgehöhlet wird. Die dritte Art von Insecten ist in der Wurzel einer Pflanze, welche wie die Eichenmistel aus der Rinde eines Baumes heraus wächst; hierin höhlen sie sich unzählig viele krumme Gänge aus, und bereiten sich darin eine Wohnung zu. Diese Insecten sind sehr klein, und nur halb so groß, als bey uns die kleine rothe Ameise. Sie haben zwar Stacheln, aber sie sind so schwach, daß man sie kaum fühlt; doch was ihnen an Stärke abgehet, ersetzen sie durch die Menge: wenn man die Wurzeln nur anrührt, so kommen sie zu unzähligen Löchern in unglaublicher Menge heraus. Die vierte Gattung von Neuholländischen Insecten ist ganz unschädlich, und kommt den weissen Ostindischen Ameisen am nächsten. Sie bauen ihre Nester noch bewundernswürdiger, als die vorhin genannten. Diese haben gar zweyerley Wohnungen; die eine hangt an den Ästen der Bäume, die andern sind unten auf der Erde zubereitet. Diejenigen, welche sie auf den Bäumen anlegen, sind ungefähr drey bis viermahl so groß, als ein Mannskopf, und aus kleinen

Pflanzentheilchen zusammen gesetzt, die durch eine harzige Materie, die sie in ihrem Leibe haben, mit einander verbunden sind. Wenn man diese äußere Rinde oder Schale zerbricht, so findet man eine Menge kleiner Zellen, die in mancherley krummen Linien nach allen Richtungen hin an der innern Seite des Nestes umher gebauet, und ganz mit Bewohnern angefüllt sind; von diesen kleinen Zellen können sie aus einer in die andere, und zu gewissen Öffnungen hinkommen; welche nach andern dergleichen Nestern führen, die auf eben demselben Baume befindlich sind. Von einem jeden solcher Nester geht ein breiter, hohler und bedeckter Weg von dem Baume hinabwärts nach der Erde, wo sie ihre zweyte Wohnung angelegt haben. Diese untere Wohnung ist gemeiniglich an der Wurzel eines Baums, aber nie an eben demselben, an welchem das Nest hangt, in Gestalt eines ungleichseitigen Kegels aufgeführt; diese Wohnungen sind oft über sechs Fuß hoch, und im Diameter eben so groß; doch findet man sie auch kleiner; an den Seiten sind sie flach. Die äußere Seite dieser Erdnester bestehet aus einem wohlbearbeiteten Thon; inwendig sind sie ebenfalls voll kleiner Zellen, die aber von außen her nirgends eine Öffnung haben, sondern bloß gegen den hohlen Weg hin offen sind, wodurch sie nicht nur zu dem vorhin beschriebenen Nest kommen können, welches oben an den Ästen eines andern Baums hangt, sondern eben dieser Weg führet sie auch längs der Wurzel an dem Stamme desjenigen Baums hinauf, an dessen Nachbarschaft

das Nest auf der Erde erbauet ist. Vermuthlich ist dieses ihre Winterwohnung, weil keine Nässe da eindringen kann.

Die See liefert den Neuholländern ihre meisten Nahrungsmittel; diese ist daran viel reicher, als das Land: und obgleich die Anzahl der Fische hier nicht so groß ist, als an andern Orten, so sind doch immer so viele Fische anzutreffen, daß die Einwohner bequem davon leben können. Die Engländer zogen niemahls das große Netz, ohne funfzig bis zwey hundert Fische zu fangen. Man findet hier verschiedene Arten von Fischen, die meisten Theils in Europa unbekannt sind. Die meisten sind wohlschmeckend, und einige sogar leckerhaft. Man findet hier eine unglaubliche Menge von grünen Schildkröten, mancherley Austern, insonderheit Felsen- und Perlen-Austern, sehr große Meerschnecken, Hummer und Krebse.

Nun wollen wir auch sehen, wie die Einwohner diese Naturgüter benutzen. Die Einwohner scheinen keinen besondern Wohnsitz zu haben, sondern sich nach Art aller herumschweifenden Wilden da aufzuhalten, wo sie die meisten Nahrungsmittel finden. Wo die Engländer gelandet waren, sahen sie nichts, das einem Dorfe ähnlich gewesen wäre. Da die Wilden eine herumschweifende Lebensart führen, so denken sie nicht daran, sich feste Häuser zu bauen, ob sie gleich Materialien genug dazu haben. Ihre Häuser, wenn man sie anders so nennen kann, sind so wohl der Bauart, als ihrer innern Einrichtung nach, kunstloser und

nachlässiger, als alles, was man je sehen kann; sie sind nicht viel besser, als die Hütten auf dem Feuerlande, wovon wir oben geredet haben, ja gewisser Maßen sind diese noch besser. In der Botanik=Bay, wo die Engländer zuerst landeten, waren diese Hütten kaum so hoch, daß ein Mensch aufrecht darin sitzen, geschweige denn stehen konnte; sie waren nicht so groß, daß sich jemand seiner Länge nach darin ausstrecken konnte, er mochte es nun der Länge oder der Quere nach haben thun wollen; sie bestehen aus biegsamen Baumzweigen, die ungefähr eines starken Fingers dick sind; diese werden bogenförmig gekrümmt, in dieser Stellung mit den beyden Enden in die Erde gesteckt, und alsdenn mit Palmblättern und großen Stücken von Baumrinden bedeckt, so daß die ganze Wohnung an Form und Ansehen einem Backofen gleicht. An einem Ende ist ein großes Loch, das ihnen anstatt der Thür dient; und so viel man aus der Asche, die man da fand, abnehmen kann, so wird diesem Loche gegen über das Feuer angemacht. Unter diesen Hütten liegen sie in einer gekrümmten Stellung, so, daß die Füße beynahe bis zum Kopfe hinauf reichen; und in dieser sehr nothdürftigen Stellung können in einer solchen Hütte etwa drey bis vier Personen Platz haben. In den nordlichen Theilen dieser Insel, wo der Himmelsstrich immer wärmer wird, sind diese Hütten noch schlechter. Sie bestanden auch hier nur aus dünnen Reisern, und waren mit Baumrinde bedeckt; allein keine derselben war länger als vier Fuß, und die eine Seite war völlig frey und offen. Die verschlossene Seite

lag immer gegen den Wind gerichtet, und der offenen Seite gegen über wurde ein Feuer angezündet, nicht allein der Wärme wegen, sondern sich auch gegen die Muskitos und andere Insecten, wovon wir vorhin geredet haben, zu verwahren. Wahrscheinlicher Weise sind sie in diesen Hütten nur bis auf die Hälfte des Leibes bedeckt, und strecken, wenn sie mit dem Oberleibe hinein gekrochen sind, die Füße zum Loche gegen das Feuer heraus. Diese Hütten bauen sie da, wo sie sie jedes Mahl brauchen; denn sie ziehen, wie wir schon bemerkt haben, überall herum, wo sie Lebensmittel finden, und wenn solche anfangen seltener zu werden, ziehen sie weiter, und lassen ihre Wohnungen zurück. Wenn sie auf ihrer Wanderschaft nicht länger als etliche Tage an einem Orte zu bleiben gedenken, so lagern sie sich unter freyem Himmel; anstatt des Oberdachs dient ihnen alsdenn das Buschwerk oder das Gras, welches hier zwey Fuß hoch wächst. Auf dem festen Lande sind die Hütten auf der Seite, woher der Wind geht, wohl bedeckt, und das Loch ist allemahl auf der gegen über stehenden Seite befindlich. Auf den Inseln hingegen ist es gerade das Gegentheil; denn da sind die Hütten nach der Seite hin offen, wo der Wind herkommt. Vielleicht ist die Ursache hiervon diese, daß sie das letzte nur in der mildern Jahreszeit, wenn die See ruhig ist, thun; sie schiffen deßwegen, wenn es warm ist, nach den Inseln über, und es ist ihnen des Nachts ein wenig Wind in ihren engen Hütten gar angenehm.

Man kann sich leicht einbilden, daß ihr Hausrath sehr unbedeutend ist. Er besteht in nichts, als in einer Art von länglichen aus Baumrinde gemachten Gefäßen; die beyden äußern Enden dieser Rinde sind jegliche mit einem jungen Weidenreise zugebunden, und diese nicht abgeschnitten, damit sie ihnen zugleich als Handhaben dienen können. Es scheint, daß sie diese Gefäße als Eimer brauchen, um Wasser von der Quelle zu hohlen, die zuweilen weit genug von ihren Hütten ist. Sie haben auch einen einem Netze gleichen Sack, dessen man sich in einigen Gegenden bedient, um allerhand Sachen, die man auf dem Markte gekauft hat, nach Hause zu tragen. Dergleichen Säcke verfertigen sie aus Garn, und knüpfen solches zu dem Ende in lauter Schleifen, die sich in einander schlingen. Diesen Sack hängen sie vermittelst einer daran gebundenen Schnur auf den Rücken. Gemeiniglich führen sie in demselben ein wenig Harz und ein Paar Stückchen Schminkfarbe, etliche Angelhaken und Angelschnuren, ein Paar Muschelschalen, woraus sie ihre Angelhaken verfertigen, etliche wenige Spitzen für Wurfspieße, und ihren übrigen Putz mit sich. Hierin bestehet der ganze irdische Schatz des Reichsten unter ihnen.

Ihr Lebensunterhalt bestehet hauptsächlich in Fischen; doch finden sie zuweilen Mittel, ein Känguruh zu erlegen, oder einen oder den andern Vogel zu tödten, ungeachtet diese letztern so scheu sind, daß sie die Engländer kaum mit der Vogelflinte erreichen konnten. Die einzige Pflanze, die

man als ein wirkliches eigentliches Nahrungs-mittel ansehen kann, ist die Yam-Wurzel, doch essen sie auch verschiedene Baumfrüchte, die wir oben unter den Nebengütern der Inseln genannt haben. Die Fische fangen sie auf folgende Art. Ihre Angelhaken sind sehr sauber gearbeitet. Zum Schildkrötenfange haben sie ein eigenthümliches und besonderes Werkzeug; es ist dieses ein hölzerner Nagel, der ungefähr einen Fuß lang, und mit tüchtigen Widerhaken versehen ist. Zu diesem Nagel gehört ein Stecken, der aus leichtem Holze gemacht, ungefähr so dick, als der Vorderarm am Handgelenke, und sieben bis acht Fuß lang ist; das untere Ende dieses Stocks ist bis auf eine gewisse Tiefe cylinderförmig ausgehöhlet, und in diese Höhlung paßt der vorhin gedachte Nagel, gleichsam wie eine Spindel in die Mutter. Von einer drey bis vier Klafter langen Schnur ist das eine Ende an den Nagel, das andere aber an den Stock gebunden, so daß beyde mit einander zusammen hangen, aber doch jedes für sich wirken kann. Wenn dieses Instrument gebraucht werden soll, so wird der Nagel in den hohlen Theil des Stocks hinein gesteckt. So bald das Thier hiermit getroffen ist, bleibt der Nagel vermittelst des Widerhakens stecken, der Stock aber fährt hinweg, und da er an einer Schnur befestigt ist, so dient er zu einem schwimmenden Anzeiger, wo sie der Schildkröte im Wasser nachspüren können; dieses Holz dient auch dazu, daß das Thier desto mehr ermüdet wird, bis sie es mit ihren Kähnen einhohlen und an das Land ziehen können. Die Angelschnuren sind von un-

verschiedlicher Stärke; die stärksten sind einen halben Zoll dick, die dünnsten aber so fein, als ein Haar; sie werden aus den Fasern einer gewissen Pflanze verfertigt; was es aber für eine Pflanze sey, können wir nicht sagen.

Die Kähne, deren sie sich zu ihrer Fischerey bedienen, sind schlecht und ohne alle Kunst. Am südlichen Theile der Küste bestehen sie aus einem Stücke Baumrinde, das ungefähr zwölf Fuß lang, an den Enden zusammen gebunden, und in gehöriger Weite von einander gehalten wird. So elend und unsicher ein solcher Kahn ist, so wagen sich doch zuweilen drey Personen damit ins Wasser. Im seichten Wasser stoßen sie diesen Nachen mit Stangen fort; wo es aber tiefer ist, da gebrauchen sie flache Ruder; diese sind 18 Zoll lang, und der Bootsmann hält deren in jeder Hand eins; so schlecht indessen diese Kähne immer seyn mögen, so haben sie doch wirkliche Vortheile. Sie gehen z. B. nicht tief im Wasser, und sind sehr leicht; folglich können sie mit denselben bis auf die seichtesten Schlammbänke kommen, und dort nach Bequemlichkeit Schalenfische auflösen, welches der wichtigste Gebrauch ist, den sie davon machen können; zu diesem Behufe dienen sie auch wirklich besser, als irgend ein Fahrzeug in der Welt. Mitten in diesen Kähnen liegt allezeit ein großes Büschel Seegras, und auf demselben ist ein kleines Feuer angezündet, vermuthlich, damit, wenn die Leute auf den Fischfang ausgehen, sie sogleich dasjenige, was sie fangen, zubereiten, und ihren Hunger stillen

können. Gegen Norden zu sind die Kähne schon von besserer Art, und auch von bessern Materialien; sie bestehen dort nicht aus Baumrinde, sondern aus dem Stamme eines Baums, der vielleicht durch Feuer ausgehöhlet wird; sie sind ungefähr vierzehn Fuß lang, aber sehr schmahl, und deßwegen mit einer Seitenrahme versehen, damit sie nicht Gefahr laufen, durch die geringste Welle umgestürzt zu werden. Diese größere Art von Kähnen wird mit langen, flachen Rudern fortgetrieben, die von der gewöhnlichen und gehörigen Größe sind, so, daß der Ruderer mit beyden Händen daran arbeiten muß. Die äußere Seite des Fahrzeugs ist ganz rauh und ungearbeitet, als ob gar kein Werkzeug angesetzt wäre. Doch ist am Ende, nähmlich hinten und vorn, das Holz des ausgehöhlten Stammes an beyden Seiten ein wenig höher gelassen worden, als anderwärts, so, daß der Rand des Kahns dort mehr, als gegen die Mitte zu, hervor ragt, und diese Erhöhung sieht wie das Ende einer Planke aus. Die Seiten sind ziemlich dünn. Die Engländer konnten nicht erfahren, auf welche Art die Indianer die Bäume fällen, und zu Kähnen bearbeiten. Die einzigen Werkzeuge, die sie bey ihnen sahen, waren ein aus einem Steine sehr schlecht verfertigtes Beil, einige kleine Stücke Steine, in Gestalt eines Keils, ein hölzerner Hammer, und etliche Stücke Korallen. Mit solchen Werkzeugen einen Kahn zu verfertigen, ist eine äußerst beschwerliche Sache, und kommt uns Europäern, die wir an das Metall gewöhnt sind, beynahe ganz unmöglich vor. Anhaltender

Fleiß überwindet indessen alle Schwierigkeit. Mehr als vier Personen kann ein solcher Nachen nicht tragen. Mit diesen Kähnen fahren sie auf den Fischfang aus. Sie fahren damit zuweilen bis in die Brandung hinein, und treffen die Fische entweder mit einer langen Picke, oder einem Speere, oder fangen sie mit Angeln. Von der Fischerey mit Netzen wissen sie nichts; außerdem finden sie auch Fische in den Höhlen der Steinklippen und auf den Bänken, die bey halber Ebbe über das Wasser heraus ragen, wo sie sie ohne Mühe von dem trockenen Boden auflesen.

Die andere Art von Lebensmitteln, deren sich die Neuholländer aus dem Thierreiche bedienen, sind, außer dem Hundsfleische, das Känguruh, und einige Vögel. Wie diese Indianer Jagd auf diese Thiere machen mögen, davon haben die Engländer keine Gelegenheit gehabt, etwas Genaues zu erfahren, sondern sie begnügen sich nur mit Muthmaßungen. Wir haben oben bemerkt, daß an einigen ihrer hohen Bäume Stufen eingeschnitten sind; dieses geschieht vermuthlich deßwegen, damit sie desto besser hinauf steigen können. Wahrscheinlicher Weise klettern sie damit bis nahe an den Gipfel, und lauern dort, bis ein oder das andere Thier nahe genug kommt, um es durch einen Wurf mit der Lanze treffen zu können. Vielleicht fangen sie auf eben solchen Standorten die Vögel, wenn sie sich des Abends auf die Bäume setzen, und darauf übernachten.

Allem Ansehen nach essen sie keine Art von Fleisch roh; weil sie aber keine Gefäße haben, worin man Wasser sieden kann, so rösten sie entweder ihr Fleisch auf Kohlen, oder backen es vermittelst heiß gemachter Steine in einem Ofen auf eben die Art, wie die Einwohner der Südsee-Inseln zu thun pflegen. Ob sie eine Pflanze kennen, die eine berauschende Kraft hat, wissen wir nicht; indessen haben doch die Engländer bemerkt, daß viele von ihnen eine Art von Blättern beständig im Munde halten, so wie die Ostindianer den Bethel zu käuen pflegen. Die Pflanze, die sie zu dieser Absicht brauchen, haben die Engländer sonst nirgends gefunden, wissen also auch nicht, was es für ein Pflanze sey; so viel aber bemerkten sie doch, daß sie nicht färbte.

Die Einwohner wissen in der Geschwindigkeit Feuer hervor zu bringen, und es auf die bewundernswürdigste Art schnell auszubreiten. Um es anzuzünden, nehmen sie zwey Stücke dürres weiches Holz; das eine ist ein Stecken, ungefähr acht bis neun Zoll lang, das andere Stück ist flach. Dem Stecken geben sie an einem Ende eine stumpfe Spitze, stellen ihn alsdenn mit dieser Spitze auf das andere Stück, und querlen ihn so, wie einen Chocolate-Querl, zwischen beyden Händen geschwinde herum; sie fahren damit an dem Stecken mit den Händen auf und nieder, um die Gewalt des Drucks und des Zusammenreibens desto mehr zu befördern. Auf diese Art fängt das Holz in weniger als zwey Minuten an zu glimmen, und alsdenn ist ihnen der kleinste Funke

schon genug, weil sie das Feuer sehr geschickt und geschwinde zu vergrößern wissen. Den aufgefangenen Funken nehmen sie, und wickeln ihn in eine Hand voll dürres Gras, und fangen an zu laufen. Wenn sie eine Strecke gelaufen sind, wird der Funke durch die Bewegung der Luft, welche das Laufen hervor gebracht hat, angefacht; alsdenn bücken sie sich einen Augenblick, legen das Gras da nieder, wo sie Feuer haben wollen, wickeln hurtig einen andern Funken in einen andern Büschel Gras, und rennen, wie zuvor, weiter fort, da denn überall, wo sie sich nieder gebückt haben, das Feuer zu lodern anfängt. Auf diese Art brachten sie einst eine ganze Ebene in Brand, wodurch den Engländern großer Schaden zugefügt wurde. Das dürre Gras, womit das ganze Erdreich bedeckt ist, erleichtert dieses ungemein. Sie brauchen dieses auch als ein Mittel, das Kängurnh dahin zu scheuchen, wo sie es hin haben wollen; denn dieses Thier ist außerordentlich feuerscheu.

Man erlaube uns bey dieser Gelegenheit eine kleine Ausschweifung beyzufügen. Es ist vielleicht in der ganzen Geschichte von dem Wachsthume und dem Zunehmen der menschlichen Kenntniß nichts so Außerordentliches, als die Erfindung und der Gebrauch des Feuers. Es ist wahr, wir bedienen uns eines überaus leichten Mittels, mit Stahl Feuer aus einem Feuersteine zu schlagen, und den Funken in einem Zunder aufzufangen. Es scheint auch, die Natur habe dem Menschen die Entdeckung dieses Kunststücks überaus leicht

gemacht, da kaum jemand seyn wird, der nicht wahrgenommen haben sollte, daß Funken aus gewissen Steinen springen, wenn sie an eine gewisse harte Materie geschlagen werden. Diese Funken fallen zur Nachtzeit einem jeden in die Augen; und dieß konnte bey jemanden vielleicht den ersten Gedanken vom Feuerschlagen erregt haben. Allein das wichtigste war noch zurück, diesen Feuerfunken aufzufangen. Ein Glücksfall brachte vielleicht jemanden auf den Einfall, das getrocknete Mark mancher Bäume dazu zu gebrauchen. Wenn die Alten von dem Prometheus sagen, er habe dem Himmel sein Feuer geraubt, so bestand die Wahrheit, die unter dieser Fabel lag, in Erfindung eines Zunders, der den kaum eine Secunde lang sichtbaren Funken fesselte. So erzählt uns wenigstens Plinius die Sache; vor dem Prometheus hatte schon jemand, dessen Nahme aber verlohren gegangen ist, die Kunst, Feuer durch Schlagen aus den Steinen heraus zu bringen, erfunden; das große Verdienst des Prometheus bestand darin, daß er ein Gewächs, welches die Lateiner Ferula nennen, als einen Zunder anwendete, und den Funken der Erde dienstbar machte. Wir wollen uns einmahl in die Zeiten setzen, wo noch kein Mittel erfunden war, Feuer durch Reiben oder Schlagen hervor zu bringen. Vielleicht zündete die Natur selbst, entweder durch Blitz, oder durch einen feuerspeyenden Berg, ein Feuer an. Wie erschrocken mußten nicht die ersten Entdecker desselben bey den Wirkungen seyn, die das Feuer hervor brachte! wie fremde und unbegreiflich mußte ihnen dieses vor-

kommen! Es mußte ihnen nothwendig ein Feind des Lebens und der Natur zu seyn scheinen, da sie sahen, daß es alles, was seines Gefühls, oder einer Auflösung fähig war, zerstörte. In Rücksicht dessen ist es schwer zu begreifen, was die ersten Entdecker des Feuers, die es durch einen Zufall entstehen und auch wieder aufhören sahen, bewogen haben mag, es von neuem und vorsetzlich hervor zu bringen; um so viel mehr, da die ersten körperlichen Empfindungen, die es auf sie bewirkt haben mag, nicht anders, als schmerzhaft gewesen seyn können; denn es ist nicht wahrscheinlich, daß derjenige, welcher zum ersten Mahle Feuer sah, sich demselben mit so vieler Behutsamkeit wird genähert haben, als ein anderer, der schon mit den Wirkungen desselben bekannt ist; der letztere kommt demselben nur nahe genug, um eine angenehme Empfindung seiner erwärmenden Kraft zu empfangen, da hingegen Neugierde und Unwissenheit den ersten so nahe hinzu treibt, daß er sich verbrennt; eine Beobachtung, die wir noch täglich bey kleinen Kindern zu machen pflegen. Es wäre daher sehr natürlich zu vermuthen, daß der neugierige Wilde, der zuerst die Erfahrung machte, daß das Feuer brenne, durch Beschreibung seines erlittenen Schmerzens allen seinen Mitbrüdern einen unauslöschlichen Haß gegen dieses Element beygebracht haben möchte. Allein häufige Erfahrungen, und vielleicht auch Zufall brachte endlich die Menschen auf den Gedanken, die vortheilhaften Wirkungen des Feuers zu bemerken. Dennoch bleibt es immer eine große Lücke in der

Geschichte des Menschen, wie die Leute darauf mögen gefallen seyn, vermittelst desselben Speisen zu bereiten, da man doch vor der Erfindung desselben lange gewohnt gewesen seyn muß, Nahrungsmittel roh zu essen; und wer die Macht der Gewohnheit kennt, wird es gewiß ganz sonderbar finden, daß sie auf diesen Gedanken, selbst durch das Feuer gekochte Speisen zu bereiten, gefallen sind.

Genug, man sah nunmehr das Feuer als eine nöthige und unentbehrliche Sache an, und es blieb nun nichts mehr übrig, als Mittel ausfindig zu machen, wie man dasselbe, so oft man es nöthig hatte, bekommen könnte. Man suchte also, das Feuer, welches die Natur angezündet hatte, durch Hinzulegen frisches Holzes zu verewigen. Dieß konnte auf eine zweyfache Art geschehen. Die eine war kostbar und unsicher, wenn der einzeln wohnende Hausvater auf seinem Herde das Feuer unterhielt, oder wo mehrere Nachbarn beysammen wohnten, einer bey dem andern sein Feuer von neuem anzündete, da es nicht wahrscheinlich war, daß solches bey allen auslöschen würde. Die andere Art war, wenn ein ganzes Volk, oder eine ganze Stadt ein ewiges Feuer unterhielt, von dem jeder das seinige ansteckte. Es wurden hierbey Wächter bestellt, die genau darauf Acht geben mußten, daß es niemahls verlöschte; und um dieses desto besser in Ordnung zu halten, so verband man es mit der Religion. Daher finden wir auch bey den ältesten Völkern den Feuerdienst. Die Vesta der alten

Griechen und Römer, die Feuertempel der Perser mögen vielleicht hierin ihren ersten Ursprung gefunden haben. Endlich fiel man selbst auf Mittel, durch Reiben und Schlagen Feuer hervor zu bringen.

Die Beobachtungen, welche wir über die Wilden machen, die wir jetzt noch in der Welt antreffen, geben uns einen Schlüssel zu der Kenntniß der alten Welt. Es ist merkwürdig, daß die Einwohner des Feuerlandes das Feuer durch das Aneinanderschlagen hervor bringen, hingegen die Bewohner von Neuholland und Neuseeland und anderen Gegenden solches durch das Reiben zweyer brennbaren Substanzen anzünden. Sollte dieses nicht eine wahrscheinliche Vermuthung veranlassen, daß dieses Mittel, es hervor zu bringen, eine Beziehung darauf haben müsse, wie der Zufall das Feuer den Bewohnern der heißen oder kalten Ländern zuerst bekannt gemacht habe? Die wilden Einwohner sehr kalter Länder, welche gemeiniglich arm und unwissend, und deren Beschäftigungen sehr einfach sind, wissen wohl schwerlich etwas von einer Handarbeit und Kunst, wobey man sich eine so heftige Friction denken könnte, daß das Feuer vermittelst derselben entstanden wäre; aber in heißen Erdstrichen, wo alle Körper warm, trocken, und mit brennbarer Materie und elementarischem Feuer so sehr geschwängert sind, daß sie das geringste Reiben in Brand setzen kann, ist dieses gar wohl möglich. Vermuthlich ist also das Feuer in kalten Ländern durch das heftige Aneinanderschlagen zweyer har=

ten metallischen Substanzen zuerst entstanden, und die Einwohner bedienen sich noch jetzt eben dieses Mittels, wenn sie Feuer hervor bringen wollen. In warmen Ländern hingegen, wo sich brennbare Materien durch Reiben leicht entzünden, ist es wahrscheinlich, daß daß Feuer auf diese Art zuerst entstanden sey, und daß nachher die Kunst zur Hervorbringung dieses Endzwecks sich eben dieses vom Zufalle gelehrten Mittels bedient habe. Gleichwohl finden wir auch heut zu Tage Erscheinungen, die den vorigen Beobachtungen entgegen sind. In vielen heißen Ländern bekommt man das Feuer durch Aneinanderschlagen, und in vielen sehr kalten Ländern durch Reiben. Wollte man die Untersuchungen weiter treiben, so würde man vielleicht auf eine Spur kommen, daß die Verwechselung der Gewohnheiten aus der gegenseitigen Gemeinschaft kalter und warmer Himmelsstriche herkomme, und daß eine Völkerschaft den Gebrauch der andern angenommen habe. Wenigstens haben wir von dem Reiben weit ältere Beyspiele, als von dem Schlagen; es kann daher leicht gekommen seyn, daß kalte Länder solches von warmen gelernt haben, und als diese gewahr wurden, daß dasjenige, was sie bisher durch die Friction erhalten hatten, durch das Schlagen viel geschwinder erfolge, ihre alte Art verlassen, und dagegen das Feuerschlagen angenommen haben.

Nach dieser kleinen Digression kommen wir nun wieder auf unsre Neuholländer, und wollen nun auch die übrigen Stücke ihrer häuslichen

Einrichtung untersuchen. Nach der Wohnung und dem Essen bekümmern sich die Menschen zunächst um die Kleidung. Aus dem, was wir aus den beyden ersten Stücken gesagt haben, wird man leicht den Schluß machen können, daß sie auch in diesem Stücke noch weit in der Cultur zurück sind. Und so verhält es sich auch in der That. Beyde Geschlechter gehen ganz nackend, und es kommt ihnen dieses so wenig unanständig vor, als es uns vorkommt, daß wir die Hände und das Gesicht unbedeckt tragen. Anstatt der Kleider wollen wir also vielmehr die Bildung ihres Körpers beschreiben. Die Männer sind hier von mittlerer Größe, überhaupt wohlgebildet, von schön gebauten Gliedern, und ungemein stark, munter und hurtig. Ihrer Gesichtsbildung fehlt es nicht ganz an Ausdruck; ihre Stimme ist besonders sanft, und fast unmännlich fein. Sie sehen am ganzen Leibe so unsauber aus, als ob sie von oben bis unten mit Schmutz überzogen wären, daher man auch die natürliche Farbe ihrer Haut nicht ausfindig machen kann. Die Engländer stellten allerhand Versuche an, auf den Grund zu kommen; sie tauchten die Finger in das Wasser, und fingen an, ihnen die Haut zu reiben, um, wo möglich, die Schmutzrinde wegzunehmen; aber es half nichts. Der Schmutz macht sie so schwarz als die Negern; und alles, was man von ihrer eigenthümlichen Farbe hat erkennen können, ist, daß die Haut ursprünglich von einer so genannten Chocolatefarbe seyn muß. Ihre Gesichtsbildung ist gar nicht unangenehm; sie haben weder glatte, eingedrückte,

noch dick aufgeworfene Lippen. Ihre Zähne sind weiß und eben, und ihr Haar von Natur schwarz und lang; sie pflegen es aber durchgehends kurz zu tragen. Gemeiniglich ist es gerade, und nur ein klein wenig kraus; es ist durchgehends klebrig und schmutzig, obgleich ohne alles Öhl und Salbe; doch haben sie, welches in der That zu verwundern ist, kein Ungeziefer. Ihre Bärte sind von eben der Farbe, als ihre Haare, dabey buschig und stark; sie lassen sie aber nicht lang wachsen. Da sie kein schneidendes Werkzeug haben, so ist zu vermuthen, daß, wenn sie sich die Haare abkürzen wollen, sie solche abbrennen: allein, es ist nicht bloß zu vermuthen, sondern es ist mehr als wahrscheinlich. Die Engländer sahen einst daselbst einen Mann, der einen etwas längern Bart hatte, als seine Mitgesellen; als sie ihn am folgenden Tage wieder sahen, so bemerkten sie, daß sein Bart etwas kürzer war, als zuvor, und bey genauerer Untersuchung fand sich, daß er abgesengt war.

Ihr vornehmster Putz bestehet in einem Knochen, den sie in den Knorpel stecken, welcher beyde Nasenlöcher voneinander scheidet, und den sie zu dem Ende durchbohren. Wie dieser Gebrauch bey ihnen entstanden seyn mag, und was für ein verdorbener Geschmack sie hat verleiten können, dieß für einen Zierath zu halten, oder was sie ursprünglich, ehe sie dergleichen getragen, oder andere tragen gesehen hatten, bewogen haben mag, sich dem Schmerzen und der Unbequemlichkeit zu unterwerfen, die nothwen-

dig mit dieser Mode verbunden seyn muß, das wird man mit aller Scharfsinnigkeit nicht errathen können. Dieser Knochen ist übrigens eines guten Fingers dick, und fünf bis sechs Zoll lang; er reicht ihnen folglich quer über das ganze Gesicht, und verstopft beyde Nasenlöcher dermaßen, daß sie den Mund weit aufgesperrt halten müssen, um Athem zu schöpfen, und wenn sie reden wollen, so ist ihre Sprache aus eben diesem Grunde so undeutlich, daß sie einander selbst nicht verstehen können. Er sieht auch wirklich so seltsam aus, daß, ehe man diesen Anblick gewohnt wird, man Mühe hat, sich des Lachens zu enthalten. Außer diesem Zierath der Nase tragen sie auch Halsbänder, die aus artig geschnittenen und in einander gereiheten Muscheln bestehen; ingleichen Armbänder von kleinen Schnüren, die drey bis viermahl um den Obertheil des Arms gewunden werden; auch tragen sie eine aus Menschenhaaren zusammen geflochtene Schnur, die ungefähr so dick als ein Zwirnsfaden ist, um den Unterleib gebunden. Einige schmücken sich auch mit Brustbändern von Muscheln, die vom Nacken quer über die Brust herab hangen. Der Schmutz, welcher diesen Leuten gleichsam zur Kleidung dient, ist aber dennoch nicht ihre einzige Bedeckung; denn sie bemahlen sich mit weiß und rother Farbe; von der rothen pflegen sie große Flecken auf die Schultern und Brust zu schmieren, und die weiße tragen sie in schmahlen und breiten Streifen auf; die letzten laufen über die Arme und Beine, die breiten aber über den Leib hinab, und sind ganz ohne Geschmack

gezeichnet. Von der weißen Farbe legen sie sich auch einige Schönfleckchen auf das Gesicht, und ziehen um jedes Auge einen Kreis davon herum. Das Rothe scheint Bergroth zu seyn, das Weiße aber sieht aus, als ob es lauter nahe bey einander liegende Körner wären; übrigens ist diese Farbe seifenartig anzufühlen, und fast so schwer als Bleyweiß. Sie haben auch Löcher in den Ohren; man sieht aber nicht, daß sie Ohrengehänge tragen. Diesen Putz halten sie so hoch, daß sie schlechterdings nichts davon weggeben wollten, ob ihnen gleich die Engländer Korallen, Bänder, und andere Dinge, welche doch sonst den Wilden angenehm sind, dafür anbothen. Sie nahmen solche zwar an; da aber die Engländer etwas von dem ihrigen dagegen haben wollten, so waren sie nicht dazu zu bringen; sie hatten nicht den geringsten Begriff von dem, was man einen Tausch oder einen Handel nennt. Nur das Ihrige hatte in ihren Augen einigen Werth, alles andere verachteten sie mit der größten Gleichgültigkeit; daher auch die Engländer alles, was sie ihnen geschenkt hatten, nachher in den Wäldern zerstreuet antrafen, wo sie es mit der größten Sorglosigkeit eines Kindes hingeworfen hatten. Ein Engländer schenkte einst einem Indianer ein Stück von einem alten Hemde; dieser aber wußte nicht, was er damit anfangen sollte, sondern band es, anstatt einen Theil des Leibes damit zu bedecken, als einen Turban um den Kopf.

Diese Nation scheint zwar nicht kriegerisch,

sondern mehr feige und zaghaft zu seyn; daß aber der Krieg nicht ganz unbekannt in diesen Ländern sey, ist aus ihren Waffen abzunehmen. Diese bestehen aus Spießen und Lanzen von verschiedener Art. Einige auf der südlichen Küste haben vier Zinken, deren jede mit einer Spitze von Knochen, und diese noch über dieß mit Widerhaken versehen war; die Spitzen überziehen sie mit einem harten Harze, wodurch solche nicht nur glänzend, sondern auch sehr glatt werden, und vermöge dieser letzten Eigenschaft dringen sie tiefer und unaufhaltbarer in den Gegenstand, den sie treffen. In den nördlichen Gegenden der Küste hat die Lanze nur eine Spitze; der Schaft bestehet aus einem Rohr, oder aus dem Stängel einer Pflanze, der gleich den Binsen sehr gerade und leicht ist. Ein solcher Schaft ist acht bis vierzehn Fuß lang, doch besteht er nicht aus einem einzigen Stücke, sondern ist aus mehrern Absätzen zusammen gefügt, wovon einer in den andern hinein gesteckt, und dann beyde zusammen fest gebunden werden. Die Spitzen, mit welchen er hernach am vordern Ende versehen wird, sind von verschiedener Art, bald aus einem harten, schweren Holze, bald aus Fischgräten gemacht. Bey einigen dient der Stachel des Stechrochens statt der Spitze, und zu diesem Behufe suchen sie jederzeit die größten Stacheln aus, die sie nur bekommen können; anstatt der Widerhaken pflegen diese Stacheln mit verschiedenen kleinen Gräten verbunden zu seyn, die rückwärts in entgegen stehender Richtung daran befestigt sind. Die zweyte Art Spitzen, die aus

Holz verfertigt sind, pflegen bisweilen auch mit Widerhaken versehen zu seyn; zu diesem Ende stecken sie anstatt der Gräten scharfe Stücke von zerbrochenen Muschelschalen hinein, und füllen die Fugen mit Harz aus. Eine mit dergleichen Widerhaken versehene Lanze ist in der That ein fürchterliches Gewehr; denn wenn sie einmahl eingedrungen ist, so kann man sie nicht wieder aus der Wunde bringen, ohne das Fleisch mit hinweg zu reissen, oder die scharfen schroffen Splitter der Gräte oder der Muschelschale, die den Widerhaken ausmacht, bleiben gar in dem Körper zurück. Diese Waffen wissen sie mit ungemeiner Geschicklichkeit zu werfen. Wenn sie nur auf dreyßig bis sechzig Fuß weit damit treffen wollen, so werfen sie solche aus freyer Hand; sollen sie aber bis auf 120 bis 150 Fuß weit tragen, so werfen sie dieselben vermittelst eines Instruments ab, das man etwa einen Wurfstock nennen könnte. Dieses ist ein ebener gerader Stecken, aus einem röthlichen harten Holz verfertigt, ungemein schön geglättet, ungefähr zwey Zoll breit, einen halben Zoll dick, und drey Fuß lang; an dem einem Ende ist ein kleiner Haken, am andern Ende aber ein drey bis vier Zoll langes Querholz befindlich. Der am vordern Ende befindliche Haken greift in eine kleine Fuge oder Rinne ein, die zu diesem Behufe am Schaft der Lanze, nicht weit von der Spitze eingeschnitten ist, aus welcher er auf den geringsten Stoß leicht hinaus fährt; wenn die Lanze der Länge nach auf diese Maschine gelegt, und durch den Haken oder Knopf in der erforderli-

chen Richtung fest gemacht ist, so hält derjenige, der sie werfen will, dieselbe über seine Schulter, schüttelt sie, und wirft sowohl den Wurfstock, als die Lanze aus allen Kräften; da aber der Stock vermittelst des Querholzes, welches wider die Schulter fährt, durch einen plötzlichen Stoß aufgehalten wird, so fährt die Lanze mit unglaublicher Geschwindigkeit fort, und so gerade auf das Ziel hin, daß sie auf 150 Schuh weit ungleich zuverlässiger damit treffen, als wir mit einer Kugel zu thun im Stande sind. Außer diesen Waffen haben die Engländer keine anderen in der Nähe gesehen; einige aber wollen in einer gewissen Weite auch Pfeile und Bogen gesehen haben, welches sie aber nicht mit Gewißheit sagen können. Als Schutzwaffen führen sie einen Schild, der länglich und ungefähr drey Fuß lang, achtzehn Zoll breit, und aus der Rinde eines Baums verfertigt ist. Die Engländer bekamen einen solchen Schild, und fanden, daß er in der Mitte durch eine einfache Lanzenspitze war durchbohrt worden. Dergleichen Schilde müssen unter den Einwohnern häufig gebraucht werden; denn obgleich die Engländer keinen als diesen zu Gesichte bekamen, so fanden sie doch viele Bäume, an welchen solche Stücke an der Rinde fehlten, als zu einem dergleichen Schild der Form nach gehörten; denn aus der Form kann man leicht urtheilen, ob die Rinde zu einem Schilde, oder zu einem Wassergefäße abgeschälet ist. Auch findet man hier und da die ganze Form des Schildes in der Rinde wirklich ausgeschnitten; aber noch nicht von den Bäumen

abgelöset, sondern sie war nur rings um den Rand des Schildes ein wenig aufgehoben, und wurde durch dazwischen hinein getriebene Keile in dieser Lage erhalten. Vielleicht thun sie dieses deßwegen, weil sie bemerkt haben, daß die Baumrinde desto dicker und stärker wächst, wenn man ein Stück davon rings umher ausschneidet, und sie in diesem Zustande eine Zeit lang am Baume sitzen läßt. Hieraus ist nun hinlänglich zu schliessen, daß sie wirklich Krieg unter einander führen müssen; denn wenn man annehmen wollte, daß die Lanzen bloß zum Fischfange gebraucht würden, so kann doch der Schild zu nichts anderm, als zum Schutz gegen den Angriff eines Feindes dienen.

Es ist nun weiter nichts mehr, als etwas von der Sprache der Neuholländer zu sagen übrig. Diese ist hier rauher, als auf den Inseln in der Südsee. Die Engländer waren nicht lange genug hier, um uns einen umständlichen Begriff davon zu machen. Durch den Umgang haben sie einige Wörter gelernt; und um diese zu erfahren, haben sie sich folgendes Mittels bedient. Wenn sie z. B. wissen wollten, wie die Neuholländer einen Stein nannten, so hoben sie einen Stein auf, und gaben den Eingebornen durch Zeichen, so gut sie konnten, zu verstehen, daß sie wünschten, sie möchten denselben nennen; das Wort, welches sie sprachen, schrieben sie auf der Stelle nach. Dieses Mittel war zwar freylich unter diesen Umständen das beste, aber doch bey weitem nicht sicher, und die Engländer

konnten dabey in manchen Irrthum gerathen; um diesen nun so viel, als möglich war, zu vermeiden, so wiederhohlten sie dieses mehrmahls an verschiedenen Orten, und bey verschiedenen Personen, und verglichen es alsdenn mit einander. Diejenigen Worte, welche beständig einerley waren, und eines jeden Aussage nach eine Sache bedeuteten, wurden für ächt erklärt. Durch dieses Mittel machten sie sich ein kleines Wörterbuch von denjenigen Sachen, die ihnen unter das Gesicht kamen. Von der übrigen Beschaffenheit dieser Sprache wissen wir nichts.

Zugabe.

Wir haben oben im dritten Bande die Sitten der Nordamerikaner geschildert. Seit dieser Zeit ist eine neuere Beschreibung von diesem Theile der Welt erschienen, und setzt uns nun in den Stand, jene Nachrichten theils zu bestätigen, theils zu verbessern. Johann Carver reiste im Jahre 1766 von Boston aus, und besuchte die innern Theile von Nordamerika. Er durchreiste das Land der Ottowaer, Winnebagaer, Sakier, Ottaganier am Missisippi-Flusse, Ottagamier, und Nadoweßier. Wir übergehen dasjenige, womit er die Erdbeschreibung dieses Landes bereichert hat, und liefern hier nur seine Beobachtungen, die er überhaupt über die Sitten, Gebräuche und Meinungen der Indianer gemacht hat.

Seiner Beobachtung nach scheint es nicht, daß die Indianischen Völkerschaften an Gestalt, Farbe oder Leibesbeschaffenheit so sehr von einander abgehen, als einige Schriftsteller behaupten. Sie sind größten Theils schlank, etwas groß und gut gewachsen. Man trifft selten mißgewachsene unter ihnen an. Ihre Haut hat eine

röthliche Kupferfarbe. Ihre Augen sind groß und schwarz, und ihr Haar hat dieselbe Farbe, doch ist es nur selten kraus. Sie haben gute Zähne, und ihr Athem riecht so gut, als die Luft, die sie einathmen. Ihre Wangenknochen stehen etwas hervor, doch mehr bey den Weibern, als bey den Männern. Die Frauenzimmer sind nicht völlig so groß, als die Europäischen, aber man trifft häufig gute Gesichter und einen hübschen Wuchs bey ihnen an, ungeachtet sie leichter fett werden, als das andere Geschlecht. Ich werde mich auf keine weitläufige Untersuchung einlassen, ob die Indianer die Farbe ihrer Haut der Natur, der Kunst oder dem Himmelsstriche, unter welchem sie leben, zu danken haben. Mir scheint es zwar glaublich, daß sie diese Farbe ursprünglich von der Natur erhalten haben, allein ich wage es nicht, zu entscheiden, zu welcher Zeit sich die Veränderung eräugne, die man jetzt in der Farbe und den Zügen so vieler Nationen antrifft, wenn der Europäer seine Weisse, der Afrikaner seine Achatschwärze, und der Amerikaner seine Kupferfarbe erhielt, oder welche die erste Farbe der Menschen war, und welche den höchsten Grad der Vollkommenheit besitze. Viele Schriftsteller behaupten, daß die Indianer selbst in ihren reifsten Jahren bloß Haare auf dem Kopfe haben, und daß, ungeachtet der Menge, womit dieser Theil bedeckt ist, alle übrigen Theile, wo man sie bey den Europäern antrifft, völlig davon frey bleiben. Selbst Doctor Robertson hat sich durch ihre falschen Vorstellungen verleiten lassen, diesen Irr-

thum weiter zu verbreiten, und da er von der Richtigkeit der Beobachtung überzeugt zu seyn glaubte, verschiedene Folgerungen in Absicht ihrer körperlichen Stärke und Gesundheit daraus hergeleitet, deren Ungrund sich aber jetzt von selbst zeigt. Denn man kann sicher behaupten, da man sich durch genaue Untersuchungen und Augenzeugen davon überzeuget hat, daß alle Behauptungen dieser Schriftsteller in diesem Stücke falsch sind, und von dem Mangel einer völligen Kenntniß der Gebräuche der Indianer herrühren. In dem männlichen Alter werden die Körper der Indianer, wenn man sie der Natur überläßt, eben so gut mit Haaren bedeckt, als bey den Europäern. Die Männer glauben aber, daß ein Bart sehr verunstalte, und wenden daher viele Mühe an, sich davon zu befreyen, und man wird nicht leicht Spuren davon bey ihnen antreffen, ausgenommen bey alten Leuten, die sich um den Putz nicht sehr mehr bekümmern, Eben so halten sie jeden andern Auswuchs von Haaren auf ihrem Körper für häßlich, und beyde Geschlechter wenden viele Zeit auf die Ausrottung desselben.

Die Nadoweßier und die übrigen entfernten Nationen reissen es mit krum gebogenen Stücken von hartem Holze aus. Die Indianer hingegen, die Gemeinschaft mit den Europäern haben, schaffen sich Drath von ihnen an, und machen daraus eine Art von Schraubengang oder Wurm, den sie irgend wo an den Leib setzen. Sie drücken die Ringe darauf zusammen, und reissen mit ei-

nem plötzlichen Zuge alles Haar aus, daß sie dazwischen gefaßt haben.

Die Mannspersonen bey allen Indianischen Völkerschaften unterscheiden sich durch ihren Anzug nur wenig von einander, diejenigen ausgenommen, die mit den Europäern handeln, und ihr Pelzwerk gegen Decken, Hemden, und andere Zeuge vertauschen, deren sie sich so wohl zum Putze, als zur nothwendigen Kleidung bedienen. Sie binden ungefähr ein drey Viertelellen breites Tuch mit einem Gürtel um die Mitte des Körpers, und die, welche Hemden tragen, binden sie so wenig um das Handgelenke, als um den Hals zu, weil ihnen dieß eine unerträgliche Einschränkung seyn würde. Sie werfen ihre Decke bloß über die Schultern, und halten die obere Seite davon bey den beyden Zipfeln, dabey tragen sie ein Messer in einer Hand, und eine Pfeiffe, einen Tobaksbeutel, u. d. m. in der andern, und so gehen sie in ihren Dörfern oder Lagern herum. Bey ihrem Tanze tragen sie selten Decken. Diejenigen unter den Mannspersonen, die sich ein jugendlicheres Ansehen geben wollen, reissen sich alle Haare aus dem Kopfe, oben auf dem Scheitel ausgenommen, der ungefähr wie ein Gulden groß bedeckt ist, und den sie ziemlich lang auswachsen lassen. An diesen Zopf hängen sie Federn von verschiedenen Federn auf kleine Stäbe von Elfenbein und Silber. Diese Art, das Haar zu schneiden und zu verzieren, unterscheidet verschiedene Nationen von einander. Sie bemahlen ihr

Gesicht schwarz und roth, und glauben, daß ihnen dieß sehr schön stehe. Sie bemahlen sich auch sonst noch, wenn sie in den Krieg ziehen, doch bemahlen sie sich alsdenn auf eine andere Art, als wenn sie es bloß zur Zierde thun. Die jungen Indianer spalten sich den äußern Rand von beyden Ohren, wenn sie ihre Gefährten an Putz übertreffen wollen, doch nehmen sie sich sehr in Acht, ihn nicht ganz wegzuschneiden, sondern lassen das Fleisch an beyden Enden festsitzen, und durchschneiden nur die dazwischen liegenden Theile. Um diesen abgesteckten Knorpel wickeln sie von oben bis unten Messingdrath, bis das Gewicht davon den getrennten Rand in einen Bogen zieht, der fünf bis sechs Zoll im Durchmesser hat, und bis auf die Schultern herab hangt. Diese Zierde wird für sehr hübsch und anständig gehalten. Es ist ebenfalls eine ziemlich gemeine Gewohnheit bey ihnen, sich die Nase zu durchbohren, um verschiedene Arten Gehänge darin zu tragen. Man bemerkt, daß Seemuscheln in den inländischen Gegenden häufig getragen, und für eine große Zierde gehalten werden, allein man kann nicht erfahren, wo sie sie her bekommen. Vielleicht erhalten sie dieselben durch den Handel mit Nationen, die näher bey der See wohnen. Sie bedecken ihre Schenkel gar nicht; wenn man das Tuch um den Mittelleib ausnimmt, das bis auf die Hälfte der Schenkel herab hangt. Für die Beine machen sie eine Art Strümpfe aus Fellen oder Tuch, die sehr enge sind. Sie lassen den Rand des Zeuges, woraus sie gemacht sind, an der Nath sitzen,

und ungefähr eine Hand breit los hangen; und dieser Theil, der an der Außenseite des Beins sich befindet, wird bey den Indianern, die mit den Europäern handeln, gewöhnlich mit Band oder Spitzen, wenn die Strümpfe von Tuch sind, und wenn sie von Leder sind, mit Stickerey und bunt gefärbten Stacheln von Stachelschweinen ausgeziert. Fremde, die unter den Indianern in solchen Gegenden auf die Jagd gehen, wo es viel Schnee gibt, finden diese Strümpfe weit bequemer, als andere Strümpfe. Ihre Schuhe machen sie aus Reh- Elendthier- oder Büffelhäuten. Zuweilen sind sie auf Europäische Art zubereitet, und zuweilen lassen sie das Haar darauf sitzen, wenn sie Schuhe daraus zuschneiden, die leicht sitzen und sehr bequem zum gehen sind. Der Rand um den Knöcheln ist mit Stücken von Messing oder Zinn ausgeziert, die an ledernen ungefähr einen Zoll langen Schnüren hangen, und die, wenn sie dicht an einander sitzen, eben kein unangenehmes Geräusch machen, wenn sie gehen oder tanzen.

Die Frauenspersonen tragen eine Art von Bedeckung, die vom Halse bis auf die Knie herunter geht. Bey den Indianern, die mit Europäern handeln, tragen sie eine Art von leinenen Hemden, so wie die Männer, und wovon die Enden über den Rock herab hangen. Sonst machen sie sich, wenn sie sich noch nach der alten Mode tragen, eine Art von ledernen Hemden, das bloß den Körper, aber nicht die Arme bedeckt. Ihre Röcke sind entweder von Leder oder

Tuch, und reichen von den Hüften bis an die Knie. An ihren Füßen tragen sie Strümpfe und Schuhe, die eben so gemacht und ausgeziert sind, als bey den Mannspersonen. Sie unterscheiden sich von einander in der Art ihren Kopf aufzuputzen, da eine jede der Gewohnheit folgt, die bey der Nation oder dem Stamme, wozu sie gehört, üblich ist, und sie haben noch die nähmliche Mode, die bey ihren Vorfahren vor undenklichen Zeiten herrschte. Man bemerkt, daß die meisten Frauenspersonen auf der Ostseite des Missisippi ihre Haare entweder in Bänder einflechten, oder zwischen Platten von Silber binden; doch thun dieß Letztere, da es sehr kostbar ist, nur Frauenspersonen von Stande. Das Silber, das sie dazu gebrauchen, wird in dünne Platten geschlagen, die ungefähr vier Zoll breit sind, und wovon sie verschiedene brauchen, ihre Haare einzuwickeln. Die Platte, die zunächst am Kopfe sitzt, hat eine beträchtliche Größe, die zweyte ist etwas schmähler, und geht zum Theil unter die erste hinunter, und auf diese Art befestigen sie sie in einander, und machen sie immer enger bis tief auf den Rücken herab. Da das Haar der Indianer immer gewöhnlich sehr lang ist, so wird diese Mode dadurch sehr kostbar. Die Frauenspersonen auf der Westseite des Missisippi theilen ihre Haare auf der Mitte des Kopfs in zwey Zöpfe, die gegen die Ohren zu herab hangen. Diese Zöpfe sind ungefähr drey Zoll lang, und wie ein Arm dick, sie hangen senkrecht vor beyden Ohren herunter, und reichen bis an das unterste Ende davon. Die Frau-

enspersonen von allen Völkerschaften machen gewöhnlich einen Fleck von Schminke, wie ein Species-Thaler groß, unten am Ohr; einige färben ihr Haar, und zuweilen auch eine Stelle auf der Stirn.

Überhaupt wenden die Indianer mehr Aufmerksamkeit auf ihre Kleidung und den persönlichen Putz, als auf die Bequemlichkeit in ihren Hütten oder Zelten, die sie auf folgende einfache und leichte Art anlegen. Sie wählen sich Pfähle oder Stangen von geringer Länge, und binden zwey davon immer an ihren Enden ins Kreuz mit Bast an einander. Wenn sie damit fertig sind, so richten sie sie in die Höhe, und ziehen sie unten so weit aus einander, als es der innere Raum des Zeltes erfordert. Hierauf richten sie mehrere von gleicher Länge auf, und befestigen sie so, daß sie den beyden Hauptpfählen zur Stütze dienen. Das Dach besteht aus Reh- oder Elendshäuten, die zusammen genähet werden, und von denen sie eine hinreichende Menge nehmen, um die Pfähle zu bedecken. Die Thür besteht in einer Öffnung, über die man ebenfalls ein Fell ziehen kann. Es wird hierzu oft eine große Menge Felle erfordert, da ihre Zellen sehr geräumig sind. Das Zelt des Hauptkriegers der Nadoweßier hatte wenigstens vierzig Fuß im Umkreise, und war ziemlich bequem. Sie schlagen ihr Lager ohne die geringste Ordnung auf, und stellen ihre Zelte gerade auf die Stelle hin, die sie für die bequemste halten. Auch die Hütten, welche sie einrichten, wenn sie auf ihren Reisen keine Zelte brauchen, (denn es gibt

überhaupt nur wenige Stämme, die einen festen Wohnplatz, oder regelmäßige Dörfer und Städte haben), sind eben so einfach, und lassen sich bald aufbauen. Sie stecken kleine biegsame Stangen in die Erde, und biegen sie, bis sie oben an einander stoßen, und einen halbkreisförmigen Bogen machen, und binden sie zusammen. Diese Stangen bedecken sie mit Matten, die aus Schilf geflochten werden, oder mit Birkenrinde, die sie in ihren Karren zu diesem Gebrauche mit sich führen. Diese Hütten haben weder Schornsteine noch Fenster. Sie lassen bloß eine kleine Öffnung mitten im Dache, durch welche der Rauch hinaus geht, die aber zugestopft werden muß, wenn es stark regnet oder schneyet, und dadurch den Rauch äußerst beschwerlich macht. Sie schlafen überhaupt auf Fellen, und vorzüglich auf Bärenhäuten, die reihenweise auf dem Boden ausgebreitet sind. Wenn der Fußboden nicht groß genug für Betten für die ganze Familie ist, so wird ein Gerüste vier bis fünf Fuß hoch vom Boden errichtet, worauf die jüngern Kinder liegen.

Da die Wohnungen der Indianer so schlecht sind, so haben sie auch nur wenigen und einfachen Hausrath. Die Werkzeuge, die sie zu seiner Verfertigung brauchen, sind so ungeschickt und schlecht, daß es unmöglich ist, sie auch nur etwas hübsch auszuarbeiten, und es wird dadurch eine so große Zeit dazu erfordert, daß sie von aller Handarbeit abgeschreckt werden müssen, wenn sie nicht äußerst nothwendig ist. Die Nadoweßier machen die Töpfe, worin sie ihre Speisen kochen,

aus einer schwarzen Thon- oder Steinart, die so hart ist, daß weder Feuer noch Eisen darauf wirken können. Wenn sie etwas braten, es sey nun ein großes Stück, oder gar ein ganzes Thier, zum Beyspiele einen Biber, so befestigen sie es auf Europäische Art an einem Spieße von hartem Holze, und legen die Enden auf gabelförmige Stangen, und drehen ihn zuweilen um. Wenn das Stück kleiner ist, so spießen sie es auf die nähmliche Art, und befestigen den Spieß in einer verticalen Richtung, doch so, daß das Fleisch nach dem Feuer zu hangt, und verändern oft die Lage, bis alles gehörig gebraten ist. Sie machen ihre Schüsseln und Schalen, worin sie die Speisen auftragen, aus den ästigen Auswüchsen des Ahornbaums und anderer Bäume. Ihre Löffel sind ziemlich gut ausgearbeitet, da weit weniger Arbeit dazu gehört, als zu größern Sachen. Sie nehmen dazu eine besondere Art Holz, das in Amerika Löffelholz genannt wird, und dem Buchsbaumholze sehr ähnlich ist. Jeder Stamm ist jetzt mit Messern und Feuerstahlen versehen. Da diese Stücke zu den gemeinsten Bedürfnissen des Lebens höchst nothwendig sind, so kaufen die Indianer, welche keine unmittelbare Gemeinschaft mit Europäischen Handelsleuten haben, sie von ihren Nachbarn, die näher an den Colonien wohnen, und geben gewöhnlich Sclaven dafür.

Wenn die Indianischen Frauenspersonen sitzen, so nehmen sie eine anständige Stellung an, nnd halten ihre Knie dicht zusammen; aber eben diese Stellung, an die sie sehr gewöhnt sind, macht,

daß sie schlecht gehen, und lahm zu seyn scheinen. Es gibt keine Hebammen bey ihnen, da der Himmelsstrich unter dem sie leben, oder eine besondere glückliche Leibesbeschaffenheit ihren Beystand unnöthig macht. Ihre Niederkunft hält sie nur einige Stunden von ihren gewöhnlichen Beschäftigungen ab, die gewöhnlich schwer sind, da die Männer, die einen ungewöhnlichen Grad von Trägheit besitzen, ihnen alle harten Arbeiten überlassen. Selbst auf der Jagd bringen die Männer nie das Wildbret nach Hause, sondern lassen es durch ihre Weiber hohlen, wenn es auch gleich eine beträchtliche Strecke entfernt ist. Die Weiber legen ihre Kinder bald nach ihrer Geburt auf Breter, die mit weichem Mose, so wie man es in Sümpfen oder auf Wiesen antrifft, bedeckt sind. Das Kind liegt auf dem Rücken in dieser Art von Wiege, und wird in Felle oder Tuch eingewickelt, um es warm zu halten. Damit es nicht herunter fallen kann, so sind an beyden Seiten kleine krumm gebogene Stücke Holz angebracht. Diese Maschinen werden mit Riemen an Baumzweige aufgehängt, oder sie binden sie, wenn es keine Bäume in der Nähe gibt, an einen Klotz oder Stein, wenn es ihre Geschäfte erfordern. In dieser Lage werden die Kinder einige Monathe lang erhalten. Wenn sie heraus genommen werden, läßt man die Jungen nackend laufen; aber die Mädchen werden vom Halse bis an die Knie mit einem Hemde und einem kurzen Rocke bedeckt. Die Indianischen Frauenspersonen sind während ihrer monathlichen Reinigung ungemein bescheiden. Bey den Völkerschaften, die von den

Europäischen Niederlassungen am weitesten entfernt wohnen, sind sie in diesem Stücke vorzüglich sorgfältig; doch folgen sie alle ohne Ausnahme einerley Gewohnheit, nur in verschiedenem Grade. In jedem Lager oder Dorfe gibt es ein Zimmer, wohin sich verheurathete und unverheurathete zu dieser Zeit begeben, und sich mit der größten Strenge alles Umgangs mit andern, so lange sie dauert, enthalten. Nachher reinigen sie sich in fließendem Wasser, und kehren zu ihren verschiedenen Beschäftigungen zurück. Die Mannspersonen vermeiden bey dieser Gelegenheit allen Umgang mit ihnen aufs sorgfältigste, und die Nadoweßier sind hierin so strenge, daß sie nicht einmahl erlauben, die nothwendigsten Dinge, selbst Feuer, von den Frauenspersonen während ihrer monathlichen Entfernung zu hohlen, und wenn auch der Mangel derselben mit den größten Unbequemlichkeiten verbunden seyn sollte. Sie haben sogar den Aberglauben, wenn eine Pfeiffenröhre, die bey ihnen von Holz ist, zerbricht, daß der Eigenthümer davon sie entweder bey einem unreinen Feuer angezündet, oder gar mit einer Frauensperson während dieser Zeit Umgang gepflogen habe, welches sie für äußerst schändlich und gottlos halten.

Die Indianer sind sehr vorsichtig, und überlegen jedes Wort und jede Handlung sehr genau. Nichts bringt sie leicht in übermäßige Hitze, als der eingewurzelte Haß gegen ihre Feinde, der einmahl so tief in ihrem Herzen liegt, daß es äußerst schwer ist, ihn völlig auszurotten. In je-

dem andern Falle sind sie kalt, und so behutsam, daß sie nicht leicht ihre Leidenschaften äußern. Wenn ein Indianer entdeckt, daß ein Freund in Gefahr ist, von einem, den er beleidigt hat, umgebracht zu werden, so sagt er ihm nicht in deutlichen Ausdrücken, wie gefährlich es für ihn seyn würde, den Weg zu nehmen, auf welchem sein Feind ihm auflauert, sondern er fragt ihn erst kaltblütig, wohin er heute gehen würde; und wenn er es erfährt, so sagt er ihm mit der nähmlichen Gleichgültigkeit, daß ein Hund nahe bey dem Platze liege, der ihm schaden könne. Dieser Wink ist hinreichend; und sein Freund vermeidet die Gefahr eben so sorgfältig, als wenn ihm jede Absicht und Bewegung seines Feindes wäre angezeigt worden. Diese nähmliche Kaltblütigkeit äußert sich oft bey Gelegenheiten, welche ein fühlbares Herz in die größte Wärme versetzen würde. Wenn ein Indianer von seiner Familie und seinen Freunden viele Monathe auf einem Kriegs- oder Jagdzuge abwesend gewesen ist, und seine Frau und Kinder ihm eine Strecke von seiner Wohnung entgegen kommen, so geht er, anstatt zärtliche Empfindungen zu äußern, die in der Brust eines fühlbaren Wesens gewiß entstehen würden, seinen geraden Gang fort, ohne sich um alle, die ihn umgeben, zu bekümmern, bis er nach Hause kommt. Hier setzt er sich hin, und raucht seine Pfeiffe mit der nähmlichen Gleichgültigkeit, als wenn er keinen Tag abwesend gewesen wäre. Seine Bekannten, die ihn begleitet hatten, thun das Nähmliche, und es währet vielleicht etliche Stunden, ehe er ihnen die Zufälle erzählt, die

ihm während seiner Abwesenheit begegneten, selbst wenn er einen Vater, einen Bruder oder Sohn auf dem Schlachtfelde verlor, über dessen Tod er trauern sollte, oder wenn ihm das ganze Unternehmen fehl schlug, das seine Abwesenheit verursacht hatte.

Wenn ein Indianer etliche Tage auf der Jagd oder bey einem andern mühsamen Geschäfte zugebracht hat, ohne seinen Hunger dabey stillen zu können, so nimmt er sich doch sehr in Acht, sich etwas davon merken zu lassen, wenn er in die Hütte oder das Zelt seines Freundes kommt, wo er seine Bedürfnisse gleich befriedigen könnte; sondern er setzt sich ruhig nieder, und raucht seine Pfeiffe mit so vieler Zufriedenheit, als wenn ihm nichts weiter fehlte. Eben dieses thut er bey Fremden. Diese Gewohnheit wird bey alten Stämmen genau beobachtet, da sie sie für einen Beweis von Standhaftigkeit halten, und glauben, daß sie den Nahmen eines alten Weibes verdienen würden, wenn sie das Gegentheil thäten. Wenn man einem Indianer erzählt, daß seine Kinder sich sehr gegen die Feinde hervor gethan, so viele getödtet und so viele als Gefangene mitgebracht haben, so scheint er eben keine sehr große Freude darüber zu empfinden. Seine Antwort besteht gewöhnlich darin, es ist gut, ohne sich genauer nach den besondern Umständen zu erkundigen. Wenn man ihm im Gegentheile sagt, daß seine Kinder geblieben oder gefangen sind, so rührt ihn auch dieses nicht, sondern er antwortet bloß, es thut nichts, und fragt wahrscheinlich, wenig-

stens in einiger Zeit gar nicht, wie es zuging. Diese scheinbare Gleichgültigkeit rührt jedoch nicht von einer gänzlichen Unterdrückung alles natürlichen Gefühls her; denn ungeachtet man sie Wilde nennt, so sieht man bey keiner gesitteten Nation größere Beweise von Kindes- oder Vaterliebe; und ungeachtet sie ihren Weibern nach einer langen Abwesenheit mit einer solchen stoischen Unempfindlichkeit begegnen, so fehlt ihnen doch nicht ganz alle eheliche Zärtlichkeit. Bey ihren Besuchen betragen sie sich gleichfalls auf eine sonderbare Art. Wenn ein Indianer eine besondere Person aus einer Familie besuchen will, so sagt er gleich, wem er seinen Besuch zugedacht hat, und der übrige Theil der Familie begibt sich an das Ende des Gezeltes oder der Hütte, und nimmt sich sehr in Acht, ihnen nicht so nahe zu kommen, daß sie dadurch in ihren Gespräche könnten unterbrochen werden. Eben so machen sie es, wenn ein Mann eine Frauensperson besucht; nur muß er sich alsdenn hüten, nicht die Liebe zum Gegenstande seines Gespräches zu machen, so lange es noch hell ist.

Die Indianer können eine Sache ungemein leicht begreifen, und lernen alles, wozu eine genaue Aufmerksamkeit gehört, sehr bald. Sie erlangen durch Übung und scharfe Beobachtung viele Vollkommenheiten, die den Europäern fehlen. So gehen sie zum Beyspiele durch einen Wald oder eine Ebene von zweyhundert Meilen Breite, und kommen genau an den Punct, den sie sich vorgesetzt hatten, ohne irgend einen beträchtlichen Um-

weg zu machen, und es ist ihnen völlig gleichgültig dabey, ob das Wetter heiter oder dunkel ist. Eben so genau können sie die Stelle bestimmen, wo die Sonne am Himmel ist, wenn sie auch völlig von Wolken und Nebel versteckt wird. Sie können mit eben so großer Fertigkeit die Spuren von Menschen oder Thieren auf Laub oder Grase ausfindig machen, und daher entgeht ihnen auch ein fliehender Feind nicht leicht. Sie haben diese Eigenschaften nicht bloß der Natur, sondern einer außerordentlichen Schärfe ihrer Sinne zu danken, die sich bloß durch eine unaufhörliche Anstrengung und Aufmerksamkeit erlangen läßt. Ihr Gedächtniß ist ebenfalls sehr glücklich im Behalten. Sie können jeden kleinen Umstand anführen, der im Rathe vorging, und wissen genau zu bestimmen, wenn ein solcher Rath gehalten ward. Ihre Wampum-Gürtel dienen dazu, sich an das Wesentlichste der Verträge zu erinnern, die sie mit den benachbarten Stämmen vor vielen Jahren schlossen, und sie beziehen sich darauf mit eben so viel Genauigkeit und Deutlichkeit, als es die Europäer auf ihre schriftlichen Urkunden thun können.

Das Alter wird bey jeder Nation sehr geschätzt. Der junge Indianer hört zwar den Rath seines Vaters mit vieler Gleichgültigkeit an, aber dem Befehl seines Großvaters gehorcht er mit der größten Bereitwilligkeit. Die jungen hören auf den Rath der ältern Mitglieder ihrer Versammlung, als wenn es Orakel-Sprüche wären. Wenn ihnen auf der Jagd ein ungewöhnliches gutes

Wildbret aufstößt, so wird es gleich den Alten zum Geschenke dargebracht.

Sie hangen nie ihren Sorgen nach, sondern leben in einer steten Ruhe und Zufriedenheit. Da sie von Natur träge sind, so geben sie sich keine besondere Mühe, sich zu bessern oder reichlichern Unterhalt zu verschaffen, wenn sie ohne Mühe in der Nähe gerade so viel finden können, als sie brauchen. Ihre müßige Zeit bringen sie mit Essen, Trinken, Schlafen oder Herumgehen in ihren Dörfern und Lagern zu. Zwingt sie aber die Noth, gegen einen Feind ins Feld zu ziehen, oder sich Nahrung zu verschaffen, so sind sie thätig und unermüdet. Der bethörende Geist der Spielsucht ist nicht auf Europa allein eingeschränkt; auch die Indianer verspielen oft ihre Waffen, ihre Kleidung und sogar alle ihre Habseligkeiten. Doch thun sie dieß ohne alles Murren und Fluchen, und tragen ihr Unglück mit einer philosophischen Gleichmüthigkeit. Ihr Hauptlaster ist ihre Grausamkeit gegen ihre Feinde, die bey jeder andern Nation Schauder erregen würde. Aber eben so freundschaftlich, gastfrey und leutselig sind sie im Frieden. Man kann mit Wahrheit von ihnen sagen, daß sie die schlimmsten Feinde, und die besten Freunde von der Welt sind.

Die Indianer wissen überhaupt nicht, was Eifersucht ist. Bey einigen Stämmen hat man selbst nicht einmahl den geringsten Begriff davon, da ohnehin ihre jungen Leute selten die Tugend

verheuratheter Frauenspersonen auf die Probe stellen, oder von diesen gereizt werden. Dessen ungeachtet sind die Indianischen Frauenspersonen sehr verliebter Natur, und es schadet ihrer Ehre gar nicht, wenn sie vor ihrer Heurath ihrer Leidenschaft nachhangen. Als sich Carver bey den Nadoweßiern aufhielt, bemerkte er, daß sie einer Frau mit sehr vieler Ehrerbiethung begegneten, und erfuhr nach genauer Untersuchung, daß die Ursache davon ihr in Europa eine ewige Schande würde zugezogen haben. Sie gab in ihrer Jugend ein so genanntes Reißfest. Nach einer alten und fast ganz verloschnen Gewohnheit, bath sie vierzig von ihren ersten Kriegern dazu, und bewirthete sie alle, nachdem sie sich mit Reiß und Wildfleisch hinreichend gesättigt hatten, mit einer geheimen Nachschüssel hinter einem Schirme, der in der Mitte des Zeltes eigentlich dazu aufgestellt war. Diese verschwenderische Gefälligkeit zog ihr die Gunst ihrer Gäste, und den Beyfall des ganzen Stammes zu. Die jungen Indianer fühlten ihr außerordentliches Verdienst so sehr, daß sie mit einander um ihre Hand wetteiferten, und bald darauf ward sie an einen von ihren vornehmsten Anführern verheurathet, der ihr immer die größten Beweise seiner Liebe und Ehrerbiethung gab. Jedoch findet sich kaum eine Frauensperson in hundert Jahren, die es wagte, ein solches Gastmahl zu geben, ungeachtet sie sich hierdurch einen Mann vom ersten Range zur Belohnung versprechen kann. Doch hat diese ganze Gewohnheit bloß bey dem Stamme der Nadoweßier Statt.

Die Indianer kennen überhaupt kein Eigenthumsrecht, als in Dingen, die bloß zum häuslichen Gebrauche gehören, und die ein jeder vermehrt, so wie es seine Umstände erlauben. Sie sind sehr freygebig gegen einander, und helfen dem Mangel ihrer Freunde gern mit ihrem Überflusse ab. In Gefahr helfen sie ihren Mitbürgern willig, ohne Belohnung zu erwarten, ausgenommen eine solche, welche bey den Indianern immer dem Verdienste folgt. Beherrscht von deutlichen und billigen Gesetzen der Natur, wird jeder bloß nach seinem Verdienste geschätzt, und die Gleichheit am Stande, Sitten und Vorzügen, die man bey jeder Indianischen Völkerschaft antrifft, beseelt sie mit einem reinen und wahren vaterländischen Geiste, der immer auf das allgemeine Beste der Gesellschaft, zu welcher sie gehören, bedacht ist. Wenn einer von seinen Nachbarn seine Kinder durch Krankheiten oder im Kriege verliert, so ersetzen die, welche die meisten Sclaven haben, diesen Abgang; und diese Sclaven werden von dem kinderlosen Vater angenommen und wirklich als Kinder dessen, dem sie geschenkt worden, behandelt. Die Indianer, bloß diejenigen ausgenommen, die nahe an den Europäischen Besitzungen wohnen, können sich gar keinen Begriff von dem Werthe des Geldes machen, und sehen es als die Quelle unzähliger Übel an, wenn sie von dem Gebrauche hören, den andere Völker davon machen. Sie halten es für widersinnig, daß ein Mensch mehr davon besitze, als der andere, und können es nicht begreifen, daß dieser Besitz Ehre und Ansehen verschaf-

se. Aber daß der Mangel dieses unnützen Metalls Menschen ihrer Freyheit berauben, und zwischen die fürchterlichen Mauern eines Gefängnisses einschliessen könne, übersteigt allen Glauben bey ihnen; und wenn man ihnen von diesem Theile des Europäischen Regierungs-Systems erzählt, so beschuldigen sie die Ueheber desselben eines gänzlichen Mangels von menschlichem Gefühle und belegen sie mit dem Nahmen von Wilden und Ungeheuern. Fast eben so wenig scheinen sie sich um die Producte der Kunst zu bekümmern Wenn man ihnen Stücke davon zeigt, so sagen sie zwar: Sie sind hübsch, ich mag sie gern ansehen, aber ohne nach der Einrichtung zu fragen; oder sich einen richtigen Begriff von ihrem Nutzen machen zu können. Aber wenn man ihnen von jemand erzählet, der sehr schnell laufen kann, der sehr geschickt auf der Jagd ist, der richtig das Ziel treffen, oder einen Bogen mit Leichtigkeit spannen kann, der eine Kanone zu regieren weiß, der den Krieg versteht, der die Lage seines Landes kennt, und ohne Führer durch einen unermeßlichen Wald seinen Weg finden, und dabey von wenigen Nahrungsmitteln leben kann, so hören sie diese angenehme Erzählung mit großer Aufmerksamkeit an, und können den Gegenstand davon nicht genug erheben.

Was ihren Gemüths-Charakter anbelangt, so sind sie von Natur grausam, rachsüchtig und unerbittlich, daß sie oft unwegsame und unbegränzte Wälder durchlaufen, und dabey von kümmerlichen Nahrungsmitteln leben, um sich an einem

Feinde zu rächen. Das klägliche Geschrey ihrer Feinde rührt sie nicht; sie finden Freude an ihren Qualen. Diejenigen Stämme, die nicht viel mit den Europäern umgehen, sind mäßig im Essen und Trinken; sie können Hunger und Hitze mit der äußersten Geduld ertragen. Gegen ihre Freunde, und selbst gegen ihre aufgenommenen Feinde, sind sie gesellig und leutselig. Sie gewöhnen sich, die größten Mühseligkeiten zu ertragen, und lernen dadurch bald Gefahr und Tod verachten, und ihre Standhaftigkeit verläßt sie keinen Augenblick ihres Lebens. Sie sind träge, so lange ihr Vorrath dauert, und ihre Feinde weit von ihnen sind; aber eben so unermüdet sind sie auf der Jagd, oder wenn sie gegen ihre Feinde ziehen. Sie sind listig, und nehmen jeden Vortheil wahr; in ihren Rathsversammlungen sind sie kalt und bedächtlich; in ihrem bürgerlichen Charakter zeigen sie eine große Anhänglichkeit für ihren Stamm; gegen die Feinde ihres Volks handeln sie so, als wenn sie nur eine Seele belebte; nie können Bestechungen ihre Liebe zum Vaterlande verringern. Dieß sey genug von ihrem Charakter überhaupt; nun wollen wir auch noch dasjenige nachhohlen, was wir von einigen besondern sie betreffenden Gegenständen Merkwürdiges gefunden haben.

Wir haben oben im dritten Bande S. 48. ff. von der Religion einiger Indianischen Stämme gehandelt; und hier wollen wir noch dasjenige beyfügen, was insonderheit die Religion der Nadoweßier angeht. Sie sind zwar darin sehr zurück-

haltend; aber man kann sich doch von ihnen einen sehr richtigen Begriff von den ursprünglichen Lehrsätzen und dem Gottesdienste der alten Indianer machen, da sie von allen fremden Lehren, die sich jetzt bey den Indianern in der Nachbarschaft der Colonien eingeschlichen haben, vollkommen frey sind. Sie erkennen einen Schöpfer oder ein höchstes Wesen, das alle Dinge regiert. Die Tschipiwäer nennen dieß Wesen Manitu oder Kitchi Manitu, und die Nadoweßier Wakon oder Tongo Wakon, den großen Geist, und sehen es als die Quelle des Guten an, aus welcher nichts Böses herkommt. Außer dem glauben sie auch noch einen bösen Geist, dem sie eine große Gewalt beymessen, und von welchem alles Böse, welches den Menschen widerfährt, herrühren soll. An diesen wenden sie sich im Unglücke, und bitten ihn, es abzuwenden, oder doch wenigstens zu mildern, wenn es nicht ganz vermeidlich ist. Sie behaupten, der große Geist wolle und könne den Menschen nichts Böses zufügen, sondern er überschütte sie mit allem Segen, den sie irgend verdienen; der böse Geist hingegen sinne beständig bloß darauf, wie er dem menschlichen Geschlechte schaden könne. Außer dem nehmen sie auch gute Geister von niedrigem Range an, denen ihre verschiedenen Verrichtungen angewiesen sind, wodurch sie beständig das Glück der Menschen befördern. Sie haben jeder ihre gewissen Stücke der Natur unter ihrer Aufsicht, als große Seen, Flüsse, Berge, Thiere, Vögel, Fische und sogar Pflanzen und Steine, die einen besondern Werth besitzen. Allen diesen Geistern

erzeigen sie eine Art von Verehrung. Wenn sie zum Beyspiele an den obern See, an den Missisippi, oder irgend ein anderes großes Gewässer kommen, so bringen sie dem Geiste, der sich dort aufhält, ein Opfer dar. Sonst aber ist gewiß, daß der Begriff, den sie mit dem Worte Geist verbinden, sehr von dem unsrigen verschieden ist. Sie scheinen sich eine körperliche Vorstellung von ihren Göttern zu machen, und ihnen eine Menschengestalt, aber eine weit schönere, als die Indianische, beyzulegen. Eben so denken sie von der Zukunft. Sie zweifeln keines Weges an einem künftigen Leben, aber sie glauben, daß sie ähnliche Beschäftigungen, doch mit weit weniger Mühe und Arbeit, haben, und in eine reitzende Gegend kommen werden, wo ein stets ungewölkter Himmel und ein immerwährender Frühling herrschet; wo die Wälder mit Wild, die Seen mit Fischen angefüllt sind, die sich ohne alle Mühe fangen lassen, und daß sie überhaupt in dem größten Überflusse und Vergnügen leben werden. Freuden der Seele kennen sie nicht, und diese gehören daher nicht zu ihrem Plane von Glückseligkeit. Sinnliche Freuden hingegen werden dort eben so wie hier nach Verdienst ausgetheilt. Der geschickte Jäger, der tapfere Krieger erhält einen größern Antheil davon, als der träge und feige. Die Priester der Indianer sind zugleich ihre Ärzte und Zauberer. Sie heilen ihre Krankheiten und Wunden; sie erklären ihre Träume; sie schützen sie durch ihre Zauberkraft, und verkündigen ihnen zukünftige Dinge, welche die Indianer zu wissen äußerst begierig sind.

Eine Probe hiervon sah einst Carver selbst mit an. Er und seine Leute warteten mit Verlangen auf die Ankunft ihrer Lebensmittel. Der oberste Priester der Kollistiner sagte zu ihnen, daß er versuchen wolle, eine Unterredung mit dem großen Geiste zu halten, um zu erfahren, wenn solche ankommen würden. Ob nun gleich der Engländer dieses für ein bloßes Schauspiel von Taschenspielerey hielt, wie es denn auch nichts Anders war, so ließ er es doch geschehen. Der nächste Abend wurde zu dieser geistlichen Unterredung fest gesetzt. Als alles dazu vorbereitet war, kam der König der Indianer, und führte den Engländer selbst in ein geräumiges Zelt, wovon die Gehänge aufgezogen waren, damit die Außenstehenden alles beobachten könnten, was darin vorginge. Man fand das Zelt von einer großen Menge Indianer umringt; allein der Engländer wurde willig durchgelassen, und setzte sich auf Felle, die für ihn auf dem Boden ausgebreitet waren. In der Mitte bemerkte man einen länglichen Platz, der aus Stangen bestand, die in die Erde gesteckt waren, doch so, daß Zwischenräume offen blieben, welche die Gestalt von einem Sarge hatten, der groß genug war, einen menschlichen Körper zu fassen. Die Stangen waren von mittlerer Größe, und so weit von einander gesteckt, daß man bequem alles sehen konnte, was sich zwischen ihnen befand. Das Zelt ward von einer großen Menge Fackeln erleuchtet, die aus Splittern von Birken- oder Tannenholz gemacht waren, und von den Indianern gehalten wurden. Nach einigen Minuten kam der Priester herein. Es wur-

de eine sehr große Elendshaut gerade zu seinen Füßen ausgebreitet, worauf er sich nieder legte, nachdem er alle Kleidungsstücke, ausgenommen das, was er mitten um den Leib trug, ausgezogen hatte. Er lag jetzt gestreckt auf dem Rücken, und nahm eine Seite von der Haut, und legte sie über sich. Eben dieß that er mit der andern Seite, so daß bloß sein Kopf unbedeckt blieb. So bald dieses geschehen war, nahmen zwey junge Leute, die bey ihm standen, ungefähr sechzig Ellen von einem starken Seile, das ebenfalls aus einer Elendshaut gemacht war, und banden es ihm fest um den Leib, so daß er völlig in der Haut, wie ein Kind in seinen Windeln lag. In dieser mumienähnlichen Gestalt wurde er von dem einen bey den Füßen, und von dem andern bey dem Kopfe ergriffen, und über die Stangen in die Einfassung gehoben. Carver konnte ihn noch jetzt völlig so genau beobachten, als man es bisher gethan hatte, und er nahm sich sehr in Acht, die Augen nur einen Augenblill von ihm zu verrücken, damit er das Kunststück desto eher entdecken könnte; denn er zweifelte keines Weges, daß es doch endlich darauf hinaus laufen würde. Kaum hatte der Priester in dieser Stellung einige wenige Secunden gelegen, als er anfing zu murmeln. Er fuhr damit einige Zeit fort, und wurde allmählig lauter und lauter, bis er endlich anfing deutlich zu sprechen; doch war das, was er murmelte, ein solches Gemisch aus der Sprache der Tschipiwäer, der Ottowäer und Kollistiner, daß man nur sehr wenig davon verstehen konnte. Er fuhr in diesem Tone eine beträchtli-

che Zeit fort, und erhob endlich seine Stimme aufs äußerste, bald bethend, bald rasend, bis er sich in eine so heftige Bewegung gebracht hatte, daß er am Munde schäumte. Nachdem er fast drey Viertelstunden auf dieser Stelle gelegen, und sein Schreyen mit unermüdeter Heftigkeit fortgesetzt hatte, schien er ganz abgemattet zu seyn, und wurde völlig sprachlos. Allein plötzlich sprang er auf, ungeachtet es wegen seiner Einschnürung unmöglich schien, daß er Arme oder Beine bewegen könnte, und warf seine Decke so behende ab, als wenn die Seile, die darum gebunden waren, verbrannt wären, worauf er die, welche um ihn herum standen, mit einer gesetzten und vernehmlichen Stimme folgender Maßen anredete: „Meine Brüder, der große Geist hat sich herab gelassen, eine Unterredung mit seinem Knechte auf eine ernstliche Bitte zu halten. Er hat mir zwar nicht gesagt, wenn die Kaufleute, welche wir erwarten, ankommen werden; allein morgen, wenn die Sonne den höchsten Gipfel am Himmel erreichet hat, wird ein Canot kommen, und die Leute darin werden uns Nachricht geben, wenn wir auf die Ankunft der Kaufleute sicher rechnen können; als er dieses gesagt hatte, ging er aus der Einfassung heraus, zog seine Kleider an, und ließ die Versammlung aus einander gehen.

Wenn jemand krank ist, so bleibt der Priester Tag und Nacht bey ihm, und macht mit einer Klapper, worin Bohnen sind, und die sie Tschitischiku nennen, ein unangenehmes Geräusch, das

sich nicht aut beschreiben läßt. Diese rohe Harmonie würde, nach unsrer Art zu urtheilen, den Kranken beunruhigen; aber bey den Indianern glaubt man dadurch die Tücke des bösen Geistes, der die Krankheit erregt, zu vereiteln. Was ihre anderen Gebräuche anbelangt, so singen und tanzen sie zwar beym Anfange des Neumondes, allein es ist nicht ausgemacht, daß sie den Mond göttlich verehren; sie scheinen sich bloß über die Wiederkunft eines Lichtes zu freuen, das ihnen die Nacht angenehm macht, und ihnen bey ihren Reisen den Weg zeigt, wenn die Sonne die Welt nicht mehr erleuchtet. Ein anderer Engländer, Adair, behauptet, daß die Völkerschaften, bey welchen er sich aufgehalten habe, fast alle Gebräuche beobachteten, welche im Mosaischen Gesetze verordnet wären, und schloß daraus, daß die Nordamerikaner von den Juden abstammten; andere aber, die in eben diesen Gegenden gewesen sind, wollen keine Spur von dem Judenthume daselbst gefunden haben. Die Indianer im Ganzen genommen sind in ihren Religions-Grundsätzen völlig roh und unwissend. Sie haben nur wenige, sehr einfache Lehrsätze, die man überhaupt, auch in den unwissendsten Zeitaltern, der menschlichen Seele eingedrückt findet. Sie verehren die merkwürdigsten Dinge der Schöpfung, und bringen ihnen Opfer; aber sie thun dieses vermuthlich bloß deßwegen, weil sie dieselben als den vorzüglichsten Aufenthalt oder Lieblingsgüter der unsichtbaren Geister ansehen, welche sie anbethen. Die menschliche Seele pflegt insgemein in ihrem ungebildeten Zustande alle außerordent-

lichen Naturbegebenheiten, als Erdbeben, Donner und Sturm, dem Einflusse unsichtbarer Wesen zuzuschreiben. Die Beschwerden und Mühseligkeiten, die wir in unserm verbesserten Zustande zu vermeiden gelernt haben, werden von den Indianern den bösen Geistern zugeschrieben, welche sie daher beständig fürchten, und durch Zaubereyen, Beschwörungen und Hülfe ihrer Manitu's abzuwenden suchen. Die Furcht hat also mehr Einfluß auf ihren Gottesdienst, als die Dankbarkeit, und die Indianer geben sich mehr Mühe, dem Zorn der bösen Geister auszuweichen, als die Gunst des guten zu erlangen.

Wir haben in dem oben gemeldten dritten Bande S. 110. f. von der bürgerlichen Verfassung der Indianer geredet; hier folgen die neuern Beobachtungen darüber. Jede Indianische Völkerschaft wird in ihre Stämme eingetheilt, deren jeder in jedem Volke, zu welchem er gehört, wieder einen kleinen Staat ausmacht. Da jede Völkerschaft ein gewisses Sinnbild hat, wodurch es sich von andern unterscheidet, so hat jeder Stamm auch wieder sein besonderes Zeichen, wonach er sich benennt; so wird z. B. ein Stamm der Nadoweßier durch eine Schlange, ein anderer durch eine Schildkröte, ein dritter durch ein Eichhörnchen, ein vierter durch einen Wolf, ein fünfter durch einen Büffel vorgestellt. Auf die nähmliche Art unterscheiden sich einzelne Indianer bey allen Völkerschaften; und der Geringste unter ihnen weiß gewiß, von wem er abstammt, und hält sich zu seiner Familie. Außer dem unter-

scheidet sich auch jede Völkerschaft in der Art, ihre Zelte oder Hütten zu bauen, und alle Indianer können diesen Unterschied sehr gut, selbst da, wo ein Europäer, wenn er auch noch so aufmerksam ist, nicht das Geringste bemerken kann. Sie kennen es genau, und vielleicht bloß aus der Lage eines Pfahls, der in der Erde stecken geblieben, bestimmen, welche Völkerschaft vor vielen Monathen ihr Lager auf diesem Platze gehabt hat.

Jeder Stamm hat ein Oberhaupt, welches der große Anführer, oder der Hauptkrieger genannt wird. Man sieht bey seiner Wahl auf seine Erfahrung im Kriege und seine bewährte Tapferkeit. Er macht die Einrichtung bey ihren Kriegszügen und hat die Aufsicht über alles, was zu diesem Fache gehört. Aber dieser Anführer ist deßwegen nicht als das Oberhaupt des Staats anzusehen; außer ihm gibt es noch einen zweyten, der seinen Vorzug dem Erbrechte zu danken hat, und welcher alle bürgerlichen Sachen besorgen muß. Dieses Oberhaupt könte eigentlicher der Satscham genannt werden, und seine Einwilligung wird zu allen Geschäften erfordert. Diese beyden werden als die Regenten des Stammes angesehen, und der letzte hat gemeiniglich den Titel eines Königs; allein die Indianer kennen weder in bürgerlichen noch Kriegssachen eine Unterwürfigkeit. Da ein jeder eine große Meinung von seiner Würde und Wichtigkeit hat, und sehr eifersüchtig auf seine Freyheit ist; so werden alle Aufträge, die das Ansehen von einem ausdrücklichen Befehle

haben, sogleich mit Verachtung verworfen. Ihre Anführer sind daher selten so unbescheiden, ihre Befehle auf eine gebietherische Art zu ertheilen. Aber ein bloßer Wink von einem Anführer, daß er glaube, eine Sache müsse geschehen, erregt den Augenblick einen Wetteifer unter den Geringern, und sie wird gewiß mit vieler Munterkeit ausgeführt, die gewiß unterbleiben würde, wenn sie im eigentlichen Verstande befohlen würde. Durch diesen Weg wird das Unangenehme des Befehls vermieden, und dessen ungeachtet eine fast unumschränkte Gewalt ausgeübt.

Bey den Indianern gibt es keine in die Augen fallende Regierungsform. Sie kennen den Unterschied zwischen Unterthanen und Obrigkeit nicht, und jeder scheint eine vollkommene Unabhängigkeit zu genießen. Der Gegenstand ihrer Regierung betrifft mehr das Äußere ihres gemeinen Wesens, als das Innere, und ihre Aufmerksamkeit scheint mehr darauf gerichtet zu seyn, eine Einigkeit zwischen den Gliedern eines Stamms zu befestigen, die sie in den Stand setzen kann, die Bewegungen ihrer Feinde zu beobachten, um sich ihnen mit Nachdruck zu widersetzen, als innere Ordnung durch öffentliche Einrichtungen zu erhalten. Wenn der Anführer einen Vorschlag thut, der dem gemeinen Wesen vortheilhaft zu seyn scheint; so hat ein jeder die Freyheit zu wählen, ob er das Seinige zur Ausführung desselben beytragen wolle, oder nicht. Zwanggesetze sind bey ihnen völlig unbekannt. Wenn Gewaltthätigkeiten oder Mordthaten verübt werden, so

wird das Recht, diese Verbrechen zu rächen, der beleidigten Familie überlassen; die Anführer aber unterstehen sich nicht, zu bestrafen, oder die Strafe zu mildern. Einige Völkerschaften, bey denen die Würde erblich ist, schränken die Nachfolge auf die weibliche Linie ein. Bey dem Tode eines Oberhauptes folgt ihm seiner Schwester Sohn, wenn er gleich eigene Söhne hinterläßt, und wenn er keine Schwester hat, so maßt sich der nächste Anverwandte von weiblicher Seite die Würde an. Aus dieser Gewohnheit läßt es sich erklären, warum zuweilen eine Frauensperson die Regierung hat. Jede Familie hat ein Recht, einen von ihren Oberhäuptern zum Gehülfen des vornehmsten Oberhaupts zu ernennen, der für das Beste der Familie sorgen muß, und ohne dessen Einwilligung kein öffentliches Geschäft zu Stande gebracht werden kann. Sie werden größten Theils nach ihren rednerischen Fähigkeiten erwählt, und sie allein sind berechtigt, in ihren Rathsversammlungen und allgemeinen Zusammenkünften Reden zu halten. Auf diesen Oberhäuptern, an deren Spitze der Erbanführer steht, scheint die höchste Gewalt zu beruhen; da sie alles entscheiden, was ihre Jagden, ihren Krieg und Frieden, und überhaupt alle öffentlichen Angelegenheiten betrifft. Auf sie folgt der Haufe der Krieger, wozu alles gehört, was im Stande ist, die Waffen zu tragen. Diese Abtheilung hat zuweilen den Regenten der Nation an der Spitze, wenn er sich durch irgend eine tapfere That hervor gethan hat, oder sonst einen

andern Anführer, von dessen Muth man durch hinreichende Proben überzeugt ist.

In ihren Rathsversammlungen, die von den erst genannten Mitgliedern gehalten werden, wird jede Sache von Wichtigkeit abgehandelt; und kein wichtiger Vorschlag kann zur Ausführung gebracht werden, wenn er nicht von den Oberhäuptern allgemeinen Beyfall erhält. Sie versammeln sich gemeiniglich in einem besondern dazu gewidmeten Zelte, oder einer Hütte, und setzen sich in einem Kreise auf dem Boden herum, worauf der älteste Anführer aufsteht, und eine Rede hält. Wenn er fertig ist, so stehet ein anderer auf, und so sagen sie alle nach der Reihe ihre Meinung, wenn es die Noth erfordert. Ihre Sprache ist bey solchen Gelegenheiten sehr stark und nachdrücklich. Ihre Reden sind voller Bilder, Gleichnisse, starker Metaphern und Allegorien, die man selbst in keiner Orientalischen Sprache besser ausdrücken könnte. In allen förmlichen Reden herrscht viele Heftigkeit, aber im gemeinen Leben sprechen sie eben so, wie es bey uns gewöhnlich ist. Den jungen Leuten ist es erlaubt, bey den Rathsversammlungen gegenwärtig zu seyn, doch dürfen sie keine Reden halten, bis sie ordentlich zugelassen worden sind. Sie hören jedoch mit sehr großer Aufmerksamkeit zu, und um zu zeigen, daß sie die Entschlüsse der versammelten Oberhäupter verstehen, so rufen sie: das ist recht, das ist gut. Die gewöhnliche Art bey allen Ständen, ihren Beyfall auszudrücken, und die sie fast bey jeder Periode wieder-

hohlen, bestehet in einem starken Tone, der fast klingt, wie die Buchstaben oah, wenn sie zusammen ausgesprochen werden.

Das Hauptgeschäft unter den öffentlichen Geschäften, ist bey den Wilden in Nordamerika der Krieg. Zu demjenigen, was wir hiervon schon im dritten Bande S. 158 ff. gesagt haben, fügen wir noch Folgendes hinzu. Die Indianer fangen an, Waffen zu tragen, wenn sie funfzehn Jahre alt sind, und sind dazu bis zu ihrem sechzigsten Jahre verpflichtet. Bey einigen südlichen Völkerschaften hören sie schon mit dem funfzigsten Jahre auf, in den Krieg zu ziehen. Bey jeder Völkerschaft und bey jedem Stamme gibt es einen Haufen auserlesene Leute, die vorzugsweise Krieger genannt werden, und die immer, so wie es die Umstände erfordern, zum Angriffe oder zur Vertheidigung bereit seyn müssen. Sie sind alle gut auf die Art bewaffnet, welche die Lage ihres Landes mit sich bringt. Die Indianer, welche mit den Europäern umgehen, haben Messer, Äxte und Flinten; diejenigen hingegen, welche westwärts vom Missisippi wohnen, und sich diese Waffen nicht anschaffen können, führen Bogen, Pfeile und Streitkolben, oder Casse-têtes. Die Indianer, die noch weiter westwärts in einer Gegend wohnen, welche sich bis an die Südsee erstreckt, bedienen sich einer sehr seltsamen Art Waffen. Da sie Pferde im Überflusse haben, so greifen sie ihre Feinde auch immer zu Pferde an, und beladen sich mit keinem andern Gewehre, als einem mittelmäßigen gro=

ßem Steine, den sie an eine ungefähr fünf Fuß lange Schnur binden, welche an ihrem rechten Arme etwas über den Elbogen befestigt ist. Diese Steine halten sie ganz bequem in der Hand, bis sie ihrem Feinde nahe kommen, und wissen sie im vollen Rennen so geschickt zu werfen, daß sie ihn selten verfehlen. Das Land, welches diesen Stämmen gehöret, besteht aus weitläufigen Ebenen, und daher kommen ihre Feinde selten daraus zurück, weil sie diese mit ihren schnell laufenden Pferden leicht einhohlen können. Die Nadoweßier, die mit diesem Volke Krieg geführt hatten, erzählen, daß sie sich bloß durch Moräste und Gebüsche hätten sichern können. Sie griffen sie daher auch immer an Plätzen an, die für Cavalerie unwegsam waren, weil sie alsdenn über ihre Feinde, denen ihre Waffen völlig unnütz wurden, großen Vortheil erlangten. Einige Völkerschaften bedienen sich eines Wurfspießes, an dessen Ende ein spitziger Knochen befestigt ist; doch bestehen die Waffen der meisten Indianer in Bogen und Pfeilen, und der kurzen Streitkolbe, die aus einem sehr harten Holz gemacht wird. Der Kopf daran hat die Gestalt einer Kugel von ungefähr viertehalb Zoll im Durchmesser, und an dieser Kugel ist eine Schneide wie bey der Streitaxt befestigt, welche aus Stahl oder Kieselstein gemacht ist. Die Nadoweßier führen einen Dolch, der von einer sehr alten Erfindung zu seyn scheint; doch können sie nicht angeben, wie lange er schon bey ihnen gebräuchlich sey. Er ward sonst aus Knochen oder Kieselsteinen gemacht; allein seit dem sie mit Europäi-

schen Kaufleuten handeln, verfertigen sie ihn aus Stahl. Er ist ungefähr zehn Zoll lang, und nahe bey dem Griffe ungefähr drey Zoll breit. Seine Ecken sind sehr scharf, und gehen allmählig in eine Spitze über. Sie tragen ihn in einer Scheide von Rehfellen, die mit Stacheln vom Stachelschweine verziert ist, und haben ihn gewöhnlich an einer auf die nähmliche Art gezierten Schnur hangen, die nur bis auf die Brust herunter geht. Doch wird dieser sonderbare Dolch bloß von einigen von den vornehmsten Anführern, und eben so sehr zum Unterscheidungszeichen als zum wirklichen Gebrauche getragen. Bey den Nadoweßiern sieht man auch Schilde oder Tartschen von rohen Büffelhäuten, welche die nähmliche Form haben, als die Schilde der Alten. Allein da es ihrer nur wenige gibt, und sie auch nicht sagen können, wer sie zuerst bey ihnen eingeführt habe, so schließt man daß sie viele Geschlechter hindurch vom Vater auf den Sohn geerbt worden sind.

Die Ursachen, welche die Indianer bewegen, mit ihren Nachbarn Krieg zu führen, sind von der nähmlichen Beschaffenheit, als die, welche Europäische Völker anzuführen pflegen. Eroberungssucht verleitet sie selten, das Gebieth ihrer Nachbarn anzugreifen, und zu verheeren. Ihre häufigen und blutigen Fehden rühren gewöhnlich davon her, daß ein jeder seine Jagdgerechtigkeit innerhalb gewisser Grenzen behaupten, oder das Land, das er einmahl durch den langen Besitz als ein Eigenthum ansieht, gegen alle Eingriffe

sichern will. Sie haben zwar kein besonderes Eigenthum, aber dessen ungeachtet kennt selbst der Unwissendste unter ihnen die Rechte seines Volks auf die Grundstücke, welche er besitzt, und ist immer bereit, sich allen Verletzungen dieser Rechte zu widersetzen. Man glaubt durchgehends, daß sich die Gränzen ihrer Länder, eben weil sie so weitläufig sind, nicht gut bestimmen lassen, aber jede Völkerschaft in den innern Gegenden von Nordamerika hat sie auf ihren rauhen Karten genau bezeichnet. Einige Reisende haben ihre Karten nach den ihrigen eingerichtet, und durch die genauesten Untersuchungen und Beobachtungen nur wenig Fälle ausfindig machen können, in welchen sie fehlerhaft waren. Doch ist ihr Vortheil nicht der wichtigste Bewegungsgrund zum Kriege gegen einander. Die Begierde zur Rache, die Hauptleidenschaft dieser Völker, ist die gewöhnlichste Ursache. Sie fühlen jede Beleidigung aufs empfindlichste, und suchen auf alle mögliche Art sie zu rächen. Hierzu kommt noch der Trieb, sich durch tapfere Thaten hervor zu thun, von welchem jeder Indianer, wenn er sich dem männlichen Alter nahet, beseelt wird. Sie lernen von ihrer frühen Jugend an, daß der Krieg ihre vornehmste Beschäftigung seyn werde, daß man nach nichts mehr trachten müsse, als den Ruhm eines großen Kriegers zu erlangen, und daß es kein größeres Verdienst gebe, als eine Menge Feinde zu erschlagen, oder gefangen zu nehmen. Es ist deßwegen gar kein Wunder, daß die jungen Indianer beständig rastlos und mißvergnügt sind, wenn ihr Feuer unterdrückt wird, und sie gezwungen

werden, unthätig zu bleiben. Dieser ihnen eingeflößte Hang und ihre Rachbegierde sind daher immer hinreichend, sie zu Feindseligkeiten gegen ihre Nachbarn zu bewegen. Wenn ihre Anführer einen Krieg für nöthig halten, so brauchen sie nur diese Federn anzuspannen, um ihre Krieger zu den Waffen zu reitzen. Sie bedienen sich dazu außer dem noch ihrer kriegerischen Beredsamkeit, die nie ihre Wirkung verfehlt. Sie sagen zum Beyspiel: „Die Knochen eurer gebliebenen Landsleute liegen unbedeckt; sie fordern uns auf, ihr Unrecht zu rächen, und es ist unsere Pflicht, ihnen zu gehorchen. Ihre Geister schreyen gegen uns, und wir müssen sie besänftigen. Höhere Geister, die Wächter unserer Ehre, flössen uns den Entschluß ein, die Mörder unserer Brüder aufzusuchen. Laßt uns gehen und die verschlingen, durch welche sie fielen. Sitzt daher nicht länger unthätig; folgt dem Triebe eurer angebornen Tapferkeit; salbt euer Haar, bemahlt euer Antlitz, füllt eure Köcher; laßt die Wälder von eurem Gesange wiederhallen; tröstet die Geister der Getödteten, und gelobt ihnen Rache." Begeistert von solchen Aufforderungen, ergreifen sie wüthend ihre Waffen, stimmen ihr Kriegslied an, und brennen vor Ungeduld, ihre Hände in dem Blute ihrer Feinde zu waschen.

Zuweilen versammeln einzelne Anführer kleine Haufen, und unternehmen Streiffereyen gegen ihre offenbaren Feinde, oder andere, die sie beleidigt haben. Ein Krieger allein ist sogar im Stande, wenn ihn Rache, oder die Begierde sei-

ne Tapferkeit zu zeigen, antreibt, etliche hundert Meilen weit zu gehen, um zerstreute Feinde zu überfallen und zu ermorden. Doch werden diese unregelmäßigen Streifferenen nicht immer von den ältern Anführern gebilligt, ungeachtet sie gezwungen sind, dabey durch die Finger zu sehen.

So bald ein Krieg das ganze Volk betrifft, und mit allgemeiner Einwilligung beschlossen wird, sind ihre Berathschlagungen darüber sehr umständlich und langsam. Die Ältesten versammeln sich im Rathe, wobey alle Hauptkrieger und junge Leute zugelassen werden. Hier erklären sie ihre Meinung in förmlichen Reden, und überlegen die Beschaffenheit des Unternehmens, worauf sie ausgehen wollen, reiflich, und stellen mit vieler Klugheit alle Vortheile und Nachtheile, die daraus erwachsen können, gegen einander.

Ihre Priester, und sogar die klügsten Frauenspersonen werden dabey um Rath gefragt. Wenn sie sich zum Kriege entschliessen, so machen sie die Zubereitungen dazu mit vielen Feyerlichkeiten. Der Hauptkrieger eines Volks führt nicht immer die Parteyen selbst an, sondern überträgt das Commando oft an einen Krieger, von dessen Tapferkeit und Vorsicht er eine gute Meinung hat. Dieser Anführer nun wird ganz schwarz bestrichen, und muß etliche Tage fasten, wobey er den großen Geist um seinen Beystand anfleht, oder den Zorn der bösen Geister abzuwenden sucht. So lange das Fasten dauert, darf er

mit keinem von seinem Stamme sprechen. Zugleich gibt er sehr genau auf seine Träume Acht, weil davon der günstige Erfolg größten Theils abhangen soll. Diese Träume sind natürlicher Weise immer vortheilhaft, weil ein jeder Indianer sich bloß mit dem stolzen Gedanken beschäftigt, daß der Sieg auf allen Schritten vor ihm her gehen werde. So bald das Fasten, das seine bestimmte Zeit hat, vorüber ist, versammelt der Anführer seine Krieger, und redet sie mit einem Gürtel vom Wampum in der Hand auf folgende Art an: „Brüder, ich spreche jetzt auf Eingebung des großen Geistes mit euch; durch ihn werde ich mein Vorhaben, das ich euch jetzt entdecken will, ausführen können. Das Blut unserer gefallenen Brüder ist noch nicht völlig vertrocknet; ihre Körper liegen noch unbedeckt, und mir liegt es jetzt ob, ihnen diese Pflicht zu erzeigen.“ Hierauf macht er ihnen diese Bewegungsgründe bekannt, die sie nöthigen, die Waffen gegen ein gewisses Volk zu ergreifen, und beschließt seine Rede: „Ich bin daher entschlossen, über den Kriegsweg zu gehen und sie zu überfallen. Wir wollen ihr Fleisch essen und ihr Blut trinken; und wir wollen Häute von Erschlagenen und Gefangenen zurück bringen, und sollten wir bey diesem glorreichen Unternehmen umkommen, so werden wir nicht immer im Raube verborgen liegen, sondern dieser Gürtel soll die Belohnung dessen seyn, der die Todten begraben wird.“ Er legt alsdenn den Gürtel auf die Erde, und der Krieger, der ihn aufnimmt, erklärt sich zu seinem Gehülfen, und wird als der zweyte Anführer

angesehen. Doch darf ihn bloß ein angesehener Krieger aufnehmen, der sich durch die Menge erlegter Feinde ein Recht zu dieser Stelle erworben hat. Die Indianer sagen zwar, sie wollen das Fleisch ihrer Feinde essen, und ihr Blut trinken; allein diese Drohung ist weiter nichts, als ein figürlicher Ausdruck. Doch fressen sie zuweilen das Herz ihres erlegten Feindes, und trinken sein Blut, aber bloß um groß zu thun, oder ihre Rache auf eine auffallendere Art zu befriedigen.

Wenn diese Feyerlichkeit vorbey ist, so wird dem Anführer seine schwarze Farbe abgewaschen, und man besalbt ihn mit Bärenfett und bemahlt ihn roth mit solchen Figuren, die nach ihrer Meinung den Feinden das meiste Schrecken einflössen müssen. So bald dieß geschehen ist, besingt er in einem Kriegsliede seine Heldenthaten, und bethet darauf nebst allen seinen Kriegern zum großen Geiste mit auf die Sonne gerichteten Augen. Auf diese Feyerlichkeit folgen die Tänze, und den Beschluß macht ein Gastmahl, das gewöhnlich aus Hundefleisch besteht. Dieß Gastmahl wird in dem Gezelte des Hauptkriegers gegeben, von dem sich alle, die ihn auf dem Zuge begleiten wollen, ihre Schüsseln füllen lassen. Ungeachtet seines Fastens, bleibt er so lange, als das Fest währet, ruhig mit der Pfeiffe im Munde sitzen, und erzählt die tapfern Thaten seiner Familie. Da die Hoffnung, ihre Wunden, die sie empfangen könnten, gehörig behandelt zu sehen, immer etwas zur Vermehrung ihres Mu=

thes beytragen muß, so verfertigen die Priester, die zugleich ihre Ärzte sind, allerhand heilende Arzeneyen. Sie sammeln dazu mit Ceremonien eine Menge Wurzeln und Kräuter, und behaupten, daß sie solche wirksam machen können. So viel ist bey allen ihren abergläubischen Gebräuchen gewiß, daß sie die medicinischen Eigenschaften von vielen Kräutern kennen, und sich ihrer sehr geschickt zu bedienen wissen. Die ganze Zeit, von der Kriegserklärung an, bis zum Abmarsche der Krieger, werden die Nächte mit Lustbarkeiten, und die Tage mit nothwendigen Zurüstungen zugebracht. Wenn das kriegführende Volk es für nöthig hält, einen benachbarten Stamm um Hülfe anzusuchen, so wählt es einen von seinen Anführern, der die Sprache des andern Volks gut versteht, und der überhaupt auch sonst ein guter Redner ist, und schickt durch ihn einen Gürtel Wampum, worauf die Absicht der Gesandtschaft durch Figuren ausgedrückt ist, die ein jedes Volk sehr gut versteht. Außer diesem Gürtel führt er noch eine roth bemahlte Axt bey sich. So bald er das Lager oder Dorf, wohin er geschickt wird, erreicht, gibt er dem Anführer des Stammes Nachricht von dem Zweck seiner Gesandtschaft, und dieser beruft gleich einen Rath zusammen, vor welchem der Gesandte erscheinen muß. Hier legt er die Axt auf den Boden, und erklärt mit dem Gürtel in der Hand umständlicher die Veranlassung seiner Gesandtschaft. Er bittet sie in seiner Rede, die Axt aufzunehmen, und so bald er aufhört, so überliefert er den Gürtel. Wenn die Versammlung geneigt ist, der andern Nation

beyzustehen, so tritt einer von den Anführern hervor, und nimmt die Axt auf, und alsdenn nehmen sie sich ihrer Bundsgenossen mit vielem Eifer an. Wird aber weder Axt noch Gürtel angenommen, so schließt der Abgesandte, daß das Volk, dessen Beystand er verlangte, sich schon mit den Feinden seiner Nation in ein Bündniß eingelassen habe, und kehrt eiligst zurück, um seinen Landsleuten von seinem übeln Erfolge Nachricht zu geben.

Die Kriegserklärung der Indianer besteht darin, daß sie dem Volke, welches sie bekriegen wollen, eine am Stiel roth bemahlte Axt durch einen Sclaven überschicken. So gefährlich dieser Auftrag wegen der ersten Wuth der beleidigten Nation auch für den Bothen ist, so richtet er ihn doch immer getreulich aus. Oft erregt dieses Herausforderungszeichen eine solche Wuth bey dem Volke, daß sich sogleich ein kleiner Trupp auf den Weg macht, ohne die Erlaubniß der ältern Oberhäupter abzuwarten, um den ersten von der angreifenden Nation der ihnen aufstößt, umzubringen. Treffen sie einen an, so hauen sie ihm den Leib auf, und stecken eben so eine Axt, als ihnen überschickt ward, in das Herz ihres erschlagenen Feindes. Bey den entferntern Stämmen geschieht dieß mit einem Spieße oder Pfeile, dessen Ende roth gemahlt ist. Um ihre Feinde noch mehr zu erbittern, verstümmeln sie den Körper, und zeigen dadurch, daß sie sie nicht Männern, sondern alten Weibern gleich schätzen. Die Indianer ziehen selten in großen Haufen zu

Felde, weil sie auf ihren langsamen Märschen durch fürchterliche Wälder oder über Moräste und Seen mehr Mühe auf ihren Unterhalt wenden müssen, als sie gern anwenden. Ihr Heer führt nie Gepäcke oder Kriegsvorrath mit sich. Ein jeder Krieger hat außer seinen Waffen bloß eine Matte, und lebt außerhalb den Gränzen seiner Feinde, von dem Wilde, das er erlegt, oder von den Fischen, die er fängt. Wenn sie durch eine Gegend kommen, wo sie nicht befürchten dürfen, Feinde anzutreffen, so sind sie nicht sehr auf ihrer Hut. Zuweilen bleiben kaum zwölf Krieger zusammen, die übrigen gehen auf die Jagd. Aber wenn sie auch noch so weit vom Kriegswege abgehen, so sind sie doch sicher, sich zur bestimmten Zeit wieder auf dem Sammelplatze einzufinden. Sie schlagen ihre Zelte immer lange vor Sonnenuntergang auf, und da sie überhaupt eine sehr hohe Meinung von sich haben, so geben sie sich wenig Mühe, sich gegen einen Überfall in Sicherheit zu stellen. Sie verlassen sich sehr auf ihre Manitos oder Hausgötter, die sie immer mit sich führen, und da sie überzeugt zu seyn glauben, daß sie Schildwachenstelle vertreten, so schlafen sie ruhig unter ihrem Schutz ein. Diese Manitos, wie sie bey einigen Völkern heissen, welche die Nadoweßier aber Wakon, das heißt Geister, nennen, sind nichts anders, als Otter- und Marderfelle, für die sie eine sehr große Hochachtung haben. So bald sie sich in des Feindes Lande befinden, sind sie äußerst vorsichtig und behutsam. Sie zünden weiter kein Feuer an, man hört kein Geschrey

von ihnen, und sie gehn nicht mehr auf die Jagd. Sie dürfen sogar nicht einmahl mit einander sprechen, sondern müssen sich ihre Gedanken durch Zeichen und Geberden mittheilen. Sie verlassen sich ganz auf Kriegslist und heimliche Nachstellungen.

So bald sie ihre Feinde entdecken, schicken sie Kundschafter aus, um ihren Zustand zu erfahren, und so wie diese zurück kommen, wird ein Rath über die mitgebrachten Nachrichten gehalten, wobey sie aber äußerst leise mit einander sprechen. Ihre Angriffe thun sie gewöhnlich vor Tages Anbruch, weil sie alsdenn ihre Feinde im tiefsten Schlafe zu finden glauben. Die ganze vorhergehende Nacht liegen sie platt auf der Erde, ohne sich zu rühren, und nähern sich kriechend auf Händen und Füßen, bis sie auf einen Bogenschuß an ihre Feinde gekommen sind. Dann springen sie alle auf ein vom Hauptkrieger gegebenes Zeichen auf, schiessen ihre Bogen ab, und stürzen, ohne ihren Gegnern Zeit zu lassen, sich von ihrer Verwirrung zu erhohlen, mit ihren Äxten und Streitkolben über sie her. Die Indianer glauben, daß sie wenig Ehre davon haben, ihre Feinde öffentlich anzugreifen. Sie suchen ihren Ruhm bloß im Überfallen und Morden. Selten greifen sie an, ohne offenbaren Vortheil zu haben. Wenn sie ihren Feind auf der Hut, zu gut bedeckt, oder zu zahlreich finden, so ziehn sie sich zurück, wenn es ihnen möglich ist.

Die vorzüglichste Eigenschaft eines Hauptkrie-

gers besteht darin, daß er einen Angriff zu ordnen, und viele Feinde mit geringem Verluste zu erlegen verstehe. Zuweilen ziehn sie sich hinter Bäume, Hügel oder Felsen, und ziehen sich nach etlichen Schüssen unentdeckt zurück. Europäer, die diese Art zu fechten nicht kannten, fühlten zu oft die schrecklichen Wirkungen davon.

General Braddock gehörte zu der Zahl dieser Unglücklichen. Er rückte im Jahr 1755 zum Angriffe von Fort du Quesne vor, und ward von einer Partey verbundener Indianer, die für die Franzosen fochten, angegriffen, und verlor den größten Theil seines Heeres, welches aus drey tausend tapfern Leuten bestand. Die Indianer hatten eine so verdeckte Stellung genommen, daß die Engländer kaum wußten, woher und von wem sie so viel litten. So lange das Gefecht dauerte, ließ sich kein Indianer erblicken, und die Engländer waren genöthigt, sich zurück zu ziehen, ohne sich auch nur im geringsten für ihre Niederlage rächen zu können. Der General selbst bezahlte seine Verwegenheit mit seinem Leben, und mit ihm fiel eine Menge braver Leute, da seine unsichtbaren Feinde hingegen bloß etliche Verwundete hatten.

Wenn die Indianer ihren Überfall glücklich ausführen, so läßt sich die fürchterliche Scene ihrer Wuth nicht beschreiben. Die Grausamkeit der Sieger, die Verzweiflung der Besiegten, die sehr gut wissen, was ihnen für ein Schicksal bevorsteht, wenn sie gefangen werden, macht, daß

beyde ihre äußersten Kräfte anstrengen. Der Anblick der Streitenden, die alle roth und schwarz bemahlt und mit Blute der Erschlagenen bedeckt sind, das fürchterliche Geheul, und ihre gränzenlose Wuth übersteigen alle Begriffe eines Europäers. Carver war oft ein Zuschauer davon gewesen, und nahm einmahl auf eine sehr nachdrückliche Art Theil daran, und was den Auftritt noch schrecklicher machte, war ein völliges Unvermögen, Widerstand zu leisten.

General Webb, der 1757 die Englische Armee in Nordamerika befehligte, hatte eben bey Fort Edward sein Lager, als er die Nachricht erhielt, daß die Französischen Truppen unter dem General Montcalm gegen Fort William Henry anrückten. Er schickte gleich ein Corps von funfzehn hundert Mann, die theils aus Engländern, theils aus Provincialen bestanden, zur Verstärkung der Besatzung ab. Carver befand sich bey diesen Truppen als Freywilliger unter den Provinzialen. Die Vorsorge des Englischen Befehlshabers war nicht vergeblich; denn den Tag nach ihrer Ankunft sahen sie den Georgensee (ehemahls der Sacramentsee genannt), an welchem das Fort liegt, mit einer unzähligen Menge Boote bedeckt, und wenige Stunden nachher wurden ihre Linien von den Feinden angegriffen, die aus eilf tausend Franzosen und Canadiern, und zwey tausend Indianern bestanden. Der tapfre Oberst Monro war Befehlshaber des Forts, und seine Besatzung bestand aus zwey tausend und drey hundert Mann. Er vertheidigte

sich ungemein hartnäckig, und würde vielleicht das Fort erhalten haben, wenn er wäre gehörig unterstützt worden, oder nur sein Äußerstes hätte thun dürfen. Auf jede Aufforderung des Französischen Generals, der ihm die besten Bedingungen anboth, war seine Antwort, er sähe sich noch im Stande, allen Angriffen der Belagerer zu widerstehen, und wenn er sich auch dazu zu schwach fühlte, so könnte er jeden Augenblick Verstärkung von der Armee erhalten. Allein General Webb, dem der Oberst seinen Zustand hatte wissen, und ihn um Hülfe ersuchen lassen, schickte einen Bothen mit einem Briefe, worin er ihm schrieb, er könne ihm nicht zu Hülfe kommen; er möchte daher das Fort auf die besten Bedingungen, die er erhalten könne, übergeben. Dieser Brief gerieth dem Französischen General in die Hände, der den Commandanten gleich um Erlaubniß ersuchen ließ, mit ihm sprechen zu dürfen. Sie kamen unter Bedeckung einer kleinen Wache mitten zwischen den Linien zusammen, und General Montcalm erklärte, er wäre in Person gekommen, um die Übergabe des Forts zu verlangen, da es dem Könige, seinem Herrn, gehörte. Der Oberst antwortete, er wüßte nicht, wie das seyn könne, und er wäre daher entschlossen, es aufs äußerste zu vertheidigen. Der Französische General gab ihm darauf den Brief, und sagte: „Hier ist meine Vollmacht, das Fort in Besitz zu nehmen." Der Oberst sah jetzt nur zu gut, daß der Befehl von seinem Obern kam, und ließ sich, zwar sehr wider seinen Willen, in eine Unterhandlung ein. Der

Besatzung ward, ihrer bewiesenen Tapferkeit wegen, erlaubt, mit allen Ehrenzeichen abzuziehen; es wurden ihr bedeckte Wagen zur Abführung ihres Gepäckes nach Fort Edward, und eine Wache versprochen, um sie gegen die Wuth der Wilden in Sicherheit zu setzen. Den Morgen nach der Capitulation ward die ganze Besatzung, die jetzt aus ungefähr zwey tausend Mann, ohne Weiber und Kinder, bestand, innerhalb der Linien formirt, und war eben im Begriffe abzumarschiren, als sich eine große Menge Indianer um sie herum versammelte, und zu plündern anfing. Die Engländer hofften anfänglich, daß sie sich hiermit würden begnügen lassen, und thaten ihnen daher gar keinen Widerstand, welches sie auch ohnehin nicht im Stande waren. Sie hatten zwar die Erlaubniß, ihre Waffen mitzunehmen; aber man ließ ihnen keine einzige Patrone. Doch es blieb nicht beym Plündern; denn gleich darauf fielen sie einige Kranke und Verwundete an, und alle, die nicht mehr vermögend waren, in die Glieder zu kriechen, wurden, ihres Schreyens und Jammerns ungeachtet, bald hingerichtet. Nun glaubten sie doch wenigstens, daß alle Gefahr vorüber seyn würde, und ihre kleine Armee fing an, vorzurücken; allein sie sahen bald, daß der Vortrab zurück getrieben ward, und daß sie ganz von den Wilden umringt waren. Noch erwarteten sie jeden Augenblick, daß die Wache, welche die Franzosen bey der Übergabe versprochen hatten, ankommen würde; aber sie erschien nicht, und jetzt fingen die Indianer an, ihnen allen die

Waffen und Kleider abzureissen, und ließen den, der sich irgend widersetzte, die Schwere ihrer Äxte fühlen. Carver befand sich im Nachtrabe; aber dennoch nahm er bald an dem Schicksale seiner Gefährten Theil. Etliche Wilde packten ihn an, und rissen ihm seine Kleidungsstücke, seine Schnallen und Geld weg. Dieß geschah nahe bey dem Wege von den Linien auf der Ebene, auf welchem eine Französische Schildwache stand, zu welcher er lief, um Schutz zu suchen; allein Carver ward mit Gewalt wieder unter die Indianer gestoßen. Er suchte jetzt einen Haufen seiner Truppen, der in einiger Entfernung sich versammelt hatte, zu erreichen, aber es geschahen von allen Seiten so viele Schläge nach ihm, daß er nicht mit dem Leben würde davon gekommen seyn, wenn die Wilden nicht so dicht bey einander gestanden hätten, daß sie befürchten mußten, sich einander selbst zu treffen. Doch stieß ihn einer mit einem Spieße an der Seite her, und von einem andern erhielt er auch eine Spießwunde am Knöchel. Endlich erreichte er den Fleck, wo seine Landsleute standen, und drängte sich mitten unter sie. Doch ehe er sich aus den Händen der Indianer losmachte, war sein Hemde so zerrissen, daß nichts als der Kragen und vorn die Ärmel davon übrig waren, und überall hatte er Spuren von den wilden Griffen der Indianer. Jetzt erhoben die Indianer ihr Kriegsgeschrey, und fingen an, alle die ihnen nahe waren, ohne Unterschied zu ermorden. Es ist unmöglich, diesen fürchterlichen Auftritt nur einiger Maßen zu beschreiben. Männer, Weiber

und Kinder wurden auf die schändlichste Art hingerichtet, und gleich geschunden. Viele von den Wilden tranken das Blut ihrer Schlachtopfer, so wie es noch ganz warm aus den Wunden heraus quoll. Die Engländer sahen nun leider zu spät, daß sie von den Franzosen keine Hülfe erwarten durften, und daß sie gegen ihr Versprechen sie der Wuth der Indianer blosstellten. Der Kreis, in dem sich Carver befand, hatte schon sehr abgenommen, und das Blutvergießen erstreckte sich immer weiter; es schlugen daher einige von den Entschlossensten vor, alle ihre Kräfte anzustrengen, um durch die Wilden durchzubrechen, da dieß das einzige wahrscheinliche Mittel war, ihr Leben zu retten. So verzweifelt es auch war, so wagten sie es doch, und es stürzten sich auf einmahl zwanzig von ihnen unter die Indianer. Sie wurden in einem Augenblicke von einander getrennt, und Carver erfuhr erst einige Monathe nachher, daß sieben sich gerettet hatten. Er suchte sich auf die beste Art den Weg durch die Indianer zu bahnen, und hat noch nachher nicht begreifen können, mit wie vieler Vorsicht er jeden Schritt zu seiner Erhaltung that. Einige stieß er nieder, da er noch alle seine Jugendkräfte beysammen hatte, und andern entging er durch seine Geschwindigkeit, bis ihm endlich zwey starke Anführer, die, wie man an ihrer Kleidung sehen konnte, zu den wildesten Stämmen gehörten, bey beyden Armen faßten, und ihn durch den Haufen hindurch schleppten. Er hielt sich schon für verloren, da sie ihn auf einen Morast zuführten; allein sie waren kaum

etliche Schritte weit gegangen, als ein Engländer, vielleicht von Stande, die einzige Bedeckung, die er noch hatte, dicht bey ihnen vorbey stürzte. Einer von den Indianern ließ seinen Gefangenen fahren, und suchte seine neue Beute zu erhaschen. Allein der Engländer, der zu stark für ihn war, warf ihn nieder, und würde vermuthlich entkommen seyn, wenn nicht der andere Indianer, der Carvern hielt, seinem Gefährten zu Hülfe gekommen wäre. Carver nahm diese Gelegenheit wahr, und lief auf einen noch ungetrennten Haufen Engländer zu, den er in einiger Entfernung vor sich sah. Er warf noch einen Blick auf den Engländer zurück, dem er seine Rettung zu danken hatte, und sah, daß der zweyte Indianer ihn von hinten mit der Axt nieder hieb, welches seinen Schrecken und seine Verzweiflung noch vermehrte. Kaum kam er einige Schritte weiter, so kam ein kleiner niedlicher Knabe auf ihn zu, und bath ihn, ihn anzufassen, damit er den Händen der Wilden desto leichter entgehen möchte; aber er ward bald von ihm gerissen, und nach seinem Schreyen zu urtheilen, ermordet. So vielen Schmerz ihm auch das Schicksal dieses armen Kindes machte, so war es doch nicht möglich, ihm zu helfen. Carver befand sich jetzt wieder unter Freunden; allein sie waren nicht im Stande einander beyzustehen. Dieß war gerade der Trupp, der am weitesten vom Forte vorgerückt war, und daher schöpfte er einige Hoffnung, sich durch die äußern Glieder durchzudrängen, und in einem nahe vor ihm liegenden Walde zu entkommen. Er erreichte auch die-

sen Wald glücklich; allein er war so von Athem, daß er sich halb todt unter einem Busch hinwarf. Kaum hatte er sich wieder etwas erhohlt, so ward seine Furcht durch etliche Wilden erneuert, die nicht weit von ihm vorbey gingen, wahrscheinlich um ihn aufzusuchen. Er wußte jetzt nicht, ob es sicherer wäre, sich hier zu verbergen, bis die Nacht einbräche, oder tiefer ins Holz zu kriechen; doch erwählte er das Letzte, aus Furcht, die Indianer möchten zurück kommen, und eilte in eine andere Gegend des Holzes so schnell, als die Dornsträuche und der Verlust eines seiner Schuhe ihm erlauben wollten. Nach etlichen Stunden erreichte er einen Berg, von dem er den schrecklichen Schauplatz übersehen, und ganz deutlich wahrnehmen konnte, daß das Blutvergießen noch immer fortwährte. Doch um die Leser nicht zu ermüden, wollen wir bloß hinzu setzen, daß Carver, nachdem er drey Tage gehungert hatte, endlich das Fort Edward erreichte, wo er durch gehörige Vorsorge seine vorige Stärke und Munterkeit bald wieder erhielt. Man rechnete, daß die Wilden an diesem traurigen Tage funfzehn hundert Personen umbrachten, oder gefangen wegschleppten, von welchen letztern viele nie zurück kamen. Nur einige wenige fanden nachher wieder den Weg nach ihrem Vaterlande, nachdem sie eine lange und traurige Gefangenschaft ausgestanden hatten. Der brave Oberst Monro war, so wie die Verwirrung anging, nach dem Französischen Lager geeilt, um die versprochene Wache zu hohlen; allein da seine Bemühungen vergeblich waren, so blieb er da zurück, bis Ge-

neral Webb ein Commando abschickte, um ihn nach Fort Edward abzuhohlen. Allein diese unglückliche Begebenheit, die wahrscheinlicher Weise sich nicht würde zugetragen haben, wenn er nach seinem eignen Plane hätte handeln dürfen, machte ihm so viel Kummer, daß er sie nicht lange überlebte, und man kann gewiß behaupten, daß sein Vaterland einen tapfern und würdigen Mann an ihm verlor. Ich will zwar nicht behaupten, daß es eine unmittelbare Strafe des Himmels war, daß so wenige von den Wilden, die an dem Blutvergießen Theil nahmen, nach ihrem Vaterlande zurück kamen; aber es ist doch merkwürdig, daß die Blattern, die durch die Europäer unter sie kamen, die meisten von ihnen wegrafften. Sie trugen durch ihre Heilmethode sehr vieles zur Tödtlichkeit dieser Krankheit bey, denn selbst während des Entzündungsfiebers badeten sie sich im kalten Wasser, und brachten sich dadurch bey hunderten ums Leben. Auch General Montcalm blieb bald darauf in dem Treffen vor Quebec. Doch es ist Zeit, zur Sache zurück zu kehren.

So nachlässig die Indianer auch sind, sich gegen einen Überfall zu sichern, so geschickt und thätig sind sie, ihre Feinde zu überfallen. Zu ihrer großen Vorsicht und Behutsamkeit kommt noch das ihnen angeborne Talent, die Spur derer, die sie verfolgen, ausfindig zu machen. Auf dem weichsten Grase, auf dem härtesten Sande und selbst auf Steinen können sie die Bildung der Fußtapfen und an der Weite der Schritte bestimmen, ob sie von einer Frau oder von einem Manne sind,

und selbst zu welcher Völkerschaft diese gehören. So unglaublich dieß auch scheinen mag, so hat man doch so viele Proben davon gesehen, daß gar nicht weiter daran zu zweifeln ist. So bald sie ihres Sieges gewiß sind, schaffen sie erst alle die aus dem Wege, die sie nicht ohne Mühe fortzubringen glauben, und suchen nachher so viele Gefangene zu machen, als ihnen möglich ist. Allen Todten oder schwer Verwundeten ziehen sie die Haut vom Kopfe, welches sie mit vieler Geschicklichkeit thun. Sie wickeln das Haar ihres Feindes um die linke Hand, setzen ihm einen Fuß auf den Hals, und schneiden die auf diese Art ausgespannte Haut mit ihren Schnittmessern, die sie immer dazu gut geschärft halten, in etlichen Schnitten herunter. Ihre Geschicklichkeit ist so groß, daß sie kaum eine Minute zu der Operation brauchen. Die Häute heben sie als Beweise ihrer Tapferkeit und Rache gegen ihre Feinde auf. Wenn zwey Indianer zugleich einen Gefangenen anpacken, so entscheiden sie den Streit, der darüber entstehen könnte, bald dadurch, daß sie die Ursache desselben mit ihrer Axt oder Streitkolbe aus dem Wege räumen. So bald sie ihren Zweck erreicht, und so vielen Schaden gestiftet haben, als ihnen möglich ist, ziehen sie sich, aus Furcht verfolgt zu werden, aufs eilfertigste nach ihrem Lande zurück. Wird ihnen wirklich nachgesetzt, so suchen sie ihren Verfolgern durch allerhand Kunststücke zu entgehen. Sie streuen Sand oder Blätter über ihre Fußtapfen, oder treten einer in des andern, oder heben ihre Füße so hoch, und treten so leise

zu, daß man gar keinen Eindruck davon auf der Erde bemerken kann. Sollten aber alle ihre Bemühungen vergeblich seyn, und sie werden wirklich eingehohlt, so bringen sie ihre Gefangenen um, ziehen ihnen die Kopfhaut ab, und zerstreuen sich, um desto leichter ihr Land wieder zu erreichen. Sind die Sieger hingegen so glücklich, sich zurück zu ziehen, ohne verfolgt zu werden, so suchen sie aufs eiligste eine Gegend zu erreichen, wo sie sich völlig sicher halten können, und damit ihre Verwundeten sie nicht aufhalten, so tragen sie sie auf Bahren oder ziehen sie auf Schlitten, wenn es gerade im Winter ist. Ihre Bahren sind nur ganz grob aus Zweigen zusammen gesetzt. Ihre Schlitten bestehen aus zwey dünnen Bretern, die zusammen ungefähr zwey Fuß breit, und sechs Fuß lang sind. Sie stehen vorn in die Höhe, und sind auf den Seiten mit kleinen Leisten beschlagen. Die Indianer ziehen darauf große Lasten ohne viele Mühe mit einem Riemen, der ihnen um die Brust geht. Dieser Ziehriemen heißt Metump, und ist in ganz Nordamerika, so wohl in den Colonien, als in den tiefen landeinwärts liegenden Gegenden gebräuchlich. In den letztern werden sie aus Leder gemacht, und sehr künstlich gearbeitet.

Die Gefangenen werden auf dem Marsche mit der größten Sorgfalt bewacht. Bey Tage halten sie immer einige von ihren Überwindern fest, wenn die Reise zu Lande geht. Zu Wasser werden sie im Canot fest gebunden. Bey Nacht werden sie ganz nackt auf die Erde gelegt, und mit

den Armen, den Beinen und dem Halse an Haken gebunden, die in der Erde befestigt sind. Außer dem binden sie ihnen Seile um die Arme oder Füße, die ein Indianer hält, und daher gleich aufwachen muß, wenn sie sich bewegen. Ungeachtet aller solcher Maßregeln fand doch einst eine Frau aus Neuengland fast ganz allein Mittel, aus den Händen eines Haufens von Kriegern zu entkommen, und ihr Vaterland zu rächen. Es unternahm nähmlich ein kleiner Trupp von zehn Kriegern nebst zwey Weibern eine Streifferey nach den hintern Pflanzungen von Neuengland. Sie hielten sich einige Zeit in der Nachbarschaft eines Gränzorts verborgen, und hatten endlich das Glück, nachdem sie etliche Leute getödtet, und ihnen die Kopfhaut abgezogen hatten, eine Frau mit ihrem zwölfjährigen Sohne gefangen zu bekommen. Sie waren jetzt mit dem, was sie gethan, zufrieden, und zogen sich nach ihrem Lande zurück, welches drey hundert Meilen davon lag. Die zweyte Nacht auf dem Rückzuge faßte die Frau, die, wenn ich nicht irre, Rowe hieß, einen Entschluß, welcher der größten Heldinn würdig war. Sie suchte, als ihre Sieger sich im tiefsten Schlafe befanden, ihre Bande von den Händen los zu machen, und bath leise ihren Sohn, den sie ungebunden herum gehen ließen, sich ja ruhig zu halten. Sie legte darauf alle Vertheidigungswaffen der Indianer beyseite, und gab ihrem Sohne eine Axt, und befahl ihm, ihrem Beyspiele zu folgen. Sie selbst tödtete mit einer zweyten Axt etliche Indianer auf der Stelle; allein ihr Unternehmen wäre bald durch die

Schwäche und Unentschlossenheit ihres Sohnes verunglückt, der einem Indianer einen so leichten Schlag gab, daß er nur davon aufwachte. Doch hatte sie noch Zeit genug, ihn nieder zu schlagen, ehe er seine Waffen finden konnte. Die Heldinn zog hierauf ihren erschlagenen Feinden die Kopfhaut ab, und brachte sie nebst den Kopfhäuten von ihren Landsleuten im Triumphe nach ihrem Wohnsitze zurück.

Auf dem Marsche zwingen die Indianer ihre Gefangenen, den Todtengesang zu singen, der gewöhnlich folgendes Inhaltes ist: „Ich gehe zum Tode; ich werde viel leiden müssen, aber ich will die größten Qualen, die mir meine Feinde anthun können, mit gehöriger Standhaftigkeit ertragen. Ich will wie ein tapferer Mann sterben, und zu den Helden gehen, die auf eine ähnliche Art starben." Diese Gesänge werden von Zeit zu Zeit wiederhohlt, bis sie das bestimmte Dorf oder Lager erreichen. Wenn nun die Krieger so nahe gekommen sind, daß man sie hören kann, so schreyen sie zu verschiedenen Mahlen, um ihren Freunden den Erfolg ihres Zugs kund zu thun. Ihr wiederhohltes Todtengeschrey zeigt an, wie viel sie von Landsleuten verloren haben, und ihr Kriegsgeschrey bezeichnet die Menge der Gefangenen. Es ist einem Europäer schwer, beyde Arten von Geschrey zu unterscheiden. So lange das Geschrey währet, bleiben sie alle voll Aufmerksamkeit stehen. So bald es aber vorbey ist, läuft alles aus dem Dorfe, um alle einzelnen Umstände zu erfahren. Wenn sie an das Dorf

kommen, so suchen Weiber und Kinder Stöcke und Knittel zusammen, und stellen sich in zwey Reihen, durch welche die Gefangenen durchmüssen. Sie schlagen darauf umbarmherzig auf sie los; doch hüten sie sich, daß sie sie nicht todt schlagen. Nach diesem Empfange werden ihnen die Hände gebunden, und es wird Rath über ihr Schicksal gehalten. Diejenigen, die mit den gewöhnlichen Qualen sterben sollen, werden dem Hauptkrieger übergeben; die aber, denen man das Leben schenken will, werden dem Oberhaupte der Völkerschaft anvertrauet; und hieraus können die Gefangenen ihr Schicksal leicht erfahren. Alle Gefangenen büßen für das Blut, daß sie vergossen haben, immer durchs Feuer. Sie ritzen ihnen mit Fischzähnen die Haut auf, und graben ihnen Zeichen in das Fleisch, welche die Indianer so gut verstehen, als die Europäer ihre Buchstaben. Nun werden sie auf den Platz geführt, und hingerichtet, wovon wir oben umständlich gehandelt haben.

Ein besonderes Beyspiel der Behandlung eines Gefangenen erzählt Carver, das er selbst bey den Nadoweßiern mit angesehen hatte. Nach den zu seiner Verurtheilung nothwendigen Ceremonien ward er am frühen Morgen in einiger Entfernung von dem Orte geführt, und an einen Baum gebunden. Hierauf erhielten alle Jungen aus dem Orte, deren es eine große Menge gab, Erlaubniß, mit Pfeilen nach ihm zu schiessen. Da keiner von ihnen über zwölf Jahre alt war, und sie außer dem sehr weit von ihm stan-

den, so konnten ihre Pfeile nicht tief in den Körper eindringen, so daß dieß unglückliche Schlachtopfer seine Qualen zwey völlige Tage erduldete. Unterdessen besang er seine Kriegsthaten, und erzählte alle Kunststücke, die er angewendet hätte, um seine Feinde zu überfallen. Er nannte die Menge Kopfhäute und Gefangene her, die er fortgeschleppt hätte. Er beschrieb alle grausamen Qualen, die er diesen angethan hätte, und schien bey dieser Erzählung das lebhafteste Vergnügen zu empfinden. Vorzüglich aber hielt er sich bey den Grausamkeiten auf, die er gegen die Anverwandten seiner jetzigen Peiniger verübt hatte, und suchte sie durch alle möglichen Beleidigungen zur Vermehrung seiner Qualen anzureitzen, damit er desto größere Proben seiner Standhaftigkeit ablegen möchte. Selbst als er schon mit dem Tode rang, und nicht weiter sprechen konnte, zeigte er noch Züge von Hohn und Stolz aus seinem Gesichte. Die Indianer glauben, bey diesen Grausamkeiten, außer der Befriedigung ihrer abscheulichen Rachbegierde, auch noch den Vortheil zu haben, daß die jungen Krieger früh den Hang zur Grausamkeit und zum Blutvergießen lernen, der zu den Indianischen Kriegen so nothwendig erfordert wird. Man erzählt auch, daß ein Indianer, eben als er gequält wurde, sich berühmte, er habe seine Gefangenen an einen Pfahl gebunden, ihre Körper voll kleiner Splitter vom Lerchenbaume gesteckt, und diese angebrannt; seine Peiniger wären dagegen nur alte Weiber, die es gar nicht verständen, wie man einen tapfern Krieger hin=

richten sollte. Diese Prahlerey hatte selbst für ein Indianisches Ohr zu viel Beleidigendes, und brachte die Sieger so auf, daß einer von ihren Oberhäuptern ihm das Herz aus dem Leibe riß, und damit den Mund verstopfte, aus welchem sie solche fürchterliche Dinge gehört hatten. Es gibt unzählige ähnliche Geschichten von dem Muthe und der Entschlossenheit der Indianer. Viele übersteigen allen Glauben; aber es ist dennoch ausgemacht, daß die Wilden viele Heldeneigenschaften besitzen, und alles Unglück mit einer Standhaftigkeit ertragen, die keine alten Helden Roms und Griechenlandes übertreffen können.

So grausam aber auch die Indianer gegen Gefangene ihres eigenen Geschlechts sind, so haben sich doch etliche Stämme wegen ihrer Mäßigung gegen gefangene Englische Frauenspersonen berühmt gemacht. Sie führten oft die größten Schönheiten fort, und hatten sie auf einem Marsche von drey bis vier hundert Meilen durch entlegene Wälder mitten zwischen sich liegen, ohne ihre Keuschheit im geringsten zu beleidigen. Selbst schwangere Frauenspersonen erhielten von den Wilden, wenn sie mitten in einsamen Gehölzen ihre Geburtsschmerzen fühlten, allen Beystand, den ihre Lage erlaubte. Diese Bescheidenheit rührt aber doch nicht ganz von ihrer natürlichen Denkungsart her, da man sie bloß bey Indianern antrifft, die mit Französischen Missionarien Umgang hatten. Denn, ohne vielleicht die Absicht zu haben, zum Vortheile ihrer Feinde, der Engländer, mit zu arbeiten, gaben sich die

Geistlichen alle ersinnliche Mühe, den Indianern ein Gefühl von Menschlichkeit einzuflößen, und man bemerkt die Wirkung davon augenscheinlich bey sehr vielen.

Die Gefangenen, die dem Hause der Gnaden bestimmt werden, und die gewöhnlich aus jungen Leuten, Weibern und Kindern bestehen, müssen auf die Entscheidung der Oberhäupter warten, die, wenn die andern hingerichtet sind, einen zweyten Rath über sie halten. Es wird zu dem Ende ein Herold heraus geschickt, der allen ankündigt, die irgend jemand von den Ihrigen auf dem letzten Zuge verloren haben, daß eine Vertheilung der Gefangenen vor sich gehen soll. Zuerst werden die Frauen, welche Kinder oder Männer verloren haben, befriedigt; und auf sie folgen alle, die weitläufiger Anverwandten beraubt wurden, oder die Lust haben, von den jungen Leuten einige an Kindes Statt anzunehmen. Wenn die Austheilung geschehen ist, die immer ohne allen Streit vor sich geht, so führt ein jeder seinen Antheil nach Hause. Der Gefangene wird los gebunden, seine Wunden, wenn er welche hat, werden ausgewaschen und verbunden, er wird gekleidet, und bekommt von dem besten Essen, das im Hause zu haben ist. Während daß ihre neuen Hausgenossen bey der Mahlzeit sind, suchen die Herren sie zu trösten. Sie ermuntern sie, fröhlich und gutes Muths zu seyn, da sie dem Tode entgangen wären, und wenn sie ihnen getreu dienen würden, so wollten sie alles thun, was in ihrem Vermögen stände, um ihnen den Verlust

ihrer Freunde und ihres Vaterlandes zu ersetzen. Wenn erwachsenen Mannspersonen das Leben geschenkt wird, so fallen sie gewöhnlich Wittwen zu Theile, die ihre Männer im Kriege verloren haben, und die sie gleich heurathen, wenn sie ihnen gefallen. Sollte aber die Wittwe ihre Neigung schon auf einen andern geworfen haben, so ist es für ihren Gefangenen sehr gefährlich, hauptsächlich, wenn sie glaubt, ihr Mann brauche im Lande der Geister einen Bedienten. Ist dieß der Fall, so führen einige junge Leute den Gefangenen an einen abgelegenen Ort, und schlagen ihn ohne Umstände todt; denn da der Rath ihm das Leben geschenket hat, so glauben sie, er sey es nicht werth, lange gequält zu werden. Die Frauenspersonen fallen gewöhnlich Männern zu Theile, bey welchen sie größten Theils sehr gut aufgenommen werden. Die Jungen und Mädchen werden im Hause aufgenommen, wo man sie nöthig hat, und als Sclaven hält. Zuweilen werden sie auch an die Europäischen Kaufleute verkauft. Die Auswechselung der Gefangenen hat bey den Indianern gar nicht Statt. Alle Gefangenen werden umgebracht, oder in Familien aufgenommen, oder zu Sclaven gemacht. Diese beyden letztern werden von ihrem eigenen Volke zurück gestoßen, wenn sie entfliehen sollten, nachdem man sie begnadigt hat. Die Aufgenommenen werden völlig als Mitglieder des Volks angesehen, zu welchem sie jetzt gehören; sie treten in alle Rechte derer, an welcher Statt sie gekommen sind, und tragen oft kein Bedenken, gegen ihre alten Landsleute zu Felde zu ziehen; sollte aber irgend

einer von ihnen entwischen, und wieder gefangen werden, so wird seine Undankbarkeit aufs Grausamste bestraft. Die Gefangenen, die als Sclaven angesehen werden, fallen größten Theils an die Oberhäupter, die sie oft an die Commendanten an den Englischen Gränzplätzen, oder an die Commissarien der Indianischen Angelegenheiten verschenken. Die Jesuiten und Französischen Missionarien sollen zuerst die Indianer bewogen haben, sie zu verkaufen, und ihre Absicht war wirklich lobenswürdig. Sie glaubten nähmlich, dadurch Grausamkeiten und Blutvergießen zu verhindern, um mehr Gelegenheiten zu erhalten, die Christliche Religion auszubreiten. Allein die guten Väter sahen ihre guten Absichten bald vereitelt. Denn anstatt dem Blutvergießen vorzubeugen, machten sie nur die Kriege zwischen den Indianern weit häufiger und heftiger. Sie fochten jetzt nicht mehr bloß aus Rachsucht oder Ruhmbegierde, sondern auch aus Gewinnsucht; denn sie vertauschten ihre Gefangenen für hitzige Getränke, die sie ungemein lieben, und daher immer auf Unkosten ihrer Feinde zu erhalten suchen. Man könnte zwar dagegen einwenden, daß jetzt weit weniger Gefangene gequält und umgebracht würden, da sie jetzt für sie von einem hohen Werthe sind; allein gegen die Krieger sind sie noch immer eben so grausam, und opfern sie gewiß ihrer Rachsucht auf. Sie suchen jetzt nur mehr junge Gefangene zu machen, und bringen die, welche sie zu beschützen suchen, eben so gut um, als es sonst geschah. Als die Missionarien sahen, daß dieser Sclavenhandel bloß dazu diente, den

Absatz hitziger Getränke zu vermehren, so wendeten sie sich an den Statthalter von Canada im Jahre 1693, und bathen ihn, diesen schändlichen Handel zu verbiethen. Allein er konnte ihn nicht ganz verhindern, denn die Französischen Holzläufer (couriers de bois) führten ihn immer heimlich fort, ungeachtet eine schwere Geld- und Gefängnißstrafe darauf stand. Einige von ihnen, die man darauf ertappte, begaben sich zu den Indianern, verheuratheten sich mit Indianischen Mädchen, und wählten eine freywillige Verbannung aus ihrem Vaterlande. Allein da sie gewöhnlich schlechte und ausschweifende Kerl waren, so trugen sie wenig dazu bey, die Sitten der Indianer zu verbessern, oder die Christliche Religion auszubreiten. Ihre Nation hatte jedoch vielen Vortheil von diesen Flüchtlingen, denn sie unterhielten die verschiedenen Indianischen Völkerschaften beständig von der Macht und Größe der Franzosen, für deren Monarchen sie, ungeachtet ihrer Verbannung, ihre angeborne Anhänglichkeit noch immer beybehalten hatten, und flößten dadurch den Indianern eine Neigung für ihre Landsleute ein, die sich noch jetzt bey jeder Gelegenheit äußert.

Sonst sehen die Indianer jedes überwundene Volk als Sclaven seiner Sieger an. Wenn ein Volk ein anderes völlig überwunden hat, so müssen die Oberhäupter von diesem, wenn sie mit ihren Überwindern im Rathe sitzen, Weiberröcke tragen, um dadurch ihre Unterwürfigkeit anzuzeigen. Die Kriege der Indianer sind gewöhn-

lich erblich, und dauern von Geschlecht zu Geschlecht fast ununterbrochen fort. Wenn der Friede nothwendig wird, so suchen beyde Theile sorgfältig den Anschein zu vermeiden, als wenn sie den ersten Antrag gethan hätten. Wenn sie mit ihnen wegen eines Waffenstillstandes Unterhandlungen pflegen, so erscheint der Anführer, der den Auftrag dazu erhalten hat, es sey denn, daß ein neutraler Stamm die Vermittelung auf sich nimmt, mit seinem gewöhnlichen Stolze, und gibt nicht im geringsten nach, selbst wenn es mit seinem Vaterlande auch noch so schlecht steht, sondern sucht vielmehr seine Feinde zu überreden, daß ihr eigener Vortheil es erfordere, Frieden zu machen.

Oft verursachen Zufälle einen Frieden zwischen Völkerschaften, die sonst nichts vereinigen konnte. Wir wollen ein Beyspiel davon erzählen. Vor ungefähr achtzig Jahren führten die Irokesen und Tschipiwäer Krieg mit den Ottogamiern und Sakiern, die ihnen lange nicht gewachsen waren. In einem Winter unternahmen einmahl tausend Irokesen eine Streifferey von dem See Ontario aus über Toranto in das Gebieth ihrer Feinde. Sie gingen längs den östlichen und nördlichen Ufern des Huronen-Sees fort, bis sie an die Insel St. Joseph kamen, die in der Meerenge von St. Marien liegt. Hier gingen sie über das Eis in dieser Meerenge ungefähr funfzehn Meilen unterhalb des Wasserfalles, und setzten ihren Weg immer gegen Westen fort. Da der Boden mit Schnee bedeckt war, so gingen sie, um ihre An-

zahl zu verstecken, alle hinter einander, und traten sorgfältig einer in des andern Fußtapfen. Allein ungeachtet aller ihrer Vorsicht wurden sie von vier Tschipiwäern entdeckt, die aus ihrer Behutsamkeit leicht ihre Absichten errathen konnten. Die Tschipiwäer führten zwar selbst damahls Krieg mit den Ottogamiern, und standen mit den Illinesen in Bündnisse, aber sie entschlossen sich nichts desto weniger, ihnen von der ihnen bevorstehenden Gefahr Nachricht zu geben. Sie nahmen daher mit ihrer gewöhnlichen Geschwindigkeit einen Umweg, und kamen auf der Wildbahn der Ottogamier an, ehe ein so großer Haufen, der noch dazu so behutsam anrückte, sie erreichen konnte. Sie fanden hier ungefähr vierhundert Krieger, worunter einige Sakier waren, und gaben ihnen von der Annäherung ihrer Feinde Nachricht. Die Anführer zogen gleich ihre ganze Macht zusammen, und hielten einen Rath über die Maßregeln zu ihrer Vertheidigung. Da sie ihre Familien bey sich hatten, so war es unmöglich, aufs Fliehen zu denken; sie entschlossen sich daher, die vortheilhafteste Stellung in der Gegend zu nehmen, und die Irokesen aufs wärmste zu empfangen. Nicht weit davon waren zwey kleine Seen, die durch eine sechzig bis hundert Fuß breite, und ungefähr eine Meile lange Erdenge getrennt wurden. Da sie vermutheten, daß die Irokesen darüber anrücken würden, so theilten sie ihr kleines Heer in zwey Haufen, wovon jeder zwey hundert Mann stark war. Einer davon nahm seinen Posten an dem Ende des Passes, der auf die Wildbahn stieß, und

zog darüber ein Verhack; der andere Haufen zog sich unterdessen um die Seen herum, um den Feinden, wenn sie sich innerhalb des Passes befänden, den Rückzug abzuschneiden. Ihr Plan glückte vollkommen, und sobald alle Irokesen auf der Erdenge waren, machte der zweyte Haufen in ihrem Rücken eine ähnliche Linie, wozu sie das Holz schon bereit hatten, und schloß dadurch die Feinde völlig ein. Die Irokesen sahen bald die Lage, worin sie sich befanden, und berathschlagten sich über die Maßregeln, die sie zu ihrer Befreyung ergreifen müßten. Zu ihrem Unglücke hatte es eben angefangen zu thauen, und es war schon so wenig Eis in den Seen, daß man nicht weiter darüber gehen konnte, aber dennoch zu viel, um mit Flößen durchzukommen, oder durchzuschwimmen. Sie beschlossen daher, eine von den Verschanzungen zu bestürmen, womit es ihnen aber nicht glückte. Ungeachtet der mißlichen Lage, worin sie sich jetzt befanden, brachten sie mit der den Indianern eigenen Gleichgültigkeit etliche Tage mit dem Fischen zu. Unterdessen war das Eis völlig geschmolzen, und sie entschlossen sich daher, auf Flößen, wozu sie gerade etliche Bäume auf der Erdenge fanden, über einen von den Seen zu gehen. Allein die Ottogamier erfuhren ihre Absicht, und schickten einen Haufen von hundert und funfzig Mann ab, um ihnen die Landung zu verwehren, die dadurch ohnehin verzögert ward, daß sie mit ihren Ruderstangen oft im Schlamme stecken blieben. So wie die Irokesen sich dem Ufer näherten, empfingen die Ottogamier sie mit einem Regen von Pfei-

len und Kugeln, und ungeachtet jene aus Verzweiflung ins Wasser sprangen, und sich durchschlugen, so büßten sie doch mehr als die Hälfte ihrer Leute ein. Sie verloren dabey alles Pelzwerk, das sie den Winter über gefangen hatten, wovon die Sieger den Tschipiwäern, welchen sie ihre Rettung zu danken hatten, einen Theil zur Belohnung gaben. Sie nöthigten sie, ungeachtet aller Weigerungen, die besten davon auszusuchen, und schickten sie unter einer hinreichenden Bedeckung nach ihrem Lande zurück. Dieser tapfere und kluge Widerstand der Ottogamier und Sakier brachte nebst der Vermittelung der Tschipiwäer, die ihre alte Feindschaft bey Seite setzten, und das Betragen ihrer vier Landsleute vollkommen billigten, einen Frieden zwischen diesen Völkerschaften zu Stande, auf den nachher eine völlige Freundschaft folgte.

Zuweilen werden die Indianer, wenn sie lange genug Krieg geführet haben, desselben müde, und suchen durch Vermittelung wieder Frieden zu stiften. Die Art dieser Vermittelung bestehet darin: eine Anzahl Anführer von ihren Landsleuten und dem Volke, das die Vermittelung über sich genommen hat, reisen in das Land ihrer Feinde, und tragen die Friedenspfeiffe vor sich her. Diese Pfeiffe wird überall respectirt, und die Indianer glauben, daß wenn sich jemand an einer solchen Gesandtschaft vergreifen würde, so würde der große Geist ein solches Verbrechen nicht ungestraft lassen. Wenn sich die Oberhäupter versammelt und gesetzt haben, so füllt der Adjutant des

großen Kriegers die Pfeiffe mit Tobak, und hütet sich sorgfältig, die Erde damit zu berühren. Er nimmt hierauf eine Kohle, und zündet die Pfeiffe an; wenn sie gehörig brennt, so hält er sie zuerst gen Himmel, und nachher gegen die Erde. Er dreht sich hierauf in einem Kreise herum, und hält die Röhre wagerecht in der Hand. Durch die erste Bewegung biethet er sie dem großen Geist an, um seinen Beystand zu erhalten; durch die zweyte sucht er die bösen Geister zu vertreiben, und durch die dritte den Schutz der Geister zu erhalten, welche die Luft, die Erde und das Wasser bewohnen. Hierauf wird die Pfeiffe dem Erbregenten des Volks hingereicht, welcher den Rauch gegen den Himmel, und hernach rund um sich herum auf die Erde bläst. Hierauf geht sie auf die nähmliche Art bey den Fremden und Gesandten herum. Von diesen kommt sie an den Hauptkrieger und die andern Oberhäupter in ihrer Ordnung. Hierauf wird Rath gehalten, und wenn sie einig werden, wird die roth bemahlte Axt in die Erde begraben, zum Zeichen, daß alle Feindschaft zwischen beyden Völkern aufhöre. Man übergibt hierauf einander einen Gürtel Wampum, der zur Bestätigung des Friedens dient. Dieser enthält zugleich den Inhalt der Friedensbedingungen in hieroglyphischen Knöpfen. Hierauf beschenken sich die Oberhäupter mit einzelnen Schnüren, die sie an dem Halse tragen, und die Gesandten kehren nach Hause, und bringen den Frieden mit.

Daß, außer dem Krieg die Jagd die liebste

und einzige Beschäftigung der Indianer sey, haben wir im dritten Bande S. 278 bemerkt; sie werden dazu von der frühesten Jugend angehalten, und sie wird bey ihnen eben so ruhmwürdig gehalten, als sie zu ihrem Unterhalte nothwendig ist. Ein geschickter und entschlossener Jäger wird fast eben so sehr geschätzt, als ein tapferer Krieger. Es wird daher auch nicht leicht irgend ein Kunststück, das der menschliche Witz erfunden hat, Thiere, die ihres Fleisches oder ihrer Felle wegen schätzbar sind, zu fangen, bey ihnen unbekannt seyn. So lange, als sie diesem Geschäfte nachgehen, verläßt sie die ihnen angeborne Trägheit gänzlich, und sie bezeugen sich dabey thätig, geduldig und unermüdet. Sie wissen die Mittel, ihren Raub ausfündig zu machen, eben so gut, als ihn zu fangen. Sie können die Spur vom Wilde unterscheiden, ungeachtet jedes andere Auge nichts davon gewahr wird, und es mit der größten Gewißheit durch unwegsame Wälder verfolgen. Die Thiere, welche die Indianer ihres Fleisches und ihrer Felle wegen jagen, woraus sie entweder ihre Kleidung machen, oder wofür sie von den Europäern andere Bedürfnisse eintauschen, sind Büffel, Elendthiere, Rehe, Musethiere, Bären, Rennthiere, Biber, Ottern, Marder, u. s. w. Wir wollen diese Thiere nicht beschreiben, sondern nur die Art, wie sie gejagt werden, erzählen.

Die Jagdroute, und die Parteyen, welche auf die verschiedenen Züge ausgehen müssen, werden in ihren allgemeinen Versammlungen, die im

Sommer gehalten werden, so wie alle übrigen Wintergeschäfte, festgesetzt. Der Hauptkrieger, dessen Amt es mit sich bringt, dazu die nöthigen Einrichtungen zu machen, läßt alle, die bereit sind, ihm zu folgen, feyerlich einladen; denn die Indianer erkennen, wie wir schon vorhin bemerkt haben, keine Oberherrschaft, und können sich vom Zwange gar keinen Begriff machen. Ein jeder, der die Einladung annimmt, bereitet sich dazu dadurch vor, daß er etliche Tage fastet. Das Fasten der Indianer besteht aber nicht, wie bey andern Völkerschaften, darin, daß man nur die schmackhaftesten und kostbarsten Speisen ißt, sondern sie enthalten sich wirklich alles möglichen Essens und Trinkens, und ihre Geduld und Standhaftigkeit geht so weit, daß der heftigste Durst sie nicht bewegen würde, auch nur einen Tropfen Wasser zu kosten. Bey aller dieser strengen Enthaltsamkeit behalten sie dennoch einen Anschein von Zufriedenheit und Heiterkeit. Sie fasten, wie sie behaupten, vorzüglich, um desto freyer träumen zu können, und in diesen Träumen zu erfahren, wo das meiste Wild anzutreffen sey, und zugleich den Zorn der bösen Geister abzuwenden, und sich ihre Gunst zu erwerben. Außer dem mahlen sie alle unbedeckten Theile ihres Körpers schwarz.

Wenn die Fastenzeit vergangen, und der Ort der Jagd bekannt gemacht worden ist, so gibt der Anführer, der die Aufsicht dabey hat, den verschiedenen Parteyen ein großes Gastmahl, woran aber keiner Theil nehmen darf, bis er sich geba-

det hat. Bey diesem Gastmahle essen sie, ungeachtet ihres langen Fastens, sehr mäßig, und der Anführer erzählt ihnen dabey die Thaten derer, die bey dem Geschäfte, das sie jetzt vorhaben, das Meiste geleistet hatten. Bald darauf treten sie ihren Zug, überall schwarz bestrichen, unter dem Zujauchzen des ganzen Volkes, nach dem bestimmten Orte an. Ihre Behendigkeit und ihre Geduld bey der Verfolgung des Wildes sind unbeschreiblich. Keine Gebüsche, Gräben, Flüsse oder Moräste können sie aufhalten. Sie gehen immer in der geradesten Linien weiter, und es gibt wenig Thiere in den Gehölzen, die sie nicht einhohlen könnten. Wenn sie auf die Bärenjagd ausgehen, so bemühen sie sich, ihr Lager zu entdecken; denn den Winter über verbergen sich diese Thiere in hohle Stämme oder Bäume, oder machen sich Löcher in die Erde, wo sie ohne Nahrung die Zeit, so lange die strenge Witterung dauert, zubringen. Wenn die Indianer glauben, daß sie an eine Stelle gekommen sind, welche diese Thiere gewöhnlich besuchen, so machen sie in Verhältniß ihrer Zahl einen Kreis, und suchen, indem sie sich dem Mittelpuncte nähern, ihren eigentlichen Aufenthalt ausfündig zu machen. Auf diese Art sind sie gewiß, alle, die sich in der Kreisfläche aufhalten, aufzujagen, und mit Flinten oder Bogen zu fällen. Der Bär flieht, so bald er nur einen Menschen oder Hund ansichtig wird, und wehrt sich nicht eher, als wenn er verwundet oder sehr hungrig ist. Zur Büffeljagd machen die Indianer einen Kreis oder ein Viereck, fast auf die nähmliche Art, als wenn

sie Bären aufsuchen. So bald jeder seinen Posten eingenommen hat, stecken sie das Gras, das um diese Zeit gewöhnlich welk und trocken ist, in Brand, und treiben darauf die Büffel, die sich sehr vor dem Feuer fürchten, in einen engen Raum zusammen, wo ihnen nicht leicht einer entwischt. Elendthiere, Rehe und Rennthiere jagen sie auf verschiedene Art. Zuweilen suchen sie sie in den Wäldern auf, in welche sie während der rauhen Witterung ihre Zuflucht nehmen, und wo sie leicht hinter den Bäumen geschossen werden können. In den nördlichen Gegenden machen sie sich die Witterung auf eine besondere Art zu Nutze, um Elendthiere zu fangen. Wenn die Sonne eben stark genug wird, um den Schnee zu schmelzen, auf dem sich aber durch den Nachtfrost eine Art Rinde setzt, so bricht dieß schwere Thier mit seinem gespaltenen Hufe leicht durch, und kann sich nicht ohne viele Mühe wieder los machen, und daher wird es von den Indianern leicht eingehohlt und erlegt. Einige Völkerschaften jagen diese Thiere auf eine viel leichtere und weniger gefährliche Art. Die jagende Partey theilt sich in zwey Truppen, und wählt sich eine Stelle nahe beym Ufer irgend eines Flusses; ein Trupp setzt sich in Canote, indem der andere einen halben Kreis auf dem Lande macht, dessen Arme sich bis ans Wasser erstrecken. Hierauf lassen sie ihre Hunde los, die alles Wild, das sich innerhalb des Kreises befindet, aufjagen, und in den Fluß treiben, wo der größte Theil davon leicht von den in den Canoten befindlichen Indianern geschossen wird. So wohl Elendthiere

als Büffel sind ungemein wüthend, so bald sie verwundet werden, wenden sich kühn gegen ihre Verfolger, und treten sie unter die Füße, wenn der Jäger sie vorher nicht tödten, oder sich auf einem Baume in Sicherheit setzen kann. Auf diese Art können sie ihnen leicht ausweichen, und sie so verwunden, daß sie von selbst aufhören, sie zu verfolgen. Die einträglichste unter allen Jagden, vorzüglich in den nördlichen Gegenden, ist unstreitig die Biberjagd, auf welche sie sich auch besonders legen. Die Jahrszeit dazu währt den ganzen Winter, vom November bis zum April, weil eben alsdenn ihr Fell seine größte Vollkommenheit erreicht. Die Beschreibung von diesen außerordentlichen Thieren, die Bauart ihrer Hütten, und die ganze Verfassung ihrer Gesellschaft haben wir bereits im vorigen Theile geliefert. Die Jäger bedienen sich verschiedener Mittel, sie zu fangen; doch gewöhnlich fangen sie sie in Schlingen, hauen das Eis auf, oder graben ihre Dämme auf. Da die Biber ein ungemein scharfes Gesicht und ein sehr feines Gehör haben, so muß man sich ihrem Aufenthalte mit großer Vorsicht nähern. Sie gehen selten weit vom Wasser weg, und bauen ihre Häuser immer dicht an einen großen Fluß oder See, und können sich daher leicht ins tiefste Wasser begeben, wo sie gleich bis auf den Grund untertauchen. Sie schlagen dabey mit ihrem Schwanze stark auf das Wasser, und geben dadurch ihrer ganzen Gemeinde ein Warnungszeichen. Mit Fallen werden sie auf folgende Art gefangen. Es ist zwar bekannt, daß die Biber gewöhnlich ei=

nen hinreichenden Vorrath für den Winter zusammen tragen; aber dessen ungeachtet streifen sie von Zeit zu Zeit in die benachbarten Länder, um frische Lebensmittel zu hohlen. Wenn nun die Jäger ihren Aufenthalt entdecket haben, so stellen sie ihnen eine Falle in den Weg, unter welche sie kleine Stücke Rinde oder junge Sprößlinge legen, und so bald der Biber sie berührt, fällt ein schwerer Klotz auf ihn herunter und zerbricht ihm den Rücken, wodurch er seinen Verfolgern leicht zur Beute wird. Sonst hacken sie auch, wenn das Eis auf Flüssen und Seen sehr dick ist, eine Öffnung darein, daß sich die Biber, wenn man sie in ihren Häusern stört, gern nähern, um frische Luft zu schöpfen. Ihr Athem macht eine ziemliche Bewegung im Wasser, und die Jäger können ihre Annäherung daher leicht bemerken, und sich fertig machen, sie auf den Kopf zu schlagen, so bald sie sich nur über dem Wasser sehen lassen. Wenn die Biber ihre Häuser an Bächen haben, so sind sie noch leichter zu fangen. Die Jäger hauen nähmlich einen Bach ins Eis, ziehen ein Netz darunter her, und zerstören die Häuser der Biber, die immer das tiefste Wasser suchen, und sich daher häufig in diese Netze verwickeln. Allein man muß sie nicht lange darin ruhig lassen, weil sie sich sonst leicht mit ihren scharfen und starken Zähnen daraus würden los machen können. Die Indianer verhindern ihre Hunde sorgfältig, die Knochen von Bibern zu benagen, weil sie theils so hart sind, daß die Hunde leicht ihre Zähne daran verderben könnten, theils weil sie befürchten, die

Geister der Biber durch diese Nachsicht so aufzubringen, daß sie ihnen die künftige Jagdzeit völlig verderben würden. Für die Felle dieser Thiere tauschen die Jäger von den Europäern ihre nothwendigen Waaren ein, weil sie von diesen höher geschätzt werden, als alles übrige Rauchwerk; und daher wird der Biberfang auch von den Indianern mit dem größten Eifer betrieben.

Wenn die Indianer Büffel, Elendthiere, Rehe u. dgl. m. fangen, so wird das Fleisch davon größten Theils unter den Stamm, wozu sie gehören, ausgetheilt; aber zum Biberfange vereinigen sich gewöhnlich nur etliche Familien, und theilen die Beute unter sich. Überhaupt sehen sie im ersten Falle bey der Theilung auch immer etwas auf ihre Familie; doch hört man nie, daß irgend Neid oder Zänkereyen darüber entstanden. Bey den Nadoweßiern ist es ein Gewohnheitsgesetz, daß, wenn jemand ein Stück Wild anschießt, welches aber noch eine Strecke fort laufen kann, ehe es hinfällt, er es einem andern, selbst von einem andern Stamme, überlassen muß, wenn dieser nahe genug ist, ein Messer darein zu stoßen, ehe jener herbey kommt. So widerrechtlich und gewaltsam auch dieß Gesetz zu seyn scheint, so lassen sie es doch sich willig gefallen. Die Indianer, welche an den hintern Colonien wohnen, haben dagegen die Gewohnheit, daß der, welcher ein Stück Wild zuerst anschießt, auch den besten Theil davon erhält.

Nach den ernstlichen Beschäftigungen kommen wir nun auf die Ergezlichkeiten der Indianer, und zwar zuvörderst auf ihre Gastmahle. Viele Indianische Nationen machen keinen Gebrauch von Brot, Salz oder andern Gewürzen, und einigen sind sie völlig unbekannt. Die Nadowessier insbesondere haben kein Brot, und überhaupt nichts, das seine Stelle vertreten könnte. Sie essen wilden Reiß, der häufig in verschiedenen Gegenden ihres Gebiethes wächst; aber er wird gekocht, und allein gegessen. Sie essen das Fleisch von allen Thieren, die sie auf der Jagd fangen, aber ohne irgend eine mehlige Substanz dazu zu nehmen, um die gröbern Theile des Fleisches verdauen zu helfen; und selbst Zucker, den sie aus dem Ahornbaume ziehen, brauchen sie nicht, um irgend eine andere Speise schmackhafter zu machen, sondern essen ihn gewöhnlich allein. Den Gebrauch der Milch kennen sie ebenfalls gar nicht, ungeachtet sie von Büffeln und Elendthieren genug haben könnten. Sie glauben, daß sie zu nichts dienen könne, als junge Thiere in ihrem zartesten Zustande zu ernähren. Dennoch scheint es eben nicht, daß der gänzliche Mangel von Dingen, die bey andern Völkern für sehr nothwendig und nahrhaft gehalten werden, ihnen nachtheilig wäre; denn sie sind, überhaupt betrachtet, gesunde, starke Leute. Bey den Ottogamiern, den Sakiern und den östlichen Völkerschaften gibt es ein Gericht, das fast die Stelle des Brotes vertreten könnte. Es wächst bey ihnen viel Indianisches Korn, das nicht allein von den Indianern sondern auch von

Europäern, die in diese Gegenden kommen, sehr geschätzt wird. Das eben erwähnte Gericht besteht aus unreifem Korne und unreifen Bohnen, die mit Bärenfleisch gekocht werden, wovon das Fett dem Korn und den Bohnen ihre Trockenheit benimmt, und sie ungemein wohl schmeckend macht. Sie nennen dieses Gericht Succatosch. Die Indianer essen nichts weniger als rohes Fleisch, ungeachtet sie oft dafür verschrien werden. Alle ihre Speisen werden sehr stark gekocht oder gebraten. Ihr Getränk ist gewöhnlich die Brühe, worin die Speisen gekocht wurden. Ihre Gerichte bestehen in Bären- Elend- Reh- Biber- und Coati-Fleisch, das sie auf eben die Art zubereiten. Sie essen gewöhnlich Rehfleisch, das von Natur trocken ist, und Bärenfleisch, welches fett und saftig ist, zusammen. So fett auch das letztere ist, so ißt man es sich doch nicht leicht zum Ekel. Im Frühjahre essen die Nadoweßier die innere Rinde von einem Strauche, der irgend wo in ihrem Lande wächst; allein man konnte so wenig den Nahmen davon ausfündig machen, als erfahren, woher sie sie bekommen. Sie ist sehr spröde, und läßt sich leicht kauen. Sie schmeckt ungemein angenehm, fast wie Rüben, und die Indianer behaupten, daß sie sehr nahrhaft sey.

Die geringeren Indianer sind sehr unreinlich bey der Zubereitung ihrer Speisen; aber einige von den Vornehmen halten sehr viel auf Nettigkeit und Reinlichkeit in ihrer Kleidung, ihren Zelten und Speisen. Sie essen gewöhnlich in großen Haufen mit einander, so daß ihre Mahl-

zeiten eigentlich als Gastereyen angesehen werden können. Sie essen, ohne sich an gewisse Stunden zu binden, gerade wie es ihr Hunger und ihre Bequemlichkeit erfordert. Sie tanzen gewöhnlich vor oder nach der Mahlzeit, und bringen durch ihre Fröhlichkeit wahrscheinlich dem großen Geiste, dem sie für alles Gute verpflichtet zu seyn glauben, ein angenehmeres Opfer, als sie es durch ein förmliches Dankgebeth würden thun können. Männer und Weiber essen bey öffentlichen Gelegenheiten nicht zusammen, und jedes Geschlecht hat seine besonderen Gastmahle. Zu Hause hingegen, wenn keine Fremden da sind, essen Manns- und Frauenspersonen zusammen. Wenn die Oberhäupter sich irgend bey einer öffentlichen Angelegenheit versammeln, so wird sie immer mit einem Gastmahle beschlossen, bey welchem ihre Schmauserey und Fröhlichkeit keine Gränzen kennt.

Der Tanz ist eine von den liebsten Leibesübungen der Indianer. Sie kommen bey keiner öffentlichen Gelegenheit zusammen, ohne ihn zu einer von ihren Belustigungen zu machen; und wenn sie nicht mit Kriegen oder mit der Jagd zu thun haben, so vergnügen sich die jungen Leute von beyden Geschlechtern alle Abende damit. Bey ihren Gastmahlen, und sonst in allen übrigen Tänzen, steht jede Mannsperson nach der Reihe auf, tanzt mit großer Leichtigkeit und Kühnheit, und besingt dabey die Thaten seiner Vorfahren. Während der Zeit gibt die Gesellschaft, die auf dem Boden in einem Kreise um den Tänzer herum

ßßt, mit dem Tänzer den Tact durch einen Ton an, den sie alle zugleich ausstoßen, und der fast klingt wie heh, heh, heh. Diese Töne, wenn man sie so nennen kann, werden sehr rauh, und mit der größten Austrengung der Lunge heraus gestoßen, daß man fast glauben sollte, ihre Stärke müsse dadurch bald erschöpft werden; aber dieß geschicht so wenig, daß sie es die ganze Zeit über, in der sie tanzen, mit der nähmlichen Heftigkeit wiederhohlen. Die Frauenspersonen, hauptsächlich bey den westlichen Völkerschaften, tanzen mit sehr viel Anmuth. Sie tragen sich sehr gerade, und lassen ihre Arme dicht am Leibe herunter hangen. Sie fangen ihren Tanz damit an, daß sie erst etliche Schritte zur Rechten, und dann wieder zur Linken zurück gehen. Diese Bewegung machen sie ohne ordentliche Schritte auf Europäische Art zu thun, sondern halten ihre Füße dicht an einander, und bewegen die Zehen und die Fersen eins um das andere. Auf diese Art glitschen sie mit großer Leichtigkeit bis an eine gewisse Stelle, und wieder zurück, und wenn auch noch so viele mit einander tanzen, so halten sie doch den Tact so genau, daß der Tanz nie unterbrochen wird. Während des Tanzes vermischen sie ihre helle Stimme mit den heisern Stimmen der Männer, die um sie herum sitzen (denn Manns- und Frauenspersonen tanzen nie zusammen), und dieß macht mit ihren Trommeln und Tschitschickues keine üble Harmonie. Außer dem hat jede Völkerschaft ihre besondere Art zu tanzen. Die Tschipiwäer nehmen mehrere verschiedene Stellungen an, als die übrigen Indianer.

Bald halten sie den Kopf in die Höhe; bald bücken sie sich fast bis auf die Erde; bald neigen sie sich ganz auf die eine Seite, bald aber wieder auf die andere. Die Nadoweßier tragen sich gerader, treten fester, und machen ihre Bewegung mit mehr Anstande. Aber alle machen bey ihrem Tanze das unangenehme Geräusch, welches ich eben beschrieben habe.

Der Pfeiffentanz ist der vornehmste und angenehmste für den Zuschauer, weil er nicht so ausschweifend ist, wie die übrigen, und die schönsten Figuren hat. Man tanzt ihn bloß bey gewissen Gelegenheiten, z. B. wenn feindliche Gesandte kommen, um Friedensunterhandlungen zu pflegen, oder wenn vornehme Fremde durch ihr Gebieth reisen. Der Kriegstanz, den sie immer tanzen, wenn sie auf den Krieg ausgehen, oder aus dem Kriege zurück kommen, setzt Fremde in Schrecken. Er wird, wie die übrigen, in einem Kreise von Kriegern getanzt. Ein Anführer fängt ihn gewöhnlich damit an, daß er von der Rechten zur Linken geht, und zugleich seine eigenen Thaten und die Thaten seiner Vorfahren besingt. Wenn er mit der Erzählung irgend einer merkwürdigen That fertig ist, so schlägt er heftig mit seiner Kriegskeule dazu in die Erde. Ein jeder tanzt, so wie die Reihe an ihn kommt, und besingt ebenfalls die wundervollen Thaten seiner Familie, bis sie endlich alle zusammen tanzen. Jetzt fängt der Tanz wirklich an für jeden Fremden fürchterlich zu werden, da sie fast eine jede fürchterliche und scheusliche Stellung

annehmen, die sich nur denken läßt, und dabey im voraus zeigen, was sie gegen ihre Feinde im Kriege thun wollen. Während dieses Tanzes halten sie ihre scharfen Messer in der Hand, und drohen damit, wenn sie sich herum werfen, einander zu durchstoßen; und dieß würde auch sicher geschehen, wenn sie nicht mit außerordentlicher Fertigkeit dem Stoße auswichen. Durch diese Bewegungen suchen sie die Art auszudrücken, wie sie ihre Feinde tödten, ihnen die Haut vom Kopfe ziehen, oder sie gefangen nehmen. Um den ganzen Auftritt noch auffallender zu machen, erheben sie ein eben so fürchterliches Geheul und Kriegsgeschrey, als sie in ihren Schlachten thun; so daß man sie in diesen Augenblicken für einen Haufen von Teufeln ansehen sollte. Carver tanzte diesen Tag oft mit ihnen, aber er fand eben nicht lange Vergnügen daran, da er seine Furcht, eine gefährliche Wunde zu bekommen, nicht ablegen konnte. Er fand, daß bey den Nationen auf der Westseite des Missisipi, und an dem obern See, der Pawa oder der schwarze Tanz noch üblich ist. Die Einwohner in den Colonien erzählen tausend lächerliche Geschichten von Erscheinungen des Teufels, der diesen Tanz zuwege gebracht hätte. Allein sie geben zu, daß dieß nur vor Zeiten geschehen sey, aber jetzt sich bey denen Indianern, die nahe an den Europäischen Niederlassungen wohnen, nur selten zutrage. Man sah zwar bey diesem Tanze in den inländischen Gegenden keine wirkliche Erscheinung des Teufels, aber doch solche Dinge, die nur Leute thun konnten, die mit ihm im Bunde stehen, oder sonst

äußerst geschickte Gaukler waren. Als sich Carver bey den Nadoweßiern aufhielt, ward eben ein solcher Tanz aufgeführt. Ehe der Tanz anfing, ward einer von den Indianern in eine Gesellschaft aufgenommen, welche sie Weckon Kitschewah, oder die freundliche Gesellschaft des Geistes nannten. Diese Gesellschaft besteht aus Personen von beyden Geschlechtern, allein es werden keine aufgenommen, die einen tadelhaften Charakter haben, und nicht von der ganzen Gesellschaft gebilligt werden. Auf diese Aufnahme folgte der Pawa-Tanz, worin man aber nichts sah, das zu den Erzählungen, die man davon gehört hatte, Anlaß geben konnte, und die ganze Feyerlichkeit ward, wie gewöhnlich, mit einem großen Gastmahle beschlossen. Da die Einweihung mit sehr sonderbaren Umständen verknüpft war, die, wie wir schon vorhin gesagt haben, entweder eine Wirkung von Zauberey, oder von außerordentlicher Geschicklichkeit seyn mußte, so wollen wir das ganze Verfahren dabey umständlich beschreiben.

Die Ceremonie ging zur Zeit des Neumondes auf einem Platze vor sich, der in der Mitte des Lagers eigentlich dazu gewidmet war, und ungefähr 200 Personen fassen konnte. Der Engländer ward als ein Fremder, dem sie ohnehin bey jeder andern Gelegenheit schon so viele Höflichkeiten erwiesen hatten, zu dieser Feyerlichkeit eingeladen, und erhielt seine Stelle dicht an den Schranken eines Verschlags. Gegen zwölf Uhr fingen die Indianer an, sich zu versammeln. Die

Sonne schien sehr hell, welches sie für ein gutes Zeichen ansahen; denn überhaupt halten sie ihre öffentlichen Zusammenkünfte nicht gern, wenn der Himmel nicht heiter ist. Zuerst erschien eine große Anzahl von Oberhäuptern, die ihre besten Kleidungsstücke anhatten. Nach ihnen kam der Hauptkrieger, der einen bis auf die Erde herab hangenden Rock von reichen Fellen anhatte, und mit ihm ein Gefolge von funfzehn bis zwanzig Personen, die sehr schön bemahlt und angekleidet waren; auf diese folgten die Frauen von denen, die schon in die Gesellschaft aufgenommen waren, und hinten nach kam ein vermischter Haufe von geringen Leuten, die alle nach ihrem Vermögen dazu beytrugen, die Versammlung prächtig und glänzend zu machen. Als die Gesellschaft sich gesetzt hatte, und Stillschweigen gebothen war, stand einer von den vornehmsten Anführern auf, und machte der Gesellschaft in einer kurzen aber meisterhaften Rede die Ursache ihrer Zusammenkunft kund; nähmlich, daß einer von ihren jungen Männern wünschte, in ihre Gesellschaft aufgenommen zu werden. Er nahm diesen jungen Mann darauf bey der Hand, und fragte die Gesellschaft, ob sie etwas dagegen einzuwenden hätte, daß er ein Mitglied ihres Ordens würde? Da niemand etwas dawider hatte, so ward der junge Candidat in die Mitte gestellt, und vier Oberhäupter stellten sich dicht neben ihm hin, und ermahnten ihn nach der Reihe, nicht unter der Ceremonie, der er sich jetzt unterwerfen müßte, zu erliegen, sondern sich als ein Indianer und als ein Mann zu betragen.

Zwey von ihnen faßten ihn darauf bey den Armen, und ließen ihn niederknieen, der dritte stellte sich hinter ihm, um ihn aufzufangen, wenn er fiele, und der vierte ging ungefähr zwölf Fuß gerade vor ihm zurück. Als nun alles in gehöriger Ordnung war, so redete der Anführer, der vor dem knieenden Candidaten stand, ihn mit einer vernehmlichen Stimme an. Er sagte ihm, daß er schon von dem nähmlichen Geiste besessen wäre, der auch in wenigen Augenblicken über ihn kommen würde; der Geist würde ihn zwar todtschlagen, aber er würde ihm auch gleich das Leben wieder geben. So schrecklich diese Gemeinschaft des Geistes auch wäre, so nothwendig wäre sie doch, ihn zu den Vorzügen vorzubereiten, welche die Gesellschaft genöße, in die er jetzt aufgenommen werden sollte. Indem er dieß sagte, schien er selbst sehr heftige Bewegungen zu fühlen, die endlich so stark wurden, daß sich seine Gesichtszüge verzerrten, und sein ganzer Körper in Zuckungen fiel; darauf warf er etwas, das an Farbe und Gestalt einer kleinen Bohne ähnlich war, dem jungen Manne dem Anscheine nach in den Mund; der junge Mann fiel auf der Stelle ohne alle Bewegung nieder, als wenn er von einer Kugel getroffen wäre. Der Anführer, der hinter ihm stand, fing ihn in seinen Armen auf, und legte ihn mit Hülfe der beyden andern für todt auf die Erde nieder. So bald dieß geschehen war, fingen sie an, seine Glieder zu reiben, und ihn so auf den Rücken zu schlagen, daß Lebendige eher davon hätten eingeschläfert, als Todte erwecket werden können. Unterdessen sag-

te der Redner seine Rede immer fort, und bath die Zuschauer, sich nicht zu wundern, oder an der Wiederherstellung des jungen Mannes zu zweifeln, da sein jetziger lebloser Zustand bloß von der gewaltsamen Wirkung des Geistes auf seine Organe herrührte, die bisher solcher Begeisterungen noch nicht gewohnt wären. Der Candidat lag verschiedene Minuten ohne alles Gefühl und Bewegung, doch machten endlich die vielen heftigen Schläge, daß er wieder einige Spuren von Leben zeigte, die aber mit heftigen Zuckungen und einer Art von Ersticken verbunden waren. Allein diese hörten bald auf, und als er die Bohne, oder was es sonst auch war, das der Indianer auf ihn zuwarf, wieder von sich gegeben hatte, so schien er in kurzer Zeit ziemlich wieder hergestellt zu seyn. Als dieser Theil der Ceremonie wieder vorbey war, nahmen ihm die vier Oberhäupter seine gewöhnliche Kleidung ab, und zogen ihm dafür wieder eine ganz neue an. Hierauf nahm ihn der Redner wieder bey der Hand, und stellte ihn der Gesellschaft als ein ordentliches und völlig eingeweihtes Mitglied vor, und ermahnte sie, ihm allen Beystand zu leisten, dessen er als ein junges Mitglied bedürftig seyn könnte. Dem jungen Bruder geboth er, den Rath seiner ältern Brüder mit Bescheidenheit anzuhören, und pünctlich zu befolgen. Jetzt machten alle, die in den Schranken waren, einen Kreis um ihren neuen Bruder. Die Musik fing an, und der große Krieger sang ein Lied, worin, wie gewöhnlich, die kriegerischen Thaten ihrer Nation erhoben wurden.

Ihre ganze Musik besteht in einer Trommel von einem künstlich gearbeiteten Stücke eines hohlen Baumes, über welches eine Haut gespannt ist, auf welche man mit einem einzelnen Stocke schlägt. Der Ton dieses Instruments ist sehr überlautend, und man braucht es bloß um das Zeitmaß damit anzugeben. Zuweilen brauchen sie auch das Tchitschicku, und in ihren Kriegstänzen eine Art Pfeiffen von Rohr, die einen durchdringenden und widrigen Ton haben. Nach dieser eben beschriebenen Feyerlichkeit fing der Tanz an, so wie die Gesellschaft sich zusammen gestellt hatte; verschiedene Sänger verstärkten die Musik mit ihren Stimmen, und die Frauenspersonen fielen zuweilen in den Chor mit ein, wodurch eine wilde, aber dennoch nicht unangenehme Harmonie entstand. Dieß war überhaupt eines von den angenehmsten Festen, denen unser Engländer beywohnte, als er sich unter den Indianern aufhielt. Ein lächerliches Stück bey diesem Tanze, das einer Art von Zauberey ähnlich sah, war vorzüglich auffallend; die meisten Tänzer hatten ein aufgeblasenes Marder- oder Otterfell in der Hand, das, wenn man darauf drückte, ein pfeiffendes Geräusch durch eine hölzerne Röhre machte. So wie dieß Instrument jemand vor das Gesicht gehalten ward, und seinen Laut von sich gab, fiel er auf der Stelle allem Anschein nach todt nieder. Zuweilen lagen drey oder mehrere Manns- und Frauenspersonen zugleich auf der Erde, allein sie erhohlten sich gleich wieder, und traten von neuem in den Tanz ein. Dieß schien selbst den

Vornehmen viel Vergnügen zu machen. Carver hörte allhier, daß diese Schläuche ihre Dii penates, oder Hausgötter wären.

Als man einige Stunden auf diese Art zugebracht hatte, fing das Gastmahl an. Man sah, daß alle die Gerichte aus Hundefleisch bestanden, und erfuhr, daß sie bey allen ihren öffentlichen Gastereyen kein anderes Fleisch brauchten, und daß es der junge Candidat zu dem eben erwähnten Feste herbey schaffen müßte, wenn es ihm auch noch so viele Mühe kosten sollte. Eben diese Gewohnheit, Hundefleisch bey gewissen Gelegenheiten zu essen, ist bey verschiedenen Völkerschaften, in den Ländern eingeführt, die an den nordöstlichen Gränzen von Asien liegen. Der Verfasser der Beschreibung von Kamtschatka, die auf Befehl der Russischen Kaiserinn heraus gegeben ward, erzählt, daß die Einwohner von Korka, einem Lande gegen Norden von Kamtschatka, die, wie die Tartarn, heerdenweise herum ziehen, ein Rennthier oder einen Hund schlachten, wenn sie den bösen Geistern opfern, und daß sie davon das Fleisch essen, den Kopf aber mit der Zunge auf einen Pfahl stecken, so daß die Stirn nach Osten gekehrt ist. Auch wenn sie ansteckende Krankheiten befürchten, so schlachten sie einen Hund, winden seine Gedärme um zwey Pfähle und gehen dazwischen durch. Diese Gebräuche, worin ihnen die Indianer fast gleich kommen, scheinen die Meinung, daß Amerika von diesen Gegenden aus sey bevölkert worden, noch mehr zu bestätigen.

Carver erzählt noch von einem Tanze, weiß aber nicht zu was für einer Art von Tänzen er ihn rechnen soll, welchen die Indianer aufführten, die auf sein Gezelt zukamen, als er nahe beym See Prohin, an den Ufern des Missisippi, ans Land gestiegen war. Als er aus seinem Gezelte heraus kam, sah er ungefähr zwanzig nackte Indianer, wovon die meisten so schön gewachsen waren, als er sie je gesehen hatte, nach der Musik ihrer Trommeln auf ihn zu tanzen. Alle zehn oder zwölf Schritte blieben sie stehen, und machten ein fürchterliches Geheul. Als sie sein Gezelt erreicht hatten, bath er sie, herein zu kommen, welches sie auch thaten, ohne ihn einer Antwort zu würdigen. Er bemerkte, daß sie sich roth und schwarz bemahlt hatten, welches sie gewöhnlich thun, wenn sie gegen einen Feind ausziehen, und daß der feindselige Anführer, der seinen Gruß nicht erwiederte, sie abgeschickt hätte. Er entschloß sich daher, sein Leben so theuer zu verkaufen, als möglich, und setzte sich mit seiner Flinte und seinen Pistolen an der Seite auf seinem Koffer nieder, und befahl seinen Leuten, gut auf ihrer Hut zu seyn. Im Gezelte setzten die Indianer ihren Tanz abwechselnd fort, und besangen dabey ihre Heldenthaten und die Vorzüge ihres Stammes vor allen andern. Um ihren Ausdrücken, die ohnehin schon so stark und kräftig waren, daß der beherzteste Mensch sich dadurch würde in Furcht haben setzen lassen, noch mehr Gewicht zu geben, schlugen sie beym Ende eines jeden Absatzes gegen die Pfähle seines Gezeltes mit einer solchen Heftig-

keit, daß er jeden Augenblick vermuthete, es würde über ihn zusammen fallen. Sie hielten, so wie ein jeder in der Runde bey ihm vorbey tanzte, ihre rechte Hand über ihre Augen, und sahen ihm starr ins Gesicht, welches er eben für kein Freundschaftszeichen halten konnte. Seine Leute hielten sich für verloren, und er gesteht selbst, daß er nie eine lebhaftere Furcht gefühlt habe. Als ihr Tanz fast zu Ende war, both er ihnen die Friedenspfeiffe an, allein sie wollten sie nicht annehmen. Er nahm daher seine letzte Zuflucht zu Geschenken, und suchte aus seiner Küste etliche Bänder und andere Kleinigkeiten hervor, und both sie ihnen an. Diese schienen sie in ihrem Entschlusse wankend zu machen, und ihren Zorn etwas zu besänftigen; denn sie setzten sich nach einer kurzen Berathschlagung auf die Erde nieder, welches er für ein gutes Zeichen ansah. Und dieß war es auch in der That, denn bald nachher nahmen sie die Friedenspfeiffe, zündeten sie an, und gaben sie ihm zuerst, und rauchten nachher selbst daraus. Sie nahmen darauf die Geschenke auf, die sie bis dahin kaum angesehen hatten, aber ihnen jetzt sehr willkommen zu seyn schienen, und verließen ihn als gute Freunde. Carver gesteht, daß er nie froher war, als da er diese fürchterlichen Gäste vom Halse hatte. So sehr er es auch wünschte, so konnte er doch nie die eigentliche Absicht ihres Besuchs erfahren. Es war immer äußerst wahrscheinlich, daß sie feindliche Absichten hatten, und daß ihr Besuch bey später Nacht bloß durch den großen Krieger war

veranlasset worden. Doch konnt' es vielleicht, wie er nachher erfuhr, auch geschehen seyn, um ihm eine große Ehre zu erzeigen, die gewöhnlich allen Anführern fremder Völkerschaften widerfährt, wenn sie zu ihnen kommen; und daß die Puncte ihres Betragens, die ihm verdächtig vorkamen, bloß Wirkungen ihrer Eitelkeit waren, und darauf abzielen sollten, dem Fremden eine hohe Meinung von ihrer Größe und Tapferkeit einzuflößen. Den Morgen darauf, ehe er seine Reise fortsetzte, brachten ihm einige Frauenspersonen ein Geschenk von Zucker, welches er mit einigen neuen Bändern erwiederte.

Der Opfertanz hatte seinen Nahmen von keinem wirklichem Opfer, das irgend einem guten oder bösen Geiste dargebracht wird, sondern es ist ein Tanz, den die Nadoweßier so nennen, weil er bloß bey öffentlichen Freudensfesten aufgeführt wird. Als sich Carver bey ihnen aufhielt, verlief sich ein schönes Reh in ihr Lager, wo es bald gefangen und geschlachtet ward. Da dieß sich gerade beym Neumonde zutrug, so sahen sie es als eine gute Vorbedeutung an. Es ward ganz gebraten, ein jeder im Lager erhielt seinen Theil davon, und das ganze Fest ward mit einem solchen Opfertanz beschlossen.

Zu den Lustbarkeiten der Indianer gehört auch das Spiel, dem sie äußerst ergeben sind, und worin sie ihre schätzbarsten Reichthümer mit der größten Gelassenheit verlieren. Sie haben außer denen im III. B. S. 324. angeführten Spielen noch fol-

gende. Eines der vornehmsten ist das Ballspiel. Ihre Bälle sind etwas größer, als unsere Federbälle, und werden aus Rehefellen gemacht. Man nimmt ein Stück davon, feuchtet es mit Wasser an, um es weicher zu machen, stopft es stark mit Rehhaaren aus, und näht es mit Sehnen zu. Die Ballhölzer sind ungefähr drey Fuß lang, und haben am Ende eine Art von Rakette, die wie eine flache Hand aussieht, und aus Riemen besteht, welche aus einer Rehhaut geschnitten worden sind. Mit dieser Rakette fangen sie den Ball auf, und schlagen ihn weit weg, wenn sie nicht von der Gegenpartey, die ihn aufzufangen sucht, gehindert werden. Dieß Spiel wird gewöhnlich von einem großen Haufen gespielt, der oft über dreyhundert stark ist, und gemeiniglich spielen verschiedene Parteyen gegen einander. Zuerst werden zwey Pfähle, ungefähr achtzehn hundert Fuß von einander, in die Erde geschlagen, und eine jede Partie hat ihr eigenes Quartier dahinter. Der Ball wird gerade zwischen diesen Quartieren stark in die Höhe geworfen, und jede Partie sucht ihn zuerst in das ihrige zu schlagen. Sie sind hierin so geschickt, daß der Ball fast in verschiedenen Richtungen im Fluge bleibt, ohne während des ganzen Spiels die Erde zu berühren. Sie dürfen ihn bloß mit Raketten, und nicht mit den Händen auffangen. Sie laufen einander mit unglaublicher Geschwindigkeit nach, und wenn einer eben im Begriff ist, den Ball weit wegzuschlagen, so kommt ihm plötzlich ein Gegner zuvor, und schlägt ihn nieder. Sie spielen mit so vielem Eifer, daß sie sich

oft verwunden, oder gar Arm und Beine zerbrechen; aber nichts desto weniger sieht man nie, daß solches aus Bosheit geschehe, und man hört nie von Zänkereyen zwischen den Partien.

Auch von dem Hauswesen der Indianer müssen wir zu S. 244. im III. B. einige Zusätze liefern. Die Vielweiberey ist bey ihnen erlaubt, und bey allen Ständen eingeführt. Die Oberhäupter haben ihrer gewöhnlich sechs bis vierzehn, die geringen Leute aber nehmen ihrer so viel, als sie mit ihren künftigen Kindern ernähren können. Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß ein Indianer zwey Schwestern heurathet, zuweilen nimmt er die ganze Familie, und alle leben mit einander in der größten Eintracht. Die jüngern Frauen begegnen den ältern mit Ehrerbiethung, und alle diejenigen, welche keine Kinder haben, verrichten alle geringen Dienste für die fruchtbaren, so daß ihr Zustand wenig von der Dienstbarkeit unterschieden ist. Allein sie verrichten dessen ungeachtet jeden Auftrag mit der größten Bereitwilligkeit, weil sie hoffen, sich dadurch die Gunst ihres Mannes zu erwerben, und ebenfalls das Glück zu haben, Mutter zu werden. Man findet oft, daß ein Indianer sich seiner Frauen viele Jahre lang enthält. Einige Weiber, die nicht so glücklich sind, durch ihren Gehorsam und durch kluges Betragen, die Gunst ihres Mannes zu erwerben, bleiben sogar ihr ganzes Leben hindurch Jungfrauen, wenn er sie nicht irgend einem angesehenen Fremden anbiethet, der sich nur eine kurze Zeit bey der Nation aufhält, daß

er sich in keine dauerhafte Verbindung einlassen kann. Sie gehorchen in solchem Fall ihrem Manne ohne Widerspruch, und lassen sich diese kurze Verbindung gern gefallen; aber wenn sie sich ohne seinen Befehl diese Freyheit heraus genommen hätten, so würden sie eben so hart gestraft, als wenn sie die Ehe gebrochen hätten. Diese Art der Gastfreyheit ist bey den Völkerschaften, die tief im Lande wohnen, gebräuchlicher, als auf den Gränzen der Colonien, die schon ihre Sitten mehr nach den Europäischen gebildet haben.

Die Heuraths-Ceremonien sind zwar bey den meisten Nordamerikanischen Völkern einerley; doch haben die Nadoweßier hierin etwas Besonders. Wenn bey diesen ein junger Mensch sich in ein Mädchen verliebt, so macht er ihren Ältern seine Neigung kund; und diese laden ihn ein, bey ihnen in ihrem Gezelte zu wohnen. Er nimmt dieß Anerbiethen an, und macht sich anheischig, als einer von ihren geringern Bedienten bey ihnen zu bleiben. Während dieser Zeit geht er auf die Jagd, und bringt alles Wild, das er erlegt, der Familie, woraus der Vater erkennen kann, ob er im Stande sey, seine Tochter und ihre künftigen Kinder zu ernähren. Doch thun dieses nur junge Leute, wenn sie ihre erste Frau nehmen. Wenn diese Zeit verflossen ist, so wird die Heurath nach Landesart folgender Maßen vollzogen. Etliche von den ältesten männlichen Anverwandten des Bräutigams und der Braut begleiten das junge Paar

aus ihren Gezelten auf einen offenen Platz in der Mitte des Lagers, wo die Oberhäupter und Krieger zu ihrem Empfange beysammen sind. Von den letzten stellt sich ein Haufe in zwey Reihen auf beyde Seiten des Bräutigams und der Braut, so bald sie ankommen. Der vornehmste von den Oberhäuptern macht darauf der Versammlung die Ursachen ihrer Zusammenkunft bekannt, und erklärt, das Paar vor ihnen, welches er bey seinen Nahmen nennt, sey gekommen, um ihre Absicht öffentlich kund zu thun, als Mann und Frau mit einander zu leben. Er fragt darauf beyde jungen Leute, ob sie Verlangen tragen, ihre Vereinigung zu Stande gebracht zu sehen. Diese geben mit vernehmlicher Stimme ihre Einwilligung, worauf die Krieger ihre Pfeile über die Köpfe der Eheleute schiessen, und der Anführer sie für Mann und Frau erklärt. Hierauf dreht sich der Bräutigam herum, bückt sich nieder, und nimmt seine Frau auf den Rücken, und trägt sie unter dem Zurufe aller Zuschauer nach seinem Gezelte. Nun folgt ein Gastmahl so prächtig, als es der junge Mann geben kann, und Gesänge und Tänze beschliessen gewöhnlich das Fest.

Der Ehebruch wird bey ihnen für ein großes Verbrechen gehalten, und mit der größten Strenge bestraft. Der Mann beißt bey einem solchen Vorfall seiner Frau die Nase ab, und scheidet sich sogleich von ihr. Die Kinder werden bey solchen Gelegenheiten zwischen den Eheleuten getheilt, und da man die Kinder für eine Last

hält, so fallen bey ungleicher Zahl der Frau die meisten zu.

Die Indianer legen ihren Kindern die Nahmen mit vieler Feyerlichkeit bey, und sehen es überhaupt für eine wichtige Sache an. Es ist schwer zu bestimmen, wodurch sich die Indianer eigentlich unterscheiden. Außer dem Nahmen des Thieres, wonach jede Nation und jeder Stamm benennet wird, gibt es noch persönliche Nahmen, welche die Kinder von ihrer Mutter erhalten. Die Oberhäupter unterscheiden sich auch durch einen Nahmen, der eine Beziehung auf ihre Fähigkeiten, oder die Hieroglyphe ihrer Familie hat; und diese bekommen sie, wenn sie das männliche Alter erreichen. Diejenigen, welche sich im Kriege oder auf der Jagd hervor thun, oder sonst eine vorzügliche Eigenschaft besitzen, erhalten auch einen Ehrennahmen, um ihre Thaten dadurch zu verewigen. So hieß z. B. der große Krieger der Nadoweßier Ottatongumlischka, der große Vater der Schlange; Otta bedeutet Vater, tongum, groß, Lischka, Schlange. Ein anderer Anführer ward Honapadschatin, d. i. ein schneller Läufer über die Gebirge genannt; und Carver, als er von eben diesen Nadoweßiern zu ihrem Anführer erwählt wurde, bekam den Nahmen Schibaego, d. i. Schreiber, weil sie ihn oft hatten schreiben gesehen.

Zu dem, was wir im vorigen Bande S. 339 ff. von dem Tode und Begräbniß der Indianer ge-

sagt haben, fügen wir noch dieses hinzu. Ein Indianer erwartet seinen Tod in seiner Hütte mit eben der Gleichgültigkeit, mit welcher er ihm oft im Felde entgegen ging. So bald der Arzt ihm sein Schicksal kund thut, so redet er die Umstehenden mit einer Fassung an, die sonst bey einem so wichtigen Falle, welcher fast jedem andern Menschen so viel Furcht verursacht, die größte Bewunderung verdient. Ist er einer von den Oberhäuptern, und hat er Familie; so hält er eine Art von Sterberede, worin er seinen Kindern allerhand nöthige Regeln gibt. Hierauf nimmt er Abschied von seinen Freunden, und befiehlt, ein Gastmahl für diejenigen anzurichten, welche ihm eine Leichenrede halten wollen.

So bald er den Geist aufgegeben hat, wird der Körper eben so gekleidet, als er es gewöhnlich bey Lebzeiten war, das Gesicht wird bemahlt, und man setzt ihn auf eine Matte, oder auf ein Fell mitten in der Hütte in eine aufrechte Stellung, und legt seine Waffen neben ihn. Hierauf setzen sich seine Anverwandten um ihn herum, und ein jeder hält nach der Reihe eine Rede an den Verstorbenen. War er ein berühmter Krieger, so erzählt er seine Heldenthaten ungefähr auf folgende Art, die in der Sprache der Indianer sehr dichterisch und gefällig ist. „Du sitzest noch unter uns, Bruder, dein Körper hat noch seine gewöhnliche Gestalt, und ist dem unsrigen noch ähnlich, ohne sichtbare Abnehmung, nur daß ihm das Vermögen zu handeln fehlt. Aber wohin ist der Athem geflohen, der noch vor

etlichen Stunden Rauch zum großen Geist empor blies? Warum schweigen jetzt die Lippen, von denen wir erst kürzlich so nachdrückliche und gefällige Reden hörten? Warum sind diese Füße ohne Bewegung, die noch vor einigen Tagen schneller waren, als die Rehe auf den Gebirgen? Warum hangen diese Arme ohnmächtig, die die höchsten Bäume hinauf klettern, und den härtesten Bogen spannen konnten? Ach! jeder Theil des Gebäudes, welches wir mit Bewundern und Erstaunen ansehen, ist jetzt wieder eben so unbeseelt, als er es vor drey hundert Wintern war. Wir wollen dich jedoch nicht auf solch eine Art betrauren, als wenn du für uns auf immer verloren wärst, oder als wenn dein Nahme nie wieder gehört werden sollte; deine Seele lebt noch in dem großen Lande der Geister, bey den Seelen deiner Landsleute, die vor dir dahin gegangen sind. Wir sind zwar zurück geblieben, um deinen Ruhm und dein Andenken unter uns zu erhalten; aber auch wir werden dir eines Tages folgen. Beseelt von der Achtung, die wir bey deinen Lebzeiten für dich hatten, kommen wir nun, dir den letzten Liebesdienst zu erzeigen. Damit dein Körper nicht auf der Ebene liegen bleibe, und den Thieren auf dem Felde, oder den Vögeln in der Luft zur Beute werde, wollen wir ihn sorgfältig zu den Körpern deiner Vorgänger und Freunde legen, in der Hoffnung, daß dein Geist mit ihren Geistern speisen, und bereit seyn werde, den unsrigen zu empfangen, wenn auch wir einst dem allgemeinen Lose aller

Lebenden unterliegen, und in dem großen Lande der Seelen ankommen werden."

In ähnlichen kurzen Reden erhebt jeder Anführer das Lob seines abgeschiedenen Freundes. Wenn dieß vorbey ist, und sie befinden sich gerade in einer großen Entfernung von dem Begräbnißplatze ihres Stammes, oder wenn sich der Todesfall im Winter eräugnet, so wickeln sie den Körper in Häute, und legen ihn auf ein hohes dazu errichtetes Gerüste, oder auf die Zweige eines großen Baumes, und lassen ihn bis zum Frühlinge liegen. Alsdenn tragen sie ihn, nebst allen übrigen Leichen ihres Stammes, auf den allgemeinen Begräbnißplatz, wo er unter gewissen Feyerlichkeiten begraben wird. Nach der Beerdigung setzen die Landsleute des Verstorbenen Hieroglyphen an die Stelle, damit man in künftigen Zeiten noch seine Verdienste und Vorzüge wisse. Wenn Indianer im Sommer so weit von dem Begräbnißplatze der Nation sterben, daß die Leiche in Fäulniß übergeht, ehe sie dahin gebracht werden kann, so wird das Fleisch von den Knochen getrennt, welche aufbewahrt, und nachher auf die gewöhnliche Art begraben werden. Da die Wilden glauben, daß die Seelen der Verstorbenen sich in dem Lande der Geister noch auf die gewöhnliche Art beschäftigen, daß sie sich ihren Unterhalt auf der Jagd erwerben müssen, und daß sie auch mit Feinden zu kämpfen haben; so begraben sie sie mit ihren Bogen, Pfeilen, und allen übrigen Waffen, die zur Jagd, oder zum Kriege dienen.

Außer dem geben sie ihnen auch noch Häute und Zeuge zu Kleidungen, und allerhand Hausrath, und sogar Farbe, um sich zu bemahlen, mit in das Grab. Die nächsten Anverwandten des Verstorbenen betrauern seinen Verlust mit vielem anscheinenden Kummer und Schmerzen. Sie schreyen und heulen, und verdrehen ihre Glieder, wenn sie in der Hütte oder dem Gezelte um die Leiche herum sitzen, so bald die Pausen zwischen den Lobreden der Oberhäupter es erlauben.

Was die Trauer-Ceremonien anbelangt, so sind sie bey den verschiedenen Nationen verschieden. Bey den Nadoweßiern zerstechen sich die Männer zum Beweise ihres Schmerzens das Fleisch an den Armen über den Elbogen mit Pfeilen, wovon man so wohl bey Vorehmen als Geringen Narben findet; die Frauenspersonen im Gegentheil zerfetzen sich die Beine mit einem scharfen Kieselsteine, bis das Blut häufig heraus quillt. Eine besondere Trauer-Ceremonie sah Carver bey den Nadoweßiern. Die Bewohner eines benachbarten Zeltes verloren ihren vierjährigen Sohn. Sie wurden über diesen Verlust so gerührt, daß der Vater durch seinen Kummer und den Verlust von dem vielen Blute sich den Tod zuzog. So bald die Frau, die vorhin schon untröstlich war, ihren Mann sterben sah, so hörte sie auf einmahl auf zu weinen, und ward völlig heiter und gelassen. Da man sie über diese schnelle Veränderung befragte, so sagte sie, daß der Gedanke, daß ihr Kind seiner großen Ju-

gend wegen im Lande der Geister sich seinen Unterhalt nicht würde verschaffen können, sie und ihren Mann sehr beunruhiget hätte; aber da ihr Mann selbst dahin gegangen wäre, der sein Kind zärtlich liebte, und die Jagd sehr gut verstände; so hätte sie aufgehört zu trauern, denn jetzt wäre sie überzeugt, daß ihr Kind glücklich wäre, und wünschte nichts mehr, als bald bey ihm zu seyn. Sie ging nachher alle Abende zu dem Baum, wo ihr Mann und ihr Sohn lagen, und schnitt eine Locke von ihrem Haar ab, welches sie auf die Erde streuete, und bedauerte in einem schwermüthigen Liede ihr Schicksal. Ihre Lieblings-Materie waren die Thaten herzurechnen, die ihr Sohn verrichtet haben würde, wenn er länger gelebt hätte, und sie brach oft in folgende Klagen aus: „Wärest du bey uns geblieben, mein Sohn, wie schön würde der Bogen deine Hand geziert haben, und wie tödtlich würden deine Pfeile den Feinden unseres Stammes geworden seyn! Du würdest oft ihr Blut getrunken, und ihr Fleisch gegessen haben, und zahlreiche Sclaven wären die Belohnung deiner Arbeit gewesen. Mit starkem Arme würdest du den verwundeten Büffel nieder geworfen, oder den wüthenden Bären bekämpft haben. Du hättest das fliehende Elendthier eingehohlt, und auf den Gipfeln der Gebirge dem schnellesten Rehe Trotz gebothen. Was für Thaten würdest du nicht verrichtet haben, wenn du das Alter der Kraft erreicht hättest, und von deinem Vater in allen Vollkommenheiten wärest unterrichtet worden!"

In ähnlichen Ausdrücken beklagen die Indianer den Verlust ihrer Todten. Überhaupt beobachten sie die Trauer über ihre Todten sehr strenge. Bey einigen Völkern schneiden sie sich das Haar ab, bemahlen sich das Gesicht schwarz, und sitzen in einer aufrechten Stellung mit dicht zugebundenem Kopfe, und entsagen allen Vergnügungen. Diese Strenge beobachten sie etliche Monathe lang, und einen geringern Schein von Trauer wenigstens etliche Jahre. Zuweilen währt dieser Beweis ihrer Achtung auch nur etliche Stunden, und wenn es ihren Nachbarn gerade einfällt, so stimmen sie mitleidig der Gesellschaft zu Liebe ebenfalls mit in den Klaggesang ein.

Nun zum Beschlusse noch etwas Weniges von der Zeitrechnung und Sprache der Indianer. Sie theilen ihre Zeit, ungeachtet ihrer gänzlichen Unwissenheit in der Sternkunde, auf eine sehr vernünftige Art ein. In den innern Gegenden von Nordamerika, von deren Bewohnern wir hier vorzüglich reden, rechnen sie ihre Jahre nach Wintern, oder, wie sie sich auch ausdrücken, nach Schneen. Einige Völkerschaften rechnen ihre Jahre nach Monden, geben jedem Jahre zwölf synodische oder Mondenmonathe, und zählen nach dem Verlaufe von dreyßig Monathen ein großes Jahr, worauf sie ihre Rechnung wie zuvor wieder anfangen. Sie achten sehr genau auf jeden Neumond, und äußern ihre Freude darüber durch besondere Töne und dadurch, daß sie ihre Hände gegen ihn empor heben. Ein jeder Monath hat bey ihnen ei-

nen besondern Nahmen, der die Jahreszeit ausdrückt, in welche er fällt. So nennen sie z. B. den März, mit dem sich ihr Jahr bey dem ersten Neumonde nach der Frühlingsnachtgleiche anfängt,) den Wurmmonath, weil um diese Zeit die Würmer ihre Schlupfwinkel in den Rinden der Bäume, im Holze u. s. w. worin sie sich den Winter über aufhielten, verlassen. Der April heißt der Pflanzenmonath, der May der Blumenmonath, der Julius der Bocksmonath u. s. w. Die Ursache dieser Benennungen ist deutlich genug. Der Augustmonath heißt der Störmonath, weil sie in diesem Monathe eine große Menge von dieser Fischart fangen. Der September heißt der Kornmonath, weil sie in diesem Monathe ihr Indianisches Korn einsammeln. Der October heißt der Reisemonath, weil sie um diese Zeit ihre Dörfer verlassen, und in die Gegenden reisen, wo sie den Winter über zu jagen denken. Der November wird von ihnen der Bibermonath genannt; weil die Biber in diesem Monathe anfangen, sich in ihren Häusern zu halten, da sie hinreichenden Vorrath auf den Winter eingesammelt haben. Der December heißt der Jagdmonath, weil sie diesen Monath mit der Jagd zubringen. Der Jänner der kalte Monath, da es in diesem Monathe gewöhnlich stärker friert, als im ganzen Jahre und übrigen Winter. Den Februar nennen sie den Schneemonath, weil darin gemeiniglich der meiste Schnee fällt. Wenn der Mond nicht scheint, so sagen sie, der Mond ist todt, und einige nennen die drey letzten Tage desselben, die nackten Tage.

Die erste Erscheinung des Mondes nennen sie sein Wiederaufleben. Sie haben keine Eintheilung von Wochen, aber Tage zählen sie nach dem Schlafen. Halbe Tage bestimmen sie, indem sie des Mittags auf die Sonne zeigen, und Vierteltage durch den Aufgang und Untergang der Sonne; und um dieß auszudrücken, bedienen sie sich in ihrer Überlieferung sehr auffallender Hieroglyphen.

Die Indianer sind eben so unwissend in der Erdbeschreibung, als in andern Wissenschaften, und dessen ungeachtet zeichnen sie auf Birkenrinde sehr genaue Karten von den Gegenden, die sie kennen. Bloß die Breite und Länge fehlt, um sie vollkommen zu machen. Ihre ganze Kenntniß in der Astronomie besteht darin, daß sie den Polar-Stern bestimmen können, nach welchem sie sich auch richten, wenn sie bey Nacht reisen. Sie rechnen die Entfernung der Örter nicht nach Meilen, sondern nach Tagereisen, die nach der richtigsten Rechnung, die man machen konnte, ungefähr zwanzig Englische Meilen betragen mögen. Sie theilen sie in halbe und Vierteltagereisen ein, und geben sie auf ihren Karten mit großer Genauigkeit durch die eben angeführten Hieroglyphen an, und können sie in ihren Rathsversammlungen, wenn sie Parteyen zum Kriege oder auf die Jagd ausschicken, sehr richtig bestimmen. Von der Rechenkunst haben sie gar keinen Begriff; sie zählen zwar sehr weit, aber sie kennen die Zahlzeichen eben so wenig, als die Buchstaben. Bey den Nadoweßiern be-

merkten einige von ihren Anführern eine Zeichnung von einer Mondsfinsterniß in einem astronomischen Buche, welches ein Engländer in der Hand hielt, und baten ihn, daß er sie ihnen zeigen möchte. Er gab ihnen das Buch von ungefähr zusammen gemacht hin; allein sie zählten die Blätter; bis sie an die Stelle kamen, wo das Kupfer war. Nachdem sie es angesehen, und viele Fragen darüber gemacht hatten, so sagte er ihnen, daß sie nicht nöthig gehabt hätten, das Blatt, worauf die Zeichnung war, mit so vieler Mühe aufzusuchen, denn er könnte ihnen, ohne die Blätter zu zählen, gleich sagen, wo es sich befände, und wie viele Blätter vorher gingen. Dieß kam ihnen äußerst wunderbar vor, und sie bathen ihn, ihnen die Möglichkeit davon zu zeigen. Er bath daher einen von ihnen, der das Buch in der Hand hätte, es aufzuschlagen, wo er wollte, und den Rand sorgfältig zuzuhalten, damit er nicht im Stande wäre, die Blätter zu zählen. Er that es mit großer Behutsamkeit, und dessen ungeachtet konnte er ihm leicht die Anzahl der Blätter sagen, indem er oben auf die Pagina sah. Er zählte sie ordentlich über, und fand, daß seine Angabe richtig war. Als die Indianer sahen, daß er dieß zu verschiedenen Mahlen that, und immer ohne zu irren, so sahen sie eben so erstaunt aus, als wenn er Todte auferweckt hätte. Sie konnten sein Verfahren bloß dadurch erklären, daß das Buch ein Geist wäre, der ihm alles zuraunte, was er von ihm zu wissen verlangte.

Was endlich die Sprachen der Nordamerikaner anbelangt, so können sie in vier Hauptsprachen abgetheilt werden. Die erste wird von den Irokesischen Völkerschaften in den östlichen Gegenden, die zweyte von den Tschipiwäern oder Algonkiern in den nordwestlichen, die dritte von den Nadowesziern in den westlichen, und die vierte von den Tschewokisen und Tschikasaern in den südlichen geredet. Eine oder die andere davon ist die Sprache aller Indianer, welche die Gegenden zwischen der Küste von Labrador bis an Florida, und von dem Atlantischen Meere bis an die Südsee bewohnen, so weit sich nähmlich die Entdeckungen der Europäer erstrecken. Doch scheint von allen diesen die Tschipiwäische Sprache am ausgebreitetsten zu seyn, und wird überhaupt so sehr geschätzt, daß die Oberhäupter von mehr als dreyßig Stämmen, die bey den großen Seen, oder westwärts davon an den Ufern des Missisippi, oder südwärts bis an den Ohio hinunter, und nordwärts bis an die Hudsons-Bay wohnen, sie fast allein in ihren Rathsversammlungen reden, ungeachtet jedes Volk seine eigene Sprache hat. Es ist wahrscheinlich, daß diese Sprache noch mehr ausgebreitet werden wird, da es niemand wagt, weite Reisen zu unternehmen, und zu Unterhandlungen mit einem entfernten Volke für tüchtig gehalten wird, der die Tschipiwäische Sprache nicht versteht. Jetzt wird die Sprache schon von den Ottowaern. Sakiern, Ottagamiern, den Kollistinern und Nipegonern gesprochen. Ihre Mundart ist nur wenig verschieden. Diese Sprache hat keine

weitschweifigen unnützen Ausdrücke; die Aussprache ist reich, und überhaupt wortreicher, als eine jede andere Sprache. Da sie nichts von Complimenten wissen, so haben sie bloß Ausdrücke für ihre Bedürfnisse und etliche Bequemlichkeiten des Lebens, wovon sie aber nur wenige kennen. Die Nadoweßische Sprache wird mit einem scharfen Accent gesprochen, sie hat keine Kehltöne, und ist daher leicht zu lernen, auszusprechen und zu schreiben. Sie ist fast so reich als die Tschipiwäische, und zugleich die herrschende auf der Westseite des Missisippi. Da aber die Indianer keine Buchstaben kennen, so ist es schwer den Ton ihrer Worte genau auszudrücken. Ungeachtet dieses Mangels aber können sich die Indianer dennoch gewisser Maßen durch Hieroglyphen ihre Begriffe verständlich machen, die ungefähr dazu dienen, das Andenken vorzüglicher Handlungen oder Begebenheiten zu erhalten. Wenn sie z. B. auf ihren Streifferereyen ein wichtiges Unternehmen ausgeführt haben, oder auszuführen Willens sind, so schälen sie die Rinde von den Bäumen, die sie auf dem Wege antreffen, und zeichnen dadurch den zurück gebliebenen Parteyen den Weg, den sie nehmen möchten, um sie einzuhohlen. Als Carver mit seinen Reisegefährten den Missisippi verließ, und nach dem obern See den Fluß Tschipiwä hinauf ging, so bezeichnete das Oberhaupt der Tschipiwäer dieses auf folgende Art: er schälte die Rinde von einem großen Baum, beym Ausflusse der Tschipiwä, und machte mit Holzkohlenstaub, der mit Bärenfett vermischt war, und ihnen anstatt der

Tinte diente, ein rohes aber deutliches Zeichen der Ortschaft der Ottagamier. Auf der linken Seite davon zeichnete er einen Mann in Rehfellen, wodurch die Nadoweßier angedeutet werden, und aus seinem Munde ging ein Strich in den Mund eines Rehes, dem Sinnbild der Tschipiwáer. Hierauf zeichnete er noch weiter zur Linken ein Canot, das den Fluß hinauf ging, worin ein Mann mit einem Hute saß. Hiezu fügte er noch verschiedene Sinnbilder, unter andern die Friedenspfeiffe am Vordertheil des Canots. Die Bedeutung dieser Zeichnung war, daß ein Anführer der Tschipiwáer in der Ortschaft der Ottagamier von etlichen Oberhäuptern der Nadoweßier wäre gebethen worden, den Engländer, der sich eine Zeitlang bey ihnen aufgehalten, den Fluß Tschipiwá hinauf zu führen, und daß sie ihn daher sicher seine Fahrt vollenden lassen möchten. Zum Beschluß wollen wir ein Lied der Nadoweßier hierher setzen, welches sie zu Anfang der Jagd singen:

Meo acuua eſchta pata negoſchtaga ſchedſcha mena. Tongo Uakon meo voſchta pata acuua. Hopinigahie ouie accugie meo, voſchta pata oto tahinoſcha meo tiebie. d. i.

Ich will aufstehen vor der Sonne, und jenen Hügel besteigen, zu sehen, wie das neue Licht die Dünste wegjagt, und die Wolken vertreibt. Und wenn die Sonne weg ist, leihe mir, o Mond,

hinreichendes Licht, mich sicher nach meinem Gezelte, mit Wild beladen, zurück zu führen.

Und hiermit schliessen wir die Sammlung der Nachrichten von den Sitten und Meinungen der Amerikanischen Wilden. Wir haben sie so geliefert, wie wir sie empfangen haben. Man sieht daraus, daß die Wilden bey weitem noch nicht so verächtlich sind, als man sie sich gemeiniglich vorstellt. Ob sie gleich die Hülfe der Wissenschaften nicht genießen; so sind doch viele von ihren Einrichtungen und Anstalten merkwürdig, und der Philosoph findet hier Stoff genug, aus den Beobachtungen zu raisonniren. Hier und da haben wir zwar Anmerkungen beygebracht; hätten wir es aber überall thun wollen, wo sich uns Gelegenheit dazu gezeigt hatte; so würde dieß Werk über die Maßen angewachsen seyn. Wir legen uns deßwegen keinen andern Nahmen, als den Nahmen eines Sammlers bey. Mit eigenen Augen haben wir nicht gesehen, und überlassen die Gewährleistung denjenigen, von welchen wir die Nachrichten genommen haben.

Ende des vierten und letzten Bandes.

Verzeichniß

der in diesem Bande befindlichen Kupferstiche, zu welcher Seitenzahl sie gehören.